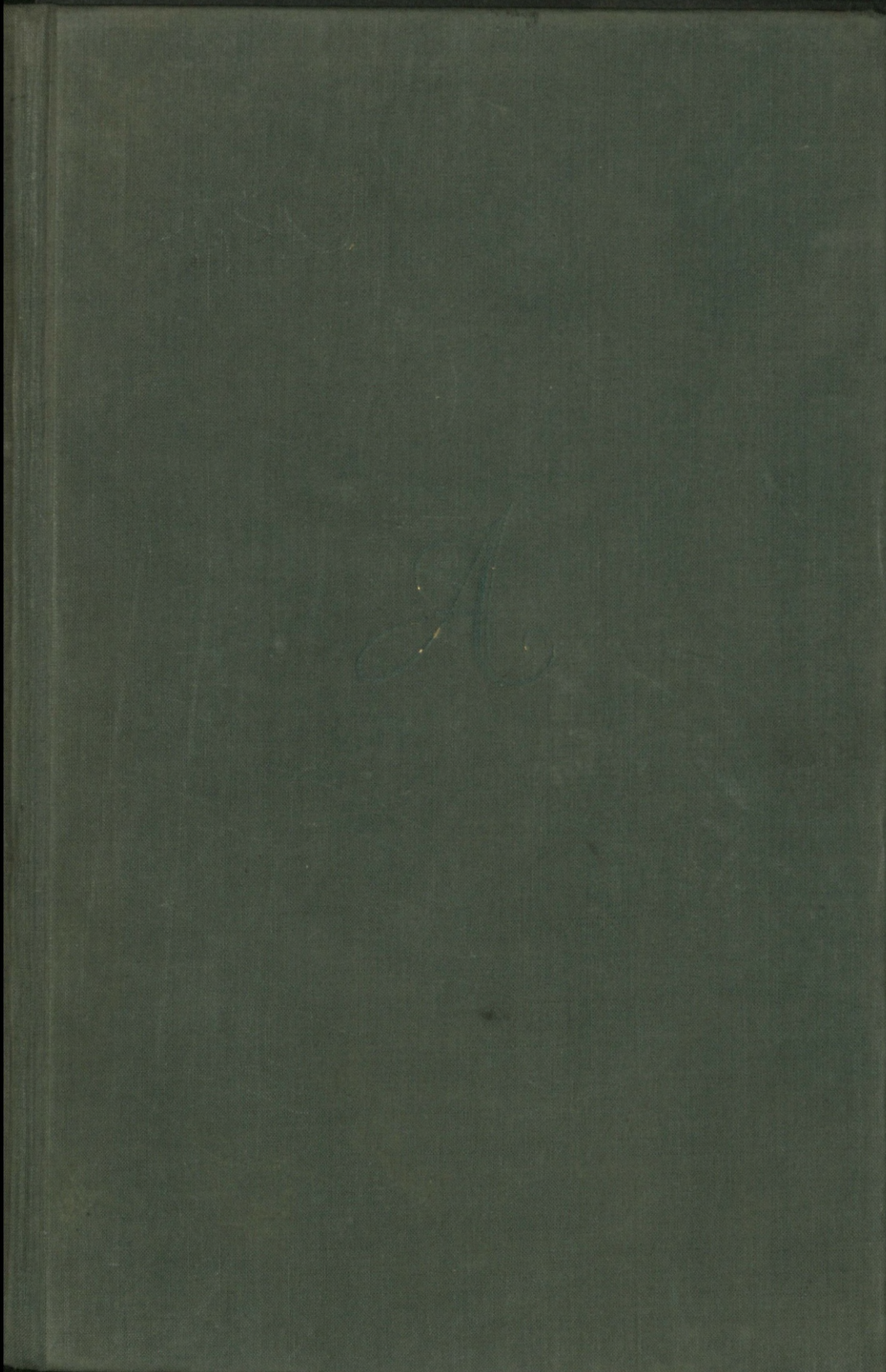
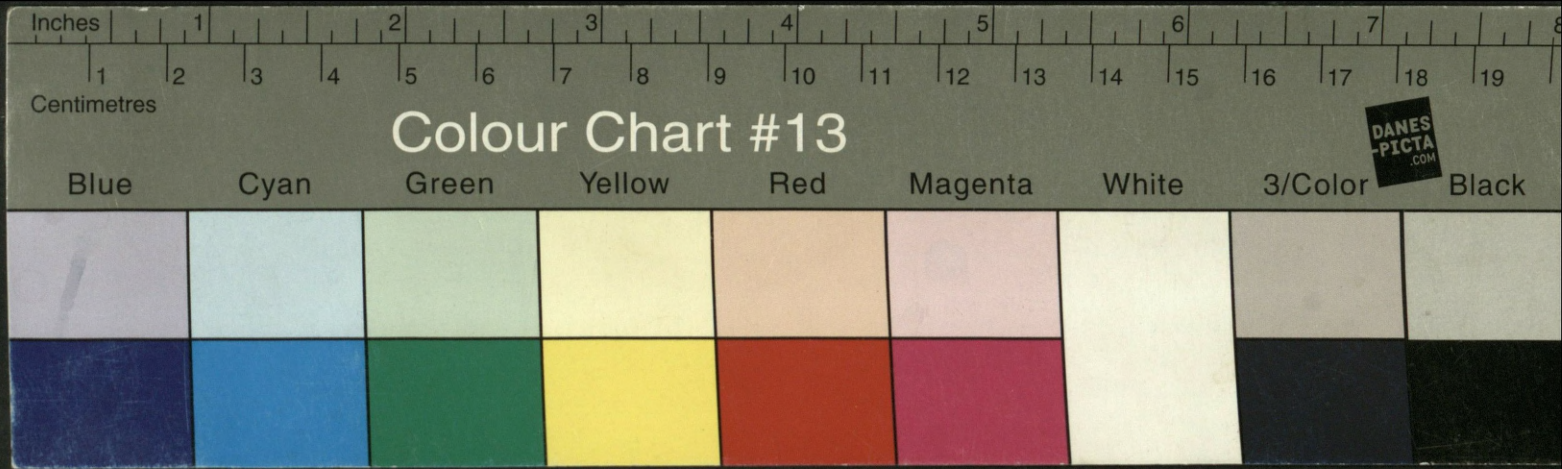
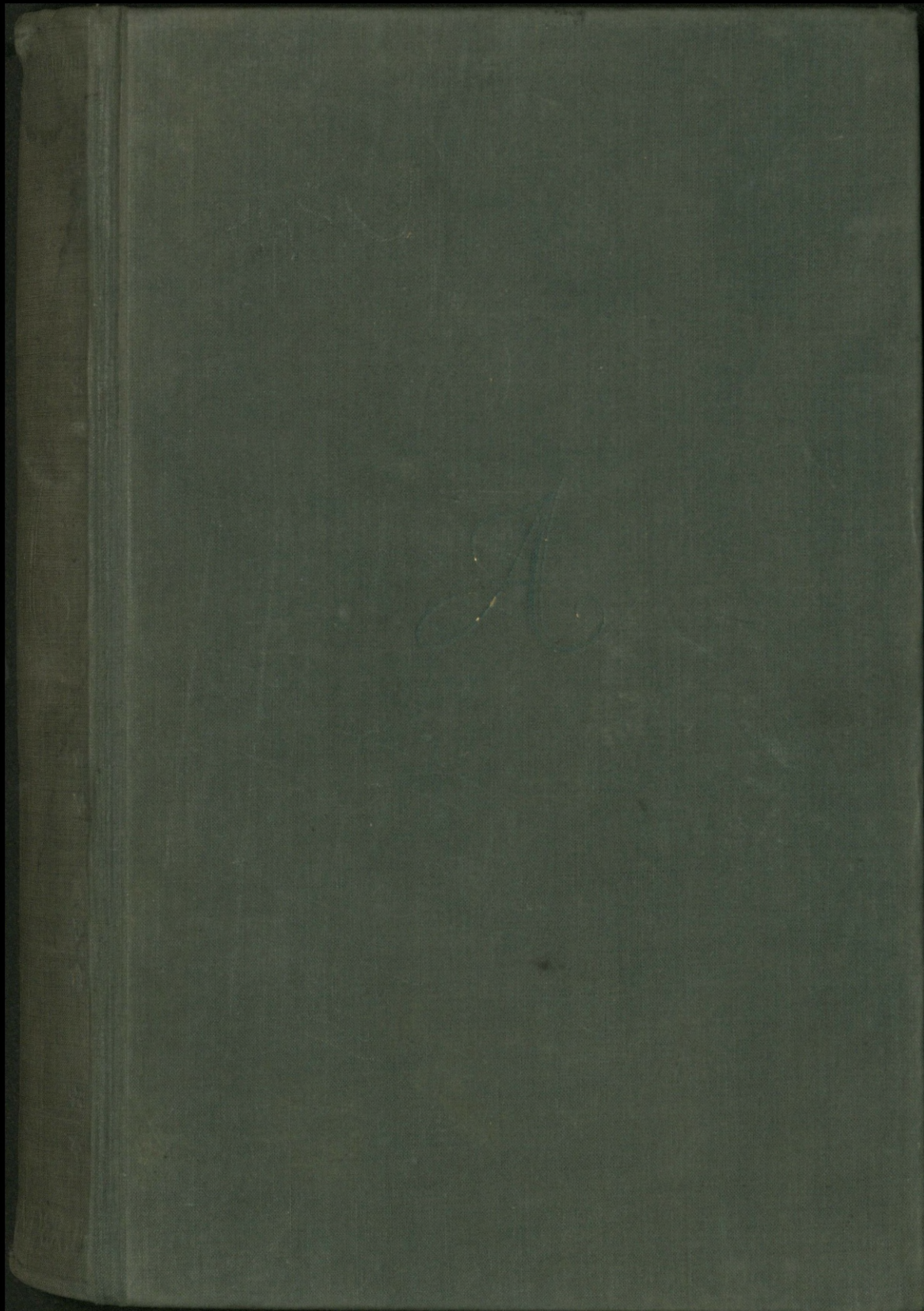








G 15
MAURICE PALÉOLOGUE

ALEXANDER I.

DER RÄTSELHAFTE ZAR

~~168H~~
645 F

MIT 16 BILDTAFELN

PAUL NEFF VERLAG · BERLIN

9(47) a

AUS DEM FRANZÖSISCHEN ÜBERSETZT VON DR. WILLY GRABERT



34059/2

Alle Rechte vorbehalten

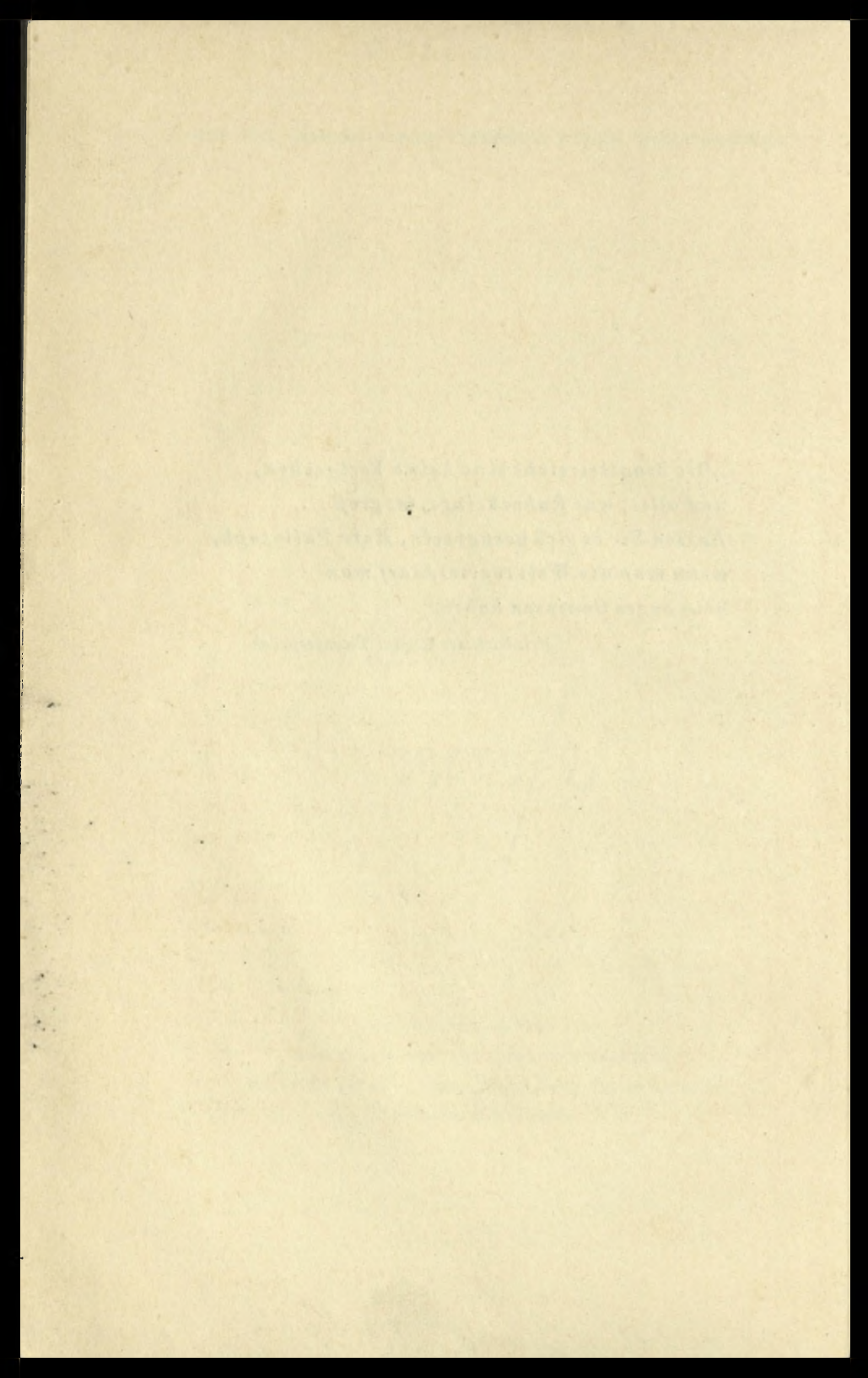
Einbandentwurf von Johannes Boehland

Gedruckt bei der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Printed in Germany

*„Die Staatsstreiche sind keine Verbrechen,
und alles, was Ruhm bringt, ist groß...
Lassen Sie es sich gesagt sein, Herr Philosoph,
wenn man die Welt regiert, darf man
kein enges Gewissen haben.“*

Friedrich der Große: Totengespräch



I

Die Gestalt

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist der Zarewitsch Alexander, der Sohn Pauls I. und der Enkel der Großen Katharina, ein schöner junger Mann von 23 Jahren, von schlankem Wuchs, kurzem Oberkörper, blauen Augen, feinen Zügen, gerade geschnittener Nase und hellblonden Haaren. Von seinem Gesicht strahlt ein gewinnendes Lächeln, das durch die fürstliche Eleganz seiner Allüren noch bestrickender wirkt.

Er gibt sich einfach und betont bisweilen ein wenig gar zu sehr diese Ungezwungenheit. Er will durchaus gefallen. Beständig fühlt er den hingebenden, fragenden Blick der Frauen auf sich gerichtet. Er bezaubert alle Herzen. Er wird angebetet von seiner sehr jungen Gemahlin Elisabeth, einer badischen Prinzessin, einem entzückenden Geschöpf, das ebenso hübsch wie ernst und schwärmerisch ist.

Von Natur aus jedoch ist er schüchtern: „Ich bin immer verlegen gewesen, wenn ich mich öffentlich zeigen mußte.“ Diese Verlegenheit hat er bis zum Ende seiner Regierungszeit empfunden, aber nur er allein war ihrer bewußt, denn er hat seine Rolle immer ausgezeichnet gespielt. Und das Schicksal gab ihm die Gelegenheit, mehr als eine Glanzrolle zu spielen; wie zum Beispiel bei seiner Krönung im Kreml zu Moskau, bei jener romantischen

Szene in Potsdam am Grabe Friedrichs des Großen, bei den Fürstentagen in Tilsit und Erfurt, im Befreiungskriege von 1812, beim Einzug in Paris, beim Wiener Kongreß, beim Kongreß von Aachen und von Verona usw. In jedem dieser schwerwiegenden Augenblicke zeigt er sich bewegt. Eine ängstliche Erregung kommt über ihn, eine Art von Angstrausch, der ihn zugleich behindert und doch wieder ermutigt, ihn verwirrt und ihn anreizt. Es hat seine volle Berechtigung, wenn Napoleon, nachdem selbst er sich von Alexanders gewinnendem Zauber hat blenden lassen, ihm den Beinamen eines „Talma des Nordens“ verleiht. Der Schauspieler in Alexander hat immer wieder diesen Beinamen bestätigt.

Mit seiner lebhaften Intelligenz versteht er zu glänzen. Sein beweglicher und doch sorgsam nachforschender Geist gelangt zu feinen Urteilen. Er spricht angenehm und gewinnend. Seine ganze Persönlichkeit steht im Banne eines leicht entzündbaren und doch widerspruchsvollen, eifrig zustrebenden und hartnäckig sein Ziel verfolgenden Willens. Aber seine Ausbildung ist nur oberflächlich. Sein Lehrer, der Walliser La Harpe, hat ihm den Kopf mit abstraktem Wissen, mit menschheitsbeglückenden und philosophischen Ideen vollgepfropft. Wirkliches positives Wissen brachte er ihm nicht bei. Die Leichtigkeit, die Dinge zu erfassen oder vielmehr die Zusammenhänge zu ahnen, erweckt den Anschein, als habe Alexander lange überlegt, selbst dann, wenn er eine Minute vorher noch keine Ahnung von der Sache hatte. Nach dem harten Wort einer Frau, die ihn sehr gut kannte, weil sie ihn sehr gern gehabt hat, „fehlt ihm jeder Fonds“. So ist er trotz seiner glücklichen Veranlagung, seines vornehmen, schnellen, von Begeisterung getragenen Zugreifens, trotz der furcht-

baren Schicksalsschläge und der gewaltigen Enttäuschungen, die das Schicksal ihm nicht erspart, zunächst kein großer Herrscher.

Eine religiöse Erziehung hat er kaum erhalten. Seine Großmutter Katharina II., die Freundin Diderots und Voltaires, der Abgott der Enzyklopädisten — „Notre Dame von Petersburg“ wurde sie genannt — hat ihn in völliger Gleichgültigkeit dem Christentum gegenüber erziehen lassen, da die Religion für sie keinen anderen Wert besaß, als den, die Menschen in Schach zu halten. La Harpe hat ihm eines Tages folgende Definition über Christus in das Heft diktirt: „Das ist ein Jude, von dem die Sekte der Christen ihren Namen hergenommen hat.“ Er ist ungläubig und macht sich keine Gedanken über das Jenseits, nichts läßt in ihm die mystische Besessenheit ahnen, die er später zeigt.

Von Natur ist er sehr sensibel. Freundschaften, Liebe, Zuneigung spielen eine große Rolle in seinem Leben. Oft hört man von seinem Mitleid, seiner Milde gegen die Armen, Kranken, Verwundeten, Schwachen, Gefangenen. Das hindert ihn wiederum nicht, manchmal den schrecklichsten Strafen seine Unterschrift zu geben oder sie anzuordnen. Bestimmt kennt er jenes Wort seiner berühmten Großmutter Katharina: „Ich bin gut, ich bin außerordentlich milde. Ich will nichts von Strafen wissen. Kerker und Galgen sind mir zuwider. Aber es kann der Fall eintreten, daß ich das, was ich will, auf furchtbare Weise wollen muß.“

Sein schlimmster Fehler ist seine innere Unbeständigkeit. Diese ist der Schlüssel für alle seine Maßnahmen. Voller Einbildung und nervös, wie er ist, läßt er sich nur von der Eingebung treiben. Es ist immer dasselbe bei

ihm: launenhaft schwankt er zwischen plötzlichem Egoismus und edelmütiger Anwandlung, zwischen Begeisterung und Niedergeschlagenheit, zwischen Freude und Melancholie, zwischen Mut und Furcht. Frei gibt er sich hin, dann plötzlich bricht er ab und hat Ausflüchte. Inmitten ernstester Arbeit zieht es ihn zu fast kindlichen Spielen. Seltsam sind seine Anwandlungen von verkrampfter Moral und seine ungesunde erotische Leidenschaft. Diese Gegensätze enthüllen die gefährliche Erbschaft, die er in sich trägt. Nicht ungestraft ist er der Sohn des argwöhnischen, grausamen und grotesken Monstrums „mit dem Totenkopf“ Paul I.

Napoleon in seiner steten Ausgeglichenheit und in seiner vor sich selbst stets verantwortungsvollen Konsequenz konnte sich diese Unstimmigkeiten und Widersprüche bei Alexander niemals erklären. Er sprach sich einmal Metternich gegenüber aus: „Man kann nicht geistreicher sein als Kaiser Alexander; aber ich weiß nicht, in seinem Charakter fehlt etwas. Es ist mir unmöglich zu sagen, was.“

II

Die Nacht des 23. März 1801

In dem Augenblick, in dem Alexander Kaiser wird, wird er in ein furchtbares Drama hineingerissen. Bis zu seinem Tode läßt ihn die quälende Erinnerung daran nicht los.

Über seine Mitschuld an der Ermordung seines Vaters besteht kein Zweifel. Er wußte von dem Plan seit langem.

Katharina II. hatte sich niemals damit abfinden können, ihr ruhmreiches Land dem geisteskranken und konvulsiven Narren, dem späteren Paul I., dem Sohn ihres ersten Liebhabers Soltykow, zu vererben. Denn es ist wohl sicher, daß ihr Gatte, der von Ropka erdrosselte Peter III., nicht Pauls Vater war. Das war durch dreißig Jahre für diese Frau ein quälendes Geheimnis, das ihr bittere Stunden bereitete. Das Verhältnis der Mutter zum Sohn erinnert in vielfacher Hinsicht an das von Agrippina zu Nero. Eine dunkle Feindseligkeit herrschte zwischen ihnen.

Als die Semiramis des Nordens in den letzten Tagen ihrer Regierung fühlte, wie ihre Kräfte schwanden, war sie entschlossen, ihren verhaßten Sohn zu enterben und über ihn hinweg die Krone ihrem geliebten Enkel Alexander zu überlassen.

Der junge Mann, der mit seinen 18 Jahren schon seinen vollen Verstand besaß, scheint keine Gewissensbisse dabei empfunden zu haben, an Stelle seines Vaters den

kaiserlichen Thron zu besteigen. Das beweist seine lobrednerisch und gefügig folgsame Antwort auf die Absichten und Anspielungen, die seine Großmutter in einem an ihn gerichteten Briefe aussprach:

„Niemals werde ich meiner Dankbarkeit Ausdruck geben können für das Vertrauen, mit dem Ew. Majestät mich beehrt hat. Ew. Majestät hat gnädigst geruht, mir ein Handschreiben zu übermitteln, das als Unterlage und Erklärung zu den übrigen Staatspapieren dient... Selbst mit meinem eigenen Blute werde ich niemals vergelten können, was Ew. Majestät für mich getan hat. Diese Papiere bestätigen in klarster Weise die Entschlüsse, die Ew. Majestät nach reifster Überlegung mir mitgeteilt hat, und die, — das darf ich wohl sagen, — von höchster Gerechtigkeit diktiert sind. Indem ich noch einmal die Gefühle meiner tiefsten Dankbarkeit zu den Füßen Ew. Kaiserlichen Majestät lege, nehme ich mir die Freiheit, mit dem Ausdruck tiefster Verehrung und unverbrüchlicher Zuneigung,

Ew. Kaiserlichen Majestät untertänigster und ergebenster Untertan und Enkel zu bleiben.

Alexander.“

Leider kennen wir *das Handschreiben* der Zarin nicht. Aber der Abscheu, den sie vor ihrem Sohne empfand, ist uns satksam bekannt. So können wir uns leicht vorstellen, was unter diesen *so gerechten Überlegungen*, die die Absetzung von Paul Petrowitsch motivierten, zu verstehen ist.

Warum ist der Plan Katharinas II. nicht Wirklichkeit geworden? Was wurde aus dem geplanten Manifest, das dem russischen Volke die vorzeitige Thronbesteigung Alexanders verkünden sollte?... Es bleibt ungeklärt. Aber

man darf annehmen, daß der Schlaganfall, der die alte Kaiserin am 17. November 1796 plötzlich niederwarf, im Winterpalais eine solche Verwirrung hervorrief, daß Paul den Augenblick dazu benutzen konnte, seine Hand auf die kaiserliche Erbschaft zu legen und sich zum Zaren auszurufen zu lassen, indessen die Kaiserin noch mit dem Tode rang.

Vier Jahre genügten. Die Launen, die Extravaganzen, die Tobsuchtsanfälle, die Wutausbrüche des neuen Autokraten wurden so unerträglich, daß alle Russen nur noch dies eine dachten: „Jetzt ist es genug! ... er hat seinen Verstand verloren! er muß vom Thron herunter! ... es bleibt nichts anderes übrig, als ihn umzubringen.“ In der Tat bleibt ja, wenn der Absolutismus exzessiv geworden ist, kein anderer Ausweg als der Mord.

Zu Beginn des Jahres 1800 begegnet der Graf Panin, der Vizekanzler des Auswärtigen Amtes, nach außen hin wie zufällig in einem Bade dem jungen Zarewitsch. Ohne daß es irgendwie verdächtig erscheint, kommen sie in ein Gespräch. Ganz offen und frei gibt Panin dem großfürstlichen Thronerben ein Bild von der kritischen Lage des Reiches. Es sei dringend notwendig, der Regierung seines Vaters Paul ein Ende zu bereiten. Man könne das Schicksal Rußlands nicht länger in den Händen eines Wahnsinnigen lassen, der vor Zorn berste, wenn man ihm nicht auf der Stelle gehorche oder irgendwelche Bedenken äußere. Es bleibe leider kein anderer Ausweg, als ihn abzusetzen. Aber natürlich keinesfalls mit Gewalt. Man müßte es ihm ermöglichen, sich in der für ihn ehrenvollsten Weise in aller Stille zurückzuziehen und an seine Gesundheit zu denken.

Schweigend hört der Zarewitsch diese ernsten, vertrau-

lichen Erklärungen an, die einem Todesurteil über seinen Vater gleichkommen. Er bezeugt keinerlei Überraschung, keinerlei Empörung. Ereignisse dieser Art waren in der Familie Romanow nur zu sehr an der Tagesordnung.

Empfindet er wenigstens Mitleid mit seinem Vater? Versucht er ihn zu warnen? ... Nein. Mit kaltem Herzen läßt er ihn in den Abgrund stürzen.

Einige Monate nach dieser Begegnung im Bade ist die Entthronung Pauls eine beschlossene Sache und bereits in Szene gesetzt. Einige sechzig Verschworene sind daran beteiligt. Alle wissen, daß sie ihr Leben auf das Spiel setzen.

Der Graf Pahlen, der Militärgouverneur von St. Petersburg, und der General von Bennigsen sind die Anführer des gefährlichen Anschlages. Beide geben sich nichts nach an Energie, Kühnheit und Kaltblütigkeit. Die meisten anderen Beteiligten, unter ihnen der Fürst Peter Wolkonsky, der Fürst Yachwill, die Fürsten Platon und Nikolaus Suhow, der Fürst Alexander Galitzin, der Graf Uwarow, gehören zur Garde. Diese spielt wieder einmal die traditionelle und entscheidende Rolle, wie bei den Palastrevolutionen zur Zeit der Anna Iwanowna, Elisabeth Petrowna und der Katharina Alexejewna.

Das Datum der Ermordung wird auf den 23. März, um Mitternacht, festgesetzt.

Das Palais Michael, das schon mehr eine finstere und dunkle Festung ist, in der Paul in der Regel residiert, wird an jenem Abend von dem dritten Bataillon des Ssemenowschen Regimentes bewacht, mit dem man sich verständigt hat.

Der Zar ahnt nichts. Seine Privatgemächer liegen im ersten Stockwerk.

Ein furchtbares Gepolter, eine gräßliche Vision treiben ihn im ersten Schlaf plötzlich aus dem Bett.

Herein stürzen die Verschworenen, nachdem sie die Tür seines Zimmers eingestoßen haben. Die meisten sind betrunken. Sie werfen sich auf den Unglücklichen, schlagen ihm den Schädel ein und stechen mit ihren Degen in seine Brust, bearbeiten ihn mit Fäusten, mit ihren Stiefeln und erdrosseln ihn schließlich mit einer Schärpe.

Als der Leichnam noch für einen Augenblick zu zucken scheint, springt ihm einer der Mörder mit beiden Füßen zugleich auf den Leib, „um ihm vollends den Garaus zu machen“.

Was indessen tut der Zarewitsch Alexander?

Er wohnt im Erdgeschoß des Palais Michael, ziemlich weit von dem Gemache entfernt, in dem sich soeben diese unwürdige Tragödie abgespielt hat. Man könnte also annehmen, daß er den lärmenden Überfall der Mörder, ihr Geschrei und das Geheul des Opfers nicht gehört hat. „Ich schlief,“ pflegte er später im Ton der Selbstentlastung zu sagen. Ein etwas merkwürdiger Schlaf! Nachdem er doch in alle Einzelheiten des Komplotts eingeweiht war! Nachdem er doch selber das dritte Bataillon des Ssamenowschen Regiments dazu ausersah, am 23. März im Palais Michael die Wache zu beziehen. Nachdem Pahlen noch am selben Tage sechs Uhr abends ihn aufsuchte, um ihn über die letzten Vorbereitungen zu informieren!

Aber er bebt am ganzen Körper, als der Leutnant Poltoratsky, einer der Mörder, wild und verstört an ihn herantritt und sagt:

Es ist geschehen!

Was?

Der Kaiser ist tot.



Pahlen tritt fast zur selben Minute ein. Zum ersten Male läßt sich der Zarewitsch mit seinem neuen Titel anreden: „Ew. Majestät!...“ Man könnte das Ganze für eine Szene aus Macbeth halten.

Alexander kleidet sich hastig an, empfängt die Verschworenen. Diese dringen auf ihn ein, er solle sich vor den Truppen zeigen und sich von ihnen den Fahneneid schwören lassen.

Er geht mit ihnen hinunter. Aber in der Vorhalle des Erdgeschosses wird er plötzlich von einem so heftigen Krampf erfaßt, daß er beinahe in Ohnmacht fällt. Er wird in sein Zimmer gebracht, wo seine Gemahlin, die edle und feinfühlige Elisabeth Alexejewna ihm beisteht und ihm Mut zuspricht. Jemand, der dem Zarenpaar sehr nahesteht, kommt zufällig in das Zimmer und sieht sie beide auf dem Sofa kauern, sieht sie sich umarmen und küssen und weinen.

Als die Zarin ihn endlich aufgerichtet hat, zeigt Alexander sich unter Salut und frenetischem Beifall den Truppen; wie es so bei solchen Fällen üblich ist.

Dann verläßt er das Palais Michael, wo von dieser Stunde ab kein Zar mehr zu wohnen wagt, und begibt sich in das Winterpalais.

Dort findet er unter den tröstenden und ruhmreichen Erinnerungen an die Große Katharina wieder zu sich. Aber kaum ist er über die Schwelle getreten, als er abermals zusammenbricht. Einer von denen, die ihm schützend zur Seite stehen, schildert ihn, wie er langsam dahingeht mit gesenktem Kopf, schlotternden Knien, mit wirren Haaren, mit tränenüberströmtem Gesicht, den Blick starr vor sich gerichtet wie ein Nachtwandler.

Kaum allein, bricht er völlig in sich zusammen.

Um seine Schuld zu mildern, hat man geltend gemacht, er würde nie den Mord zugelassen noch überhaupt an ihn gedacht haben, wenn es ihm irgend möglich gewesen wäre, die Internierung seines kranken Vaters durchzuführen. Niemals hätte er dann den Verschwörern freie Hand gegeben. Die furchtbare Anklage des Vaternordes könne ihn deshalb nicht treffen. Am meisten entlastet ihn wohl noch ein Wort, das der Graf de Langeron, ein in russischen Diensten stehender französischer Emigrant, übermittelt hat. Als Pahlen diesem von den Vorverhandlungen, die dem Attentat vorangingen, erzählte, sagte er zu ihm: „Um der Wahrheit die Ehre zu geben: der Zarewitsch Alexander willigte in nichts ein, ehe ich ihm nicht mein heiligstes Ehrenwort gegeben hatte, daß man seinem Vater nicht nach dem Leben trachten würde. Ich versprach das...“

Praktisch bedeutete dieses *heiligste Ehrenwort* nichts. Es war nur eine vorgeschützte Redensart, eine Formalität. Darüber konnte sich Alexander keiner Täuschung hingeben. Er kannte seinen Vater allzugut, um sich für einen Augenblick auch nur vorstellen zu können, daß er nicht den schärfsten Widerstand leisten oder daß er sich gar einsperren lassen würde wie jener arme Iwan VI., den die Kaiserin Elisabeth in der Festung Schlüsselburg hatte einkerkern lassen und den man eines schönen Morgens in seiner Zelle erschossen aufgefunden hatte. Niemals hätte dieser großwahn sinnige Autokrat, der sich beständig an seiner Macht berauschte, den die geringste Kritik vor Wut rasen ließ, niemals hätte Paul I. in seine Absetzung eingewilligt. Die Abdankung hätte für ihn das Todesurteil bedeutet. Keinem der Eingeweihten, die in dieser tragischen Nacht eine Rolle spielten, war das fatale Ender-

gebnis zweifelhaft, und Pahlen am allerwenigsten. Als er in letzter Minute bei einigen Mitverschworenen ein Zaudern bemerkte, hat er sie mit dieser Redensart ermuntert: „Man kann kein Omelett backen, ohne Eier zu zerschlagen.“

Was Alexander aber am meisten belastet, ist sein späteres Verhalten gegen die Mörder. Er bringt nicht den Mut auf, auch nur einen von ihnen zur Rechenschaft zu ziehen.

Seinem ehemaligen Lehrer La Harpe, der sich nach der Schweiz zurückgezogen hatte und der nur sehr oberflächlich das Drama vom 23. März kannte, lassen die Beschuldigungen, die auf Alexander lasten, keine Ruhe. Er schreibt ihm:

„Es genügt nicht, daß Ew. Kaiserliche Majestät ein reines Gewissen hat oder daß diejenigen, die die Ehre haben, Ew. Majestät zu kennen, davon überzeugt sind, daß sie nur der bitteren Notwendigkeit nachgegeben hat. Alle Welt muß wissen, daß Ew. Majestät die Verbrecher bestraft, sobald sie weiß, wer sie sind und wo sie sich aufhalten.“

Der Mord eines Kaisers in seinem Palast, inmitten seiner Familie kann nicht ungestraft bleiben. Das hieße die menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen treten und die kaiserliche Würde gefährden. Die Ungeheuerlichkeit, daß in Rußland die Königsmörder beständig ungestraft bleiben, oft sogar noch belohnt werden, daß sie um den Thron herumlungern und jeden Augenblick von neuem ihre Schandtaten beginnen können, muß endlich aufhören.“

Jedermann in St. Petersburg wußte von dieser Ungeheuerlichkeit. Die einen waren empört, andere machten sogar Scherze darüber. Die Gräfin von Bonneuil, eine fran-

zösische Abenteuerin und Spionin Ludwigs XVIII. schrieb an Fouché: „Der junge russische Kaiser beginnt folgendermaßen: vor ihm die Mörder seines Großvaters, hinter ihm die Mörder seines Vaters, und um ihn herum seine eigenen.“

Gibt nun Alexander etwas auf die Ratschläge des braven La Harpe?

Die Grafen Pahlen und Panin werden zuerst noch einige Monate in ihren hohen Stellungen belassen. Als die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna sich über ihre häufigen Besuche am Hofe beschwert, legt man ihnen höflich nahe, sie möchten sich auf ihre prächtigen Güter Eckau in Kurland und Marfino in der Nähe von Moskau zurückziehen.

Der General von Bennigsen, „der Hauptmörder“, wie ihn Joseph de Maistre nennt, wird unmittelbar nach dem Attentat zum Generalgouverneur von Litauen und zum kommandierenden General der Kavallerie ernannt und setzt in aller Ruhe seine glänzende Laufbahn fort, bis der Tag kommt, da er in den Feldzügen von 1807 und 1812 zum höchsten Rang aufrückt. Wenn er bisweilen so etwas wie kühle Ablehnung bei seinem kaiserlichen Herrn bemerkt, dann läßt er Worte fallen wie: „Der Undankbare! Er vergißt wohl, daß ich das Schafott riskiert habe, um ihn zum Kaiser zu machen...“ Er ist sehr groß, mager, hat ein knochiges Gesicht, seine Worte stößt er kurz und abgehackt hervor, sein Benehmen ist hochmütig. Alle sehen in ihm das Abbild der Scheußlichkeiten dieser fürchterlichen Nacht. Eine abergläubische Furcht befällt jeden, der mit ihm zusammen ist. Die Gräfin von Lieven findet an ihm „eine Ähnlichkeit mit der Statue des Komtur“.

Der Fürst Peter Wolkonsky wird hintereinander zum General-Adjutanten, zum Stabschef und Mitglied des Kaiserlichen Rates usw. ernannt. Bis zu seinem Tode bleibt er der Freund und der intimste Vertraute seines kaiserlichen Herrn.

Keiner der Mörder fällt in Ungnade, bis auf zwei oder drei Subalterne, die unangenehm darauf pochen, sie hätten bei dem entscheidenden Akt der Erdrosselung die Hauptrolle gespielt.

Der bezeichnendste Fall aber ist derjenige des Grafen Uwarow, der am 23. März das vornehme Regiment der Gardereiter befehligte. Unmittelbar nach der Thronbesteigung Alexanders wird er zum General-Adjutanten befördert und wird sodann der unzertrennliche Vertraute des Kaisers. Er begleitet ihn auf allen seinen Spaziergängen und Erholungsfahrten. Er nimmt teil an seinen Vergnügungen und er ist der einzige, den der Kaiser immer um sich haben muß. Er ist, wie man später sagt, „das Hätschelkind der kaiserlichen Familie“.

Was man noch am ehesten zur Verteidigung des Kaisers vorbringen kann, das sind die Vorwürfe, die er sich selbst vor seinem eigenen Gewissen macht. Sie quälen ihn bis zu seinem letzten Atemzuge. In den ersten Zeiten seiner Regierung überrascht man ihn manches Mal, wie er auf einem Sofa liegt, bleich, mit verzerrten Gesichtszügen. Seine Hände zittern und seine Augen starren ins Leere.

Als ihn eines Tages der Fürst Adam Czartoryski, der ihm am nächsten steht, zu trösten versucht, erhält er zur Antwort:

Nein, das ist unmöglich! ... Mir kann niemand helfen! ... Mein Leiden hat kein Ende. Das läßt sich nicht beheben ...

Später nimmt seine Niedergeschlagenheit weniger dramatische Formen an. Aber immer wieder und unter den verschiedensten Umständen, mag er sich freuen oder traurig sein, mag er siegen oder eine Niederlage davontragen, befällt ihn ein plötzlicher und stechender Schmerz und stellt ihm das anklagende Gespenst seines Vaters vor Augen. Seine Reue läßt mit den Jahren nicht nach. Die Anklagen bohren sich allmählich in die feinsten Falten seines Gewissens und bohren und bohren weiter in der Form einer fixen Idee.

III

Politik und Liebe

„Endlich atmet Rußland auf!...“ Dieses Wort gibt die allgemeine Stimmung wieder, als am 24. März die frohe Nachricht verbreitet wird: „Paul Petrowitsch ist tot!...“

Daß er an einem Schlaganfall gestorben sei, wie es offiziell heißt, daran glaubt kein Mensch einen einzigen Augenblick. Die Trauerchronik der Romanow hatte nur gar zu oft schon einen solchen Schlaganfall beschönigend als Todesursache angegeben. Auch Talleyrand läßt sich nicht täuschen. Als er vierzehn Tage später die Trauernachricht empfängt, bemerkt er bissig: „Die Russen sollten endlich einmal eine andere Krankheit für den Tod ihrer Kaiser erfinden.“

Von der gesamten vielfältigen Einwohnerschaft des Reichenreiches, von den adligen Bojaren, den Offizieren, den Tchinowniks und den Bischöfen bis zu den einfachen Popen und Soldaten, und weiter bis zu der dumpfen frönpflichtigen Menge der Muschiks wird der Enkel der Großen Katharina mit einem ungeheuren Jubel und mit einmütiger froher Hoffnung begrüßt. Kein Zweifel, man steht an der Schwelle einer neuen Ära. Man erwartet nichts Geringeres als eine vollständige Reform der Verhältnisse und des Lebens in Rußland.

Hingerissen von so vielen Huldigungen und reichen

Segenswünschen begibt sich Alexander unverzüglich an die Arbeit.

Alle jene liberalen Ideen, die sein Lehrer La Harpe ihm einst eingeschärft hat, werden in ihm wach. In der Form von Ukasen entsendet er sie in das Land. Von oben bis unten will er das überalterte Gebäude des Zarenreiches neu aufbauen.

Drei junge Adelige, der Fürst Adam Czartoryski, der Graf Victor Kotschubey und der Graf Paul Stroganow beraten ihn und teilen seine Ansichten. Des Abends vereint er sie um sich zu einem *geheimen Rat*. Aber die Seele des Ganzen ist sein geschickter Privatsekretär Nowossiltsov.

In diesem Kreise studiert man die wichtigsten Fragen der politischen und sozialen Neuordnung, wie z. B. die Organisation der Regierungsverwaltung, die Reform des Senates und der Geheimen Staatskanzlei, eine bessere Regelung für die Durchführung des kaiserlichen Willens, die Kodifikation der Gesetze, die Finanzkontrolle, die Verantwortlichkeit der Beamten, eine gerechtere Handhabung der Justiz, die Einschränkung der Grausamkeiten in den Gefängnissen und Zuchthäusern und schließlich eine Milderung der Leibeigenschaft. Man ist mit Eifer dabei und läßt es bei der Prüfung dieser ungeheuren Fragenkomplexe nicht an edler Gesinnung fehlen; aber man bewältigt die Fragen nicht. Jedenfalls sind die halben Lösungen, zu denen man schließlich gelangt, in Wahrheit Selbsttäuschungen. Sobald man die Übel an den Wurzeln zu packen sucht, häufen sich die Schwierigkeiten, ganz abgesehen von den Widerständen, die sich von allen Seiten erheben.

Die Aufgabe ist gar zu gewaltig, eine Sisyphusarbeit, zu allerletzt ein Wunschtraum.

Alexander ist kein Reformator. Ihm fehlt vor allem Erfahrung, Methode, ordnende Vernunft, die Gabe des schnellen und klaren Befehlens, Stetigkeit im Tun und Festigkeit der Überzeugung. Und im Grunde seines Wesens ist er nicht liberal, oder vielmehr: er ist es nicht in jenem Sinne, wie er meint. Seine Menschheitsträume versteifen sich auf eine Freiheit von sehr abstrakten und nebelhaften Formen. Er spricht zwar davon, die Verhältnisse des russischen Staates zu modernisieren, aber er denkt nicht daran, zu diesem Zweck auch nur ein Tütelchen seiner geheiligten Vorrechte zu opfern, die seinem dynastischen Stolze, seinem Sinn für Größe, seiner Freude an prunkvollen Aufzügen täglich die schmeichelhaftesten Huldigungen einbringen.

Gegen Mitte des Jahres 1803 interessieren ihn die Reformgedanken schon nicht mehr. Die alten Anschauungen orthodoxer Zarenherrschaft beherrschen Rußland auch weiterhin.

Seine plötzliche Abkehr von der Politik hat auch ihren inneren Grund. Eine tiefe Liebe kommt in dieser Zeit über ihn und verzehrt seine ganze Kraft.

Eine polnische Fürstin, Maria Antonowna aus dem Fürstengeschlecht von Czetwertynski, die mit dem prunkliebendsten Bojaren, mit Dimitri Naryschkin verheiratet ist, beherrscht all sein Sinnen und Trachten. Die Fürstin gilt als vollendete Schönheit. Sie wird die „Aspasia des Nordens“ genannt.

Im Anfang bleibt ihre Verbindung geheim. Bald aber fällt jede Scheu. Die beiden Liebenden zeigen sich in der Gesellschaft. Tag für Tag sucht Alexander Maria Antonowna auf. Alle Welt weiß das. Sie empfängt ihn in ihrem

prächtigen Palast der Fontanka, im Sommer in ihrer luxuriösen Villa Des Iles. Dort kommt jeden Abend die glänzendste Gesellschaft der Hauptstadt und des Reiches zusammen. Dort hält der Monarch Cercle, dort ist er bald so gut wie zu Hause. Er wird nicht nur verschwenderisch in reicher Sinnenlust von der neuen Herrin belohnt, auch Geist und Seele ruhen bei ihr aus. Maria Antonowna spricht zu ihm einzig von ihrer Liebe, von ihren Kleidern, von ihren Empfängen, von ihren Bällen, von anderen Freundschaften, die sie um sich entstehen und sich lösen sieht, niemals aber von der Politik. Das ist für die einen der Grund, sie für dumm, für die anderen, sie für sehr klug zu halten. Letztere behaupten sogar bald, daß sie verständig genug sei, die täglichen kleinen Übergriffe, die gelegentlichen Eskapaden nicht zu bemerken, die ihr Geliebter sich gern herausnehme. Dies berechtige sie dazu, auch ihrerseits verstohlen gegen andere freundlich zu sein.

Beide scheinen enger verbunden zu sein als man glaubt. Eines Tages verbreitet sich ein seltsames Gerücht. Und es sieht so aus, als ob es nicht unbegründet gewesen sei. Um Maria Antonowna ganz für sich zu haben, um ihre beiderseitige Liebe durch ein unzerstörbares Band zu weihen, soll Alexander als oberster Kirchenfürst, dem der Heilige Synod ganz zu Willen war, an nichts Geringeres gedacht haben, als an seine Scheidung von der Kaiserin Elisabeth Alexejewna. Er hätte sodann auch die Ehescheidung der Maria Antonowna anbefehlen und sie heiraten wollen. Endlich noch ein Letztes: Die Krone würde er seinem jüngeren Bruder Nikolaus überlassen. Dieser sollte unter der Regentschaft der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna Kaiser sein. Die beiden Liebenden aber wollten, vor Gott vereint, ihrem Liebesglück im Auslande leben. Hier kommt

zum erstenmal ein Gedanke zum Vorschein, der mehrere Male in Alexander mächtig wird und der zweifellos auch bei dem unlösbaren Rätsel seines Todes eine Rolle gespielt hat.

Was nun sagt die Zarin zu diesem Ehebruch, der sich vor aller Augen am Hofe abspielt?... Wie verhält sie sich? Wird sie ungeduldig, straft sie den Zaren mit Verachtung, lehnt sie sich auf oder findet sie sich mit ihrem Schicksal ab?

Das intime Leben der Zarin Elisabeth Alexejewna ist eins der eigenartigsten, das eine Herrscherin je geführt hat. Es läßt sich nur aus gewissen Neigungen, aus seltsamen Süchten ihres Gatten erklären. Unter welchen Gesichtspunkten man das Seelenleben Alexanders auch studiert, immer steht man zuletzt vor einem unlösbaren Rätsel.

Elisabeth, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, wurde im Alter von fünfzehn Jahren, am 9. August 1793, mit dem Großfürsten Alexander vermählt. Er war zwei Jahre älter als sie.

Schon damals spricht man ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten einen seltenen Zauber zu. Die Gräfin Golowin faßte 1795 die Meinung aller folgendermaßen zusammen:

„Elisabeth ist sechzehn Jahre alt. Sie ist groß, schlank, entzückend gewachsen, sie hält sich gerade. Sie hat aschblonde, lange schöne Haare, einen weißen Teint, rosige Wangen, blaue Augen, von dunklen Wimpern und Brauen überschattet und einen sehr angenehmen Zug um den Mund. Ihr Blick ist freundlich und voll geistigen Lebens. Ihr Gesicht ist der Ausdruck ihres Inneren. Es würde in diesem Sinne noch sprechender sein, wenn ihre große Zu-

rückhaltung sie nicht hinderte. Sie ist wenig zugänglich, aber höflich. Sie ist still und wenig mittheilend. Sie denkt gerecht, schaut scharf durch die Dinge hindurch, urtheilt nur manchmal etwas überspannt. Ihre lebhaftige Phantasie verlockt sie dazu. Sie ist sehr empfindlich, sehr zartfühlend. Sie liest ernste Bücher, die sie bilden. Sie ist eine liebliche Knospe, noch nicht aufgeblüht, mit der Sehnsucht sich zu erfüllen.“

Zu derselben Zeit hat Frau Vigée-Lebrun, die die Kaiserin Katharina soeben an ihren Hof gerufen hatte, ihren ersten Eindruck von Elisabeth geschildert:

„Herr von Esterhazy bot mir den Arm, und wir gingen durch den Park, als ich in dem Fenster eines Zimmers in dem Erdgeschoß ein junges Menschenkind bemerkte, das einen Nelkentopf begoß. Sie war höchstens siebzehn Jahre alt. Sie hatte feine regelmäßige Züge und ein vollendetes Oval. Ihr schöner bleicher Teint harmonierte mit den engelgleichen, lieblichen Zügen ihres Gesichtes. Ihre aschblonden Haare fielen auf ihren Nacken und in die Stirn. Ihr weißes Kleid wurde mit einem lässig um die feine geschmeidige Gestalt gelegten Gürtel zusammengehalten wie bei einer Nymphe. So wie ich sie eben zeichnete, hob sie sich von dem Hintergrunde ihres mit Säulen verzierten und mit silberrosa Gaze geschmückten Zimmers so entzückend ab, daß ich ausrief: *Das ist Psyche!* Es war die Fürstin Elisabeth, die Frau Alexanders...“

Aber ein noch zutreffenderes Bild von dem Zauber, den diese junge Frau ausstrahlte, gibt uns Katharina II. selbst, die am 7. April 1795 an ihren vertrauten Freund Grimm schrieb: „Elisabeth ist eine *Sirene*. Ihre Stimme geht unmittelbar zum Herzen. Das meine hat sie völlig erobert.“

Zur gleichen Zeit beobachtet Feodor Rostopschin, der

später Moskau in Brand steckte, der immer neugierig auf alles achtete, aufmerksam das junge großfürstliche Paar. Er schreibt an einen seiner Freunde: „Der Großfürst Alexander hat ein sehr glückliches Naturell. Er ist edel, rein und allem Guten zugänglich. Aber er ist träge und will sich mit nichts beschäftigen... Die Großfürstin ist eine sehr interessante Frau, vom besten gesellschaftlichen Ton. Sie hat ihren Willen für sich und tut auch meistens das, was sie für richtig hält. Täusche ich mich nicht gar zu sehr, so wird sie eines Tages bei allem den Ausschlag geben. Ihr Mann betet sie an. Leider ist die Großfürstin Elisabeth nicht sehr gesund; *die Langeweile tötet sie*. Sie liebt ihren Gatten. Aber er ist zu jung, um sie so zu lieben, daß sie ihm ganz gehört. Sie ist über ihre Jahre hinaus reif...“

Ein vertraulicher Brief Alexanders an seinen ehemaligen Lehrer La Harpe gibt uns einen Einblick in das persönliche Verhältnis der beiden Gatten zueinander: „Unmöglich können zwei Menschen glücklicher zusammen sein, als wir es sind.“

Hätte Elisabeth sich wohl mit dieser Äußerung einverstanden erklärt?... Nach vier Jahren ihrer Ehe dachte sie sicherlich immer noch daran, was sie zur Zeit ihrer Verlobung „auf ein Stück Papier“ geschrieben hatte: „Er hat das Glück meines Lebens in seinen Händen. Daher wird er mich bestimmt für immer unglücklich machen, sollte er jemals aufhören mich zu lieben. Alles könnte ich ertragen. Aber dies nicht... Doch es heißt schlecht von ihm denken, auf solche Gedanken zu kommen.“

Allzufrüh jedoch legte sich ein Schatten auf ihr junges Glück. Vertraulich gesteht Elisabeth ihrer Mutter: „Zuerst war ich in den Großfürsten unheimlich verliebt. Jetzt, da

ich anfangs, ihn genau zu kennen, gelange ich häufiger an einen *toten Punkt*, der mir peinlich ist. Die übertriebene Art, mit der ich ihn liebte, ist dahin.“

Der Graf Platon Subow, dessen unfeines Werben die Große Katharina mit ihren 67 Jahren sich gerne noch gefallen ließ, hat ohne Zweifel diesen *toten Punkt* bemerkt. Mit dem ihm eigenen geckenhaften Benehmen und seinem Abenteuerertum hat er versucht, die junge Frau zu verleiten. Aber er ist mit seinen Künsten nicht weit gekommen. Sie hat ihn mit Abscheu zurückgewiesen.

Doch mehr und mehr gewinnt sie den Eindruck, daß ihr Gatte sie vernachlässigt: „Alexander liebt mich nicht, wie ich von ihm geliebt werden mußte, wie er mich lieben würde, wenn er mich verstünde...“ Ahnt sie schon, daß andere Frauen ihn reizen?... Sollte sie schon irgendein Anzeichen dafür haben, wie bald er sie verraten wird?... Man weiß es nicht. Jedenfalls gerät sie mit ihren schönen Träumen von Liebe, mit ihrer Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Hingabe auf seltsame Irrwege.

Die Gräfin Warwara Nikolajewna Golowin, eine geborene Fürstin Galitzin, die Gemahlin des Hofmarschalls, war die intime Freundin Elisabeths geworden. Sie plauderten miteinander, lasen zusammen, gingen zusammen spazieren und trieben zusammen Musik. Die beiden jungen Frauen ergriffen jede Gelegenheit, sich zu sehen, sich zu schreiben, sich einander anzuvertrauen. Wir besitzen keinen Brief von der Fürstin Golowin. Aber wir haben ungefähr zwanzig und zwar sehr lange Briefe von Elisabeth. Der Ton einer immer ernsten und melancholischen Überspanntheit läßt, zum mindesten für die zukünftige Kaiserin, ein voll begeistertes Herz und reichste Einfühlungsgabe, einen selten hohen Grad von Empfindsamkeit, eine

schöne Neigung zur edelsten Liebe erkennen. Alexander entdeckt alle diese Tugenden erst später. Und als die tragischen Jahre kommen, gewinnt er daraus Rat und Hilfe.

Daß Alexander die ganz besondere Vertraulichkeit zwischen seiner Gemahlin und der Gräfin Golowin gekannt, ja sogar begünstigt hat, unterliegt keinem Zweifel, da Elisabeth am 12. Dezember 1794 ihrer Freundin schreiben kann: „Ihr Herz ist mir am nächsten. Und wenn es die ganze Welt nicht will. Im übrigen kann man mir nicht verwehren, Sie zu lieben. Ich bin dazu berechtigt worden durch irgend jemand anderen, der ebensoviel, wenn nicht mehr Recht hat, mir zu befehlen, Ihnen meine Neigung zu schenken. Sie verstehen mich, hoffe ich.“

Diese verdächtige zweideutige Nachgiebigkeit ihres Gatten zeigt sich bald in einer noch befremdlicheren Spielart.

Seit einiger Zeit war der Großfürst mit einem Polen von hohem Adel und von dunkler, schwermütiger Schönheit, mit dem Fürsten Adam Czartoryski eng verbunden. Die beiden jungen Männer waren einig in ihrer Schwärmerei für die liberalen Ideen, in der Großzügigkeit ihrer politischen Pläne. Sie wollten nichts wissen von den gewöhnlichen niederen Anschauungen der Menschen. Beide verband eine abenteuerliche Sehnsucht nach Ruhm und Macht.

Alexander unterlag den verführerischen Worten seines neuen Freundes bis zu einem solchen Grade, daß er wünschte, auch seine Frau sollte den verwirrenden Reiz seiner Gesellschaft genießen.

Lange widerstand die junge Frau. Aber sie sehnte sich gar zu sehr nach Zärtlichkeit. Und alles, was Czartoryski sagte, erzeugte in ihr das so begehrte Fluidum.

Drei Jahre hindurch bleibt diese Beziehung still und

glücklich. Der Gatte sieht beifällig zu. Elisabeth ist um so glücklicher, da sie sich vor jedem Vorwurf gesichert fühlen darf.

Am 18. Mai 1799 schenkt sie einer Tochter das Leben, Maria Alexandrowna. Die Ähnlichkeit mit Czartoryski ist auffallend. Sobald der Kaiser Paul davon erfährt, beginnt er zu wüten. Zuerst will er den Polen nach Sibirien schicken. Da er aber so etwas wie Zuneigung für seine Schwiegertochter besitzt, besinnt er sich und sendet ihn in diplomatischer Mission an den Hof von Sardinien. Aber der Fürst muß sofort abreisen. Der so plötzlich zum Diplomaten Ernannte fährt noch am selben Abend ab.

„In ihrer ersten Leidenschaft“, sagt La Rochefoucauld, „lieben die Frauen den Geliebten; später die Liebe.“

Die beiden Jahre voll hingebender Leidenschaft, die Elisabeth soeben unter dem magnetischen Zauber Czartoryskis verlebt hat, haben sie so stark verwandelt, daß sie von nun an der Liebe nicht mehr entsagen kann.

Als sie Kaiserin geworden ist, schmerzt sie die Sehnsucht, sich einer tiefen Empfindung hinzugeben, fort und fort wie eine geheime Wunde.

So dichtet man ihr noch ein oder zwei Liebesromane an. Aber etwas Genaues erfährt niemand mehr. Sie lebt im Schleier eines tiefen Geheimnisses. Niemals läßt sie jemand Einblick gewinnen in das, was sie quält, was sie erfreut. Und sie vergißt keinen Augenblick, was sie ihrer Stellung schuldig ist.

An dem glänzendsten Hof Europas, in den prunkvollsten Palästen von St. Petersburg, von Zarskoje-Selow, von Peterhof, von Pawlowsk hüllt sie sich in undurchdringliche Einsamkeit. Dennoch trägt sie gehorsam die Last

der offiziellen Pflichten. Immer zeigt sie sich lächelnd in ihrer vollendeten Anmut und majestätischen Eleganz. Sie weiß um das Geheimnis, ihren Körper zu pflegen, sie steigert bis zur höchsten Kunst den Stil und die Schönheit ihrer Toiletten und ihres Schmuckes. Aber in ihren Privatgemächern ist sie meist melancholisch und schweigsam, träumerisch. Ihr leidenschaftlicher Blick schweift in die Ferne. Manchmal läßt die einzigartige Atmosphäre, die von ihr ausströmt, an des Dichters Wort denken:

Leid um geschenkte Liebe folgte ihr auf ihrem Wege.



Alexander I.

Nach einem Gemälde von Franz Krüger



Maria Feodorowna
Die Mutter des Zaren

Kupferstich von J. S. Klauber nach einem Gemälde von G. Kügelgen

IV

Napoleons Kronen und die dritte Koalition

Gegen Mitte des Jahres 1803 ließ der Reformeifer des Zaren Alexander plötzlich nach. Alle schönen Pläne, die er in Gedanken entworfen hatte und die „das allgemeine Glück Rußlands und das besondere Glück jedes einzelnen Russen“ bringen sollten, waren ihm mit einemmal langweilig geworden.

Er sah, wie jenseits seiner Grenzen große Dinge sich vorbereiteten und vollzogen, die ihm selbst eine glanzvolle Rolle zuzuweisen schienen.

Noch vor kurzem empfand er eine tiefe Bewunderung für den Sieger von Marengo, für den Retter und Erhalter der französischen Gesellschaft, für das Genie, das sich von seinen Siegen auf den Schlachtfeldern ausruhte, indem es Wohltaten wie den Code Civil und das Konkordat schuf. Er dachte mit Machiavelli, „daß die Männer, die kraft der Tugend von Gesetzen und Vorkehrungen die Republiken vom Untergange retten, unmittelbar nächst den Göttern Lob und Preis verdienen...“ Als daher der General Duroc im Mai 1801 dem Zaren einen höflichen Brief Bonapartes übergab, antwortete er dem Überbringer: „Meine lebhafteste Hoffnung war von jeher ein Bündnis zwischen Frankreich und Rußland. Ich wünsche sehnlichst, mich persönlich mit dem Ersten Konsul zu ver-

Und es bedarf eines Austerlitz und Friedland, bis der Erbe Peters des Großen und der Großen Katharina sich dazu herbeiläßt, Bonaparte als seinesgleichen zu behandeln.

Mag Alexander auch noch so sehr die Verletzung der kaiserlichen Würde hervorkehren, tatsächlich nimmt eine andere, noch zwingendere Erwägung allmählich sein ganzes Denken gefangen. Und das ist die klare Erkenntnis, daß die Begründung eines französischen Kaiserreiches die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen muß.

Dank seiner lebhaften und klaren Intelligenz darf der junge Autokrat auf dem Zarenthron den ersten Rang unter den Souveränen Europas beanspruchen. Er ist wirklich der einzig kluge. Georg III., König von England, ist schon halb dem Wahnsinn verfallen, in den er bald völlig versinken wird. Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zaghaft, unbeholfen und verdrießlich, läßt sich durch den geringsten Einwand beirren. Franz I. von Österreich ist abgestumpft und allzu höfisch. Sein Sinnen und Trachten zielt vor allem darauf, den äußeren Dekor zu wahren und seinen Vorrang zu behaupten. Er verdient, daß man ihn eines Tages „die Nichtigkeit in Galauniform“ nennt. Karl IV. von Spanien sieht in seiner Verblendung ruhig zu, wie seine Gemahin Maria-Luise einen Ehebruch nach dem anderen begeht. Er ist ausgesprochen stupid. Ferdinand I. von Neapel ist nur eine einfältige und faule Strohpuppe, völlig in den Händen der Königin Maria-Karolina und ihrer Liebhaber. Gustav IV. von Schweden ist in mystische Betrachtungen und Wundertätigkeit versunken. Sein Volk empfindet für ihn nur tiefe Verachtung. Er wird nicht lange mehr seine Krone tragen.

Vom ersten Tage an ist es Alexander klar: Napoleons Besitzergreifung des höchsten Ranges im Staate bedeutet

nicht nur Triumph und Apotheose der Revolution, vielmehr kündigt all das eine Zeit der Schrecken an. Napoleon wird sich nicht mehr lange damit begnügen, über Frankreich zu herrschen. Bald wird er daran gehen, das Reich des Abendlandes aufzurichten. Von Eroberung zu Eroberung schreitend wird er, durch die Wucht der Tatsachen verführt, keine andere Macht auf der Welt mehr neben der seinen dulden. Er gibt sich auch gar keine Mühe, dies zu verschleiern. Seine erste Handlung, oder vielmehr seine erste Geste als Kaiser ist vielsagend genug. Kaum umhüllt ihn der kaiserliche Hermelin, da begibt er sich nach Aachen und kniet in der dortigen Basilika vor dem Grabe Karls des Großen nieder. Dort hat er lange genug sehr ernsthaft über den großen Kaiser nachgedacht, der das ganze Mittelalter beherrschte. Und dann bezeugt er neben dem Aberglauben Pietätlosigkeit, indem er sich, unter dem Vorwand eines Geschenkes für die Kaiserin Josephine, von den Domherren eine der kostbarsten Reliquien der Kathedrale, ein Stück von dem wirklichen Kreuze Christi, überreichen läßt. Es war in einen Talisman von Saphir und Gold eingesetzt, den Karl der Große mit dem Schlüssel des Heiligen Grabes vom Kalifen Harun al-Raschid erhalten hatte... Wahrhaftig, als Napoleon die Kirche verklärt verläßt, sieht man auf seinem Haupte einen Widerschein karolingischer Herrlichkeit leuchten und in seinem Inneren hätte man schon das stolze Wort lesen können, das er dem Kardinal Caprara hinwarf: „Sagen Sie dem Papste, daß ich Karl der Große bin!“

Und doch ist alles dies nur ein erster Beginn, ein zaghaftes Vorspiel. Zwei Monate später weiß es ganz Europa, daß Napoleons leidenschaftliches Trachten darnach geht, das alte römische Reich deutscher Nation wieder zum Le-

Mit ebensoviel Mut wie Selbstverständlichkeit betrachtet Alexander sich als das von der Vorsehung auserwählte Werkzeug dafür, diesen Widerstand zu organisieren und Europa in seiner höchsten Bedrängnis zu retten...

In diesem Jahre 1805 ist Alexanders Minister des Auswärtigen sein polnischer Freund, jener Fürst Adam Czartoryski, an den die Kaiserin Elisabeth voll schmerzlicher Erinnerung denkt. Die beiden Männer verstehen sich ausgezeichnet, da sie beide gleich klug sind, gleich oberflächlich und unbeständig. Der Pole ist ein wenig besonnener und denkt etwas realer, sein Fürst hat einen weiteren Blick, mehr Phantasie, mehr Kombinationsgabe.

Um dem unerträglichen Anwachsen der napoleonischen Macht einen Damm entgegenzustellen, stehen ihnen als mögliche Bundesgenossen Österreich, Preußen und England zur Verfügung.

Die Krönungsfeierlichkeiten von Mailand hatten den Wiener Hof mit Entsetzen erfüllt. Daß Bonaparte, nachdem er sich widerrechtlich die Krone von Frankreich angeeignet, nun auch jene Italiens genommen hatte, das war mehr als ein Skandal, das war eine Herausforderung. Denn der Vertrag von Lunéville hatte ausdrücklich die Unabhängigkeit der Cisalpinischen Republik anerkannt. Aber was konnte man anderes tun, als sich darein ergeben?... Österreich hatte sich noch nicht von all dem Unglück erholt, von dem es seit 1796 überhäuft worden war. Es mangelte an Geld. Es hatte sein Heer noch nicht wieder neu aufrüsten können. Gewehre, Kanonen, Pferde, Ausrüstungsgegenstände, alles das fehlte und war auch nicht zu beschaffen, denn die Staatskasse war leer. Die öffentlichen Finanzen waren niemals die Stärke der österreichi-

schen Regierungen gewesen und, ohne daß man sich Gedanken machte, bezeichnete man sie auch weiterhin, wenig rühmlich, als einen „Schandfleck des Staates...“ Als daher der Zar dem Kaiser Franz vorschlagen läßt, sich mit ihm „über die gegen den gemeinsamen Feind zu ergreifenden Maßregeln“ zu verständigen, erhält er nur nichtsagende Antworten voller Vorbehalte und Ausflüchte. Der Minister Cobenzl versteigt sich zu dem offenen Geständnis: „Was wollen Sie denn, wir liegen doch in der Reichweite der französischen Kanonen. Ehe Sie uns helfen können, haben die Franzosen uns überwältigt!...“ Aber die Hauptsache sagt man Alexander nicht. Am Wiener Hofe traut man Rußland ebensowenig wie Frankreich. Man weiß allzu genau Bescheid über die Lieblingsidee, den machiavellistischen Hintergedanken Czartoryskis. Dieser will eine allgemeine Verwirrung benutzen, um die Integrität Polens wieder herzustellen. Er möchte unter dem Szepter der Romanow alle jene Territorien wieder zusammenfassen, die sich Katharina II., Friedrich II. und Maria Theresia untereinander geteilt hatten. Kein Wunder also, daß die Minister von Franz I. diesem den Rat geben, er solle auf die russischen Vorschläge ausweichend antworten.

In Berlin werden die Vorschläge des Zaren nicht viel günstiger aufgenommen; aber hier liegen andere Beweggründe vor. Friedrich Wilhelm ist schwerfällig und zaghaft, aber er ist stolz auf sein Heer. Es ist in seinen Augen noch immer die Armee des Großen Friedrich, die unbesiegte Armee von Roßbach, Leuthen und Liegnitz. Alle Mitglieder seiner Familie, der Adel, alle seine Generale, sein ganzes Volk, ganz Deutschland bestärken ihn in diesem Gedanken. Nichtsdestoweniger liest er zitternd das Schreiben Alexanders: „Wir können von Bonaparte keine

Schonung mehr erwarten. Wir müssen ihm beweisen, daß 200 000 Preußen, 200 000 Russen und 300 000 Österreicher bereit sind, ihn anzugreifen...“ Voll innerer Unruhe, ratlos und entschlußlos, zieht er sich auf die Taktik des Hinauszögerns zurück. Sein Temperament neigt mehr zur Neutralität. Diese erscheint ihm um so günstiger, als er in seiner kalten, begrenzten, aber abwägenden und gerechten Art durchaus nicht einsehen kann, weshalb sich die friedliche Verfolgung seiner Politik nicht mit der Entwicklung der französischen Großmachtstellung vertragen sollte. Andererseits fürchtet er, das Prestige der Hohenzollern könne in der germanischen Welt verlieren, wenn die Habsburger Macht ihre frühere Vormachtstellung wiedererlange. Bei alledem schämt er sich seiner Schwäche und Unentschlossenheit. Er richtet sich auf und wiederholt gern die Worte: „Meine Vorsätze sind unerschütterlich. Ich fürchte niemanden. Ich warte auf die Ereignisse, Gewehr bei Fuß!“

Als Alexander weder in Berlin noch in Wien Gehör findet, macht er mit entschlossener Geste eine Schwenkung, nimmt einen anderen diplomatischen Kurs und wendet sich nach London.

Der Sprung ist glücklich. Seit vielen Jahren führte England in St. Petersburg und in Wien heimliche Verhandlungen mit dem Ziel, die beiden Höfe für einen Zusammenschluß gegen Frankreich zu gewinnen.

Die Führung des Unternehmens liegt in den Händen des aktivsten Mitarbeiters des *Geheimen Komitees*, in den Händen Nowossiltows. Wenn ihm auch diplomatische Erfahrung völlig fehlt, so ist er dafür ein Mann von schöpferischen Gedanken und besitzt ein hervorragendes Geschick im Gespräch. Die Spottnamen, mit denen ihn seine

Gegner bedenken, treffen zu. Sie nennen ihn „das Genie, den Alleskönner, einen Mann, der mit allen Wassern getauft ist“. Niemand sonst, nicht einmal Czartoryski, versteht es besser, die etwas unklaren Pläne seines Herren zu interpretieren. Er reist Ende Oktober 1804 nach London ab.

Die Instruktionen, die Nowossiltsov mitbekommt, sind von der lebhaften Phantasie des Zaren und seines Ministers diktiert. Das ist kein Programm mehr einer gemeinsamen Aktion mit dem Ziel, dem Aufbegehren Napoleons einen Damm entgegenzusetzen. Nein, mit so Wenigem begnügen sich die beiden Freunde nicht. Auf nichts Geringeres zielen sie ab als auf den Frieden der Welt durch einen völligen Neuaufbau Europas und durch die Einführung eines neuen öffentlichen Rechtes.

Mit Naturnotwendigkeit wird es zuerst einen Krieg geben, und zwar einen gewaltigen. Kein Zweifel, Napoleon muß unterliegen. Dann wird man alle nationalen und dynastischen Egoismen zurückstellen und an eine Korrektur sämtlicher Grenzen gehen. Auf dieser verbesserten Karte wird niemand mehr das unförmige und groteske Gesicht des alten Kontinents erkennen. Um dieses Friedenswerk zu vollenden, müssen sich alle Staaten verpflichten, „niemals mehr einen Krieg anzufangen, es sei denn, daß alle Möglichkeiten einer Vermittlung von dritter Seite erschöpft sind“. Schließlich wird man „eine Liga gründen und einen neuen Kodex des Völkerrechts schaffen, der dann mühe-los die unveränderliche Richtschnur für die Politik der Kabinette sein wird, und dies um so mehr, als diejenigen, die sich einer Verletzung schuldig machen würden, Gefahr laufen, die ganze Macht des neuen Bundes gegen sich zu entfesseln...“ Hundertfünfzehn Jahre später hat es die

überlegene Ironie der Weltgeschichte, die über den politischen und moralischen Abenteuern der menschlichen Gesellschaft schwebt, gewollt, daß dieser im Gehirn von zwei Slawen entstandene Traum noch einmal, nur noch absurder und naiver, im Gehirn eines Amerikaners zum Leben erwachte. Die ewige Wiederkehr und alles ewige Wiederbeginnen der Geschichte läßt oft an eine Seelenwanderung glauben.

Man kann sich leicht vorstellen, was William Pitt bei sich dachte, als Novossiltow ihm seine großzügige Utopie entwickelte.

Doch er hält die beißenden Sarkasmen noch zurück, die ihm bei jeder anderen Gelegenheit sofort über die Lippen gekommen wären. Denn in diesem Durcheinander von Traum und Vergeistigungen scheint ihm doch etwas von grundsätzlicher Bedeutung zu sein. Der russische Autokrat kommt ihm mit positiven Vorschlägen entgegen, um gemeinsam Napoleon anzugreifen und ihm die Vorherrschaft Europas zu entreißen, um somit „Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückzuzwingen oder doch in solche, die besser die allgemeine Ruhe der Völker sichern würden...“ Diese Vorschläge verdienen die ernsteste Beachtung. Was die Abänderung der europäischen Karte und die Erneuerung des Völkerrechtes betrifft, so wird man all diese Fragen später überprüfen, ... nach dem Siege. Endlich nimmt der englische Minister den russischen Plan mit vielen Einschränkungen, mit schönen Worten und vagen Versprechungen an und fügt hinzu, er werde alsbald einen ausgearbeiteten Pakt nach St. Petersburg schicken. Er schließt mit Worten, die in den Ohren eines Nowossiltow angenehm widerklingen: „Was die Hilfgelder anbelangt, so werden wir soviel bewilligen,

als unsere Finanzen gestatten. Wir werden 5 Millionen Pfund Sterling hergeben und vielleicht sogar noch etwas darüber hinaus...“ Dem Kontinent Waffen liefern, die Völker, die die Menschen stellen, bezahlen, ist das nicht von jeher die Einleitung jeder britischen Aktion? Und gibt es ein reicheres Menschenreservoir als Rußland? Auch ist dort kein Parlament, dem man Rechnung ablegen muß oder dem man Erklärungen schuldig ist. Dort besteht kein Einfluß der öffentlichen Meinung. Was den Handel mit Menschenleben anbelangt, so verfügt kein Markt über soviel Mittel und Möglichkeiten wie das Reich der Romanow... „Ein scheußlicher Schacher“, sagt Napoleon um einiges später, der indessen bei alledem kein reines Gewissen hat: „Das Blut der Menschen“, ruft er in hochherziger Empörung aus, „ist heute in den Händen der Engländer nur noch eine Ware.“

In dem Vorschlag des Foreign Office, aus dem der Vertrag vom 11. April 1805 hervorgeht, ist von der slavischen Ideologie nichts mehr übriggeblieben. Er ist einzig und allein das, was ein solcher Vertrag zu sein vermag: ein Werkzeug des Krieges.

Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Vertrages überkommt Alexander eine solche Furcht, daß er noch einen letzten Versuch unternimmt, sich mit Napoleon zu verständigen. Aber es ist zu spät. Der russische Autokrat ist nicht mehr frei in seinem Tun, und William Pitt läßt ihn das fühlen.

Am 9. August 1805 hat Österreich endlich begriffen, daß ganz Italien alsbald von der napoleonischen Klaue erfaßt werden wird. So tritt es nun dem englisch-russischen Pakte vom 11. April bei.

Jetzt ist die dritte Koalition da. Elf Jahre des Mor-

dens, des Schreckens und der Katastrophen folgen. Auf den Büchern des Schicksals schimmern bereits zwei Namen auf, — noch unbekannt. Aber auch eine weniger helllichtige Sibylle könnte sie schon leicht entziffern: *Austerlitz, Trafalgar.*

Pulawy — Potsdam — Austerlitz

Man möchte annehmen, daß der Zar, bevor er Napoleon auf den Schlachtfeldern entgegentritt, die Ausrüstung und Ausbildung seiner Truppen mit höchster Kraftanstrengung betrieben hat. Nichts von alledem... Die Fragen der Ausstattung, der Ausbildung, der Munition, der Bekleidung, der Versorgung, der Beförderung der Truppen, kurzum alles, was nicht mit Paraden und schönen glänzenden Uniformen zu tun hat, langweilen ihn. Das Abenteuer, in das er sich so leichten Herzens stürzt, rollt sich in seiner Phantasie wie ein Krieg mit prächtigen Schaustellungen, wie ein Heldenabenteuer, wie ein ruhmvoller schneller Einfall in feindliches Gebiet, wie ein heroischer Kreuzzug voller Triumphe für das Wohl Europas ab. Man könnte sagen, er sieht schon die Apotheosen voraus, an denen er sich zehn Jahre später berauscht. Fragt man sich aber, welches spezifisch russische Interesse ihn so kriegslustig stimmt, so entdeckt man keins.

Im übrigen ist er zu dieser Zeit von seinen galanten Liebesabenteuern sehr in Anspruch genommen, wobei er für die Verführungskünste seiner schönen Naryschkin durchaus empfänglich bleibt. Während er weiterhin für sie schwärmt, hat er neben ihr oft Rivalinnen, Palastdamen, Ehrenfräulein, französische Schauspielerinnen und sogar niedere russische Bürgerinnen.

Am 21. September 1805 verläßt er nach feierlicher Beichte in der Notre-Dame von Kasan an einem frostigen und dunklen Morgen St. Petersburg.

Seine Gedanken während des Gottesdienstes waren wohl nicht streng rechtgläubig. Er hatte zwei Tage vorher ganz im geheimen einen seltsamen Menschen, einen verstümmelten Häretiker, Kondrati Seliwanow, den Apostel der Skopzen, bei sich empfangen. Die Lehre dieses Mystikers fußte auf den Worten des Propheten Jesaias: Dann sprach der Herr zu den Eunuchen: „Denjenigen, die streng meine Gesetze befolgen, werde ich in meinem Hause einen bevorzugten Platz anweisen. Ich werde ihnen unter meinen Söhnen und Töchtern einen besonderen Rang gewähren. Ich werde ihnen einen ewigen Namen geben, der nicht untergehen soll.“ Seliwanow forderte von seinen Anhängern, sie sollten sich durch ein blutiges Opfer vor den höllischen Umstrickungen des Fleisches bewahren. Seine Schüler zählten zu Tausenden. Vergebens hatte die Kirche ihn mit den härtesten Strafen verfolgt. Die Reinheit seiner Seele hatte sich in so erstaunlichen Beweisen offenbart, daß ein heller Heiligenschein ihn umgab. Unter seinen Schülern zweifelten viele nicht daran, daß er die wirkliche Fleischwerdung Christi sei und wollten ihn nicht anders nennen als den „Christuseunuchen“. Um seines Glaubens willen hatte er mehrere Jahre im Gefängnis von Irkutsk gelitten. Man hatte Paul I. eines Tages so phantastische Geschichten von dem heiligen Ketzer erzählt, daß dieser ihn durchaus kennenlernen wollte. Er begnadigte ihn und ließ ihn aus Sibirien zurückkommen. Das Drama des 23. März 1801 hatte verhindert, daß die beiden Irren sich trafen. Alexander I. nahm die Absicht seines Vaters wieder auf. Er hatte befohlen, Seliwanow sollte in einem



Zarin Elisabeth

Kupferstich von J. S. Klauber nach einem Gemälde von Louise Le Brun



Königin Luise

Nach einem Gemälde von Wilhelm Ternite

Kloster in St. Petersburg Aufnahme finden. Von Zeit zu Zeit unterhielt er sich mit ihm, denn „der Christ-Eunuch“ konnte an gewissen Tagen in die Zukunft sehen. Dieses Mal sagte er dem Zaren mit aller Bestimmtheit voraus, daß die Stunde noch nicht gekommen sei, „den verfluchten Franzosen“ anzugreifen.

Im Juli 1914 sprach sich ein anderer „Gottbekehrter“, ein anderer Bojy tschelowik, der finstere Rasputin ebenfalls heftig gegen den Krieg aus: „Ich sage dir noch einmal,“ schrie er Nikolaus II. an, „eine dunkle Wolke legt sich über Rußland. Ich sehe überall Tränen, ein Meer von Tränen... und soviel Blut, ich finde keine Worte, es ist zu schrecklich... Keine Hoffnung leuchtet auf! ...“ Die Vernunft bedeutet so wenig, wenn es sich darum handelt, die Menschen zu lenken, daß das Wahrsagevermögen sehr häufig der Geistesverwirrung gleichkommt.

Während die russischen Truppen, schlecht ausgerüstet und schlecht ernährt, langsam durch Polen nach Österreich ziehen, begibt sich Alexander nach Pulawy, dem Erbgut der Czartoryskis an der Weichsel. Viele Menschen finden sich in der prächtigen Residenz ein. Mit Begeisterung wird der Autokrat empfangen. Vierzehn Tage lang folgt ein Fest dem anderen.

In seinen Unterhaltungen mit den Repräsentanten der vornehmen Familien, in denen das heilige Feuer nationaler Hoffnungen noch nicht erloschen ist, läßt Alexander durchblicken, daß er unmittelbar nach seinen Siegen über Napoleon die Einheit Polens unter russischer Führung wieder herstellen wird. Er ist so gesprächig, er versteht so gewinnend und überzeugend zu erzählen und so durchdringend und suggestiv die Menschen anzusehen, daß kei-

ner, der ihm zuhört, daran zweifelt, daß das ruhmreiche Vaterland der Boleslas und der Sobieski am Vorabend seiner Wiedergeburt steht. Zu gleicher Zeit läßt der Zar seine gewinnendste Anmut vor den schönen Polinnen spielen und fragt sie, „was er ihnen aus Paris mitbringen“ soll. Der Verführer in ihm kostet in jenen Tagen die erlesensten Genüsse.

Inzwischen hat sich die Situation in Deutschland plötzlich verschlimmert. 20 000 Franzosen, die aus dem Hannoverschen kamen und nach der Donau marschierten, haben in gröbster Weise die preußische Neutralität verletzt und sind durch das Gebiet von Ansbach gezogen. Man ist außer sich, ganz Preußen hallt von Kriegsgeschrei wider.

Diese günstige Gelegenheit beabsichtigt Alexander dazu auszunutzen, Friedrich Wilhelm auf seine Seite zu ziehen, denn er fürchtet, „er möchte wieder einmal vor Napoleon zu Kreuze kriechen“. So verläßt er plötzlich Pulawy und begibt sich nach Berlin, wo er am 25. Oktober ankommt.

Man empfängt ihn mit großen Ehren. Dann führt man ihn nach Potsdam, um im engsten Kreise mit ihm zusammen zu sein. Alexander bemerkt schnell, daß Friedrich Wilhelm so furchtsam, zurückhaltend und bestürzt wie stets ist. Die Königin Luise hingegen ist bewunderswert in ihrer Tapferkeit und ihrem Stolz. Der Beifall, den sie überall erregt, schmeichelt ihrer weiblichen Eitelkeit nicht weniger als ihrem königlichen Ehrgefühl. Sie zeigt sich bereits als das, was sie bald in Vollendung sein wird, als die Verkörperung des preußischen Patriotismus. Sie ist der Abgott des Hofes, des Heeres und des Volkes.

Sie begegnet dem russischen Monarchen nicht zum erstenmal. Sie hatten sich schon 1802 während eines

kurzen Besuches Alexanders in Memel, wohin militärische Manöver Friedrich Wilhelm gerufen hatten, kennengelernt.

Luise, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, ist zu dieser Zeit 25 Jahre alt, voll blühender Schönheit. Die Feinheit ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, die Vornehmheit ihrer Linien, die Anmut ihres Geistes machen sie bezaubernd und lassen eine magnetische Kraft von ihr ausstrahlen. Sie verdient den Namen, den Napoleon ihr später, — allerdings in hämischer Gesinnung — beilegte: „Armida“. Sie ist sehr sentimental, fromm und mystisch, voller Träume und innerer Erregung, und bei allem eine Frau von makelloser Tugend.

Vom ersten Augenblick an hatte sie Alexander in ihren Bann gezogen, oder, wie jemand sich ausdrückte, der diesem Zusammentreffen beiwohnte, sie hatte ihn „bestrickt“. Aber wie das häufig so kommt, sie hatte sich in ihrem eigenen Netz gefangen. Alexander hatte sie seinerseits „für sich eingenommen“. In wenigen Tagen bereits hatten sie sich auf den gefährlichen Wegen der platonischen Liebe weit vorgewagt.

Nachdem der „Zauberer“ abgereist war, schrieb die Königin ihrem Bruder: „Die Zusammenkunft in Memel war herrlich... Ich schicke Dir hier beiliegend mein Tagebuch. Es ist mein Heiligtum. Sende es mir sobald wie möglich zurück, ich bitte Dich im Namen Christi!“

Unter dem Deckmantel politischer Besprechungen werden die früheren Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten von Memel jetzt in der liebenswürdigsten Weise in Potsdam fortgesetzt. Doch am 30. Oktober erschüttern zwei Donnerschläge die Luft und zwei Blitze leuchten grell am Berliner Horizonte auf: die an der Donau bei Elchin-

gen von dem Marschall Ney angegriffenen Österreicher haben eine schwere Niederlage erlitten, während der in Ulm eingeschlossene General Mack in schimpflicher Weise mit 32 000 Mann hat kapitulieren müssen. So steht nun Napoleon nichts mehr im Wege, auf Wien loszumarschieren.

Allgemeine Verwirrung herrscht. Tagelang finden in Potsdam Beratungen statt, manchmal mehrere am selben Tage. Die Königin vermittelt. Heftig greift sie in die Verhandlungen ein. Sie legt sich keine Zurückhaltung auf. In ihrem Eifer und Mut, von Alexanders Blicken angespornt, erscheint ihre Schönheit in Augenblicken wie verklärt. Noch eine andere Persönlichkeit greift ein. Es ist der junge Graf und spätere Fürst Metternich. Er steht erst am Anfang seiner Laufbahn, die ihm 43 Jahre hintereinander vorn auf der Weltbühne eine erste Rolle zuweist. So, wie man ihn in diesem Augenblicke kennenlernt, ist er während seiner ganzen diplomatischen Karriere. Immer herausfordernd, eitel, spöttisch, voller Haß gegen Frankreich, voll von Verachtung gegen die Hohenzollern und die Romanow, ohne alle Grundsätze und ohne alle Bedenken, aber zäh, schlau und mit kaltem Scharfblick alles durchschauend.

Nach unzusammenhängenden Diskussionen, die oft bis spät in die Nacht hinein andauern, entschließt sich Friedrich Wilhelm am 3. November, der österreichisch-russischen Koalition beizutreten. Der preußische König ist bedrückt. Er unterliegt mehr der Wucht der Ereignisse, als daß er überzeugt ist, das Richtige zu tun.

Die Minister Hardenberg und Haugwitz verfassen in aller Eile eine Reihe von Protokollen, des Inhalts, daß

Preußen seine Vermittlung zwischen den Kriegführenden anbietet. Napoleon soll bis zum 15. Dezember Bedingungen unterschreiben, die er nicht annehmen kann. Unterschreibt er nicht — was keinem Zweifel unterliegt —, so verpflichtet sich die preußische Regierung, 180 000 Mann gegen ihn in Marsch zu setzen. Der kluge Metternich wollte gern, daß die Napoleon bewilligte Frist höchstens 48 Stunden betrüge, also einem Ultimatum gleichkäme. Mit erstaunlichem Scharfblick erklärt er: „Lassen Sie Bonaparte die Zeit, sich umzustellen, so wird er uns, und zwar einen nach dem anderen, schachmatt setzen.“ So niedergeschlagen Friedrich Wilhelm auch ist, er findet die Kraft, diesen die Zukunft blitzartig beleuchtenden Vorschlag zurückzuweisen.

Die Protokolle werden im Zimmer Alexanders unterschrieben. So kommt schon äußerlich die Vorrangstellung des Romanow über den Hohenzollern zum Ausdruck. Friedrich Wilhelm wird zu der Rolle eines Vasallen des russischen Autokraten herabgedrückt.

Nach der Unterzeichnung setzt der Zar seine Abreise auf den Abend des nächsten Tages fest.

Um die Verbindung der beiden Herrscher noch fester zu knüpfen, vor allem aber um ein etwaiges Ausweichen Friedrich Wilhelms unmöglich zu machen, inszeniert die Königin das theatralische Nachspiel einer Art von Treuschwur, dessen Bruch einem Frevel gleichkommen soll.

Am 4. November, Schlag Mitternacht, verlassen die drei Monarchen in aller Heimlichkeit das Palais, gehen durch die verlassenenen Straßen und begeben sich zu Fuß in die Garnisonkirche. Durch ein niedriges Portal treten sie ein. Bei schwelendem Fackellicht begeben sie sich in die Krypta, in der die Gebeine des Großen Friedrich ruhen. Sie

kniesen zum Gebet vor dem Sarkophage nieder. Der Kaiser und der König legen die Hände ineinander und schwören Aug in Aug den Schwur ewiger Freundschaft. Die Königin Luise, in einen schwarzen Mantel eingehüllt und sehr bleich, steht da wie eine göttliche Zeugin.

Nachdem sie die Kirche verlassen haben, nimmt Alexander Abschied von seinen Gastgebern und steigt in den Wagen...

Seine Armee war inzwischen durch Polen gezogen und konzentriert sich jetzt in Mähren. Sein Stab erwartet ihn in Olmütz.

Die Zeit drängt: Napoleon nähert sich Wien in Eilmärschen. Trotz allem läßt sich Alexander nicht das Vergnügen entgehen, seine Schwester Maria, die Gemahlin des Erbprinzen von Sachsen-Weimar, zu besuchen. Dieser Abstecher kostet ihm vier bis fünf Tage. Was macht das aus!...

„In Weimar,“ schreibt Czartoryski, „wurden wir außerordentlich herzlich empfangen. Wir machten die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Schriftsteller, die dort am Hofe leben, wie Goethe, Schelling, Herder und Wieland. Dann setzten wir unsere Reise fort. Alexander wollte möglichst schnell in Olmütz eintreffen, wo der Kaiser Franz auf ihn wartete ...“

Als Alexander am 13. November „das liebliche Athen Deutschlands“ verläßt, werden ihm beunruhigende Nachrichten über das weitere Vordringen der Franzosen übermittelt. Er schreibt an Friedrich Wilhelm: „Die Lage ist schlimmer, als wir bei meiner Abreise von Berlin vermuteten. Jeder Augenblick ist kostbar. Das Schicksal Europas liegt in Ihrer Hand.“

Noch am selben Tage, dem 13. November, kommt Napoleon im Palais von Schönbrunn an, in jenem ehemaligen Schloß der Maria Theresia, wo 27 Jahre später Napoleons Sohn, der König von Rom, der Herzog von Reichstadt, in der Uniform eines in österreichischen Diensten stehenden Hauptmanns stirbt. Ein Menschenschicksal, dem alle versprochenen Herrlichkeiten versagt blieben, das mit einem zum Spott reizenden Titel belohnt wurde und sich in Hoffnungen und Sehnsucht verzehrte.

Am 18. November trifft Alexander endlich in Olmütz ein, nachdem er vorher auf Umwegen durch ganz Böhmen hat reisen müssen, um nach Mähren zu gelangen.

70 000 Russen und 12 000 Österreicher sind die Gesamtstärke, die die beiden verbündeten Herrscher den 75 000 Mann Napoleons entgegenstellen können. Die übrigen russischen Truppen, die, man weiß nicht wann, zustoßen sollen, ziehen in ermüdenden Märschen und Gegenmärschen auf den Straßen Böhmens und Schlesiens. Keine Verwaltung kümmert sich um sie. Meistens müssen die ausgehungerten Soldaten plündern. Kein Oberbefehl, kein dirigierender Wille lenkt sie. Der alte General Kutusow, des Krieges müde, schlaff und schicksalergeben, der in vielen Schlachten seine Ruhe bewahrt hat, der sich seit langem „in den unabänderlichen Lauf des Schicksals gefügt hat“, scheint sich zum Vorbild jenes erstaunlichen Porträt genommen zu haben, das Tolstoi von ihm in „Krieg und Frieden“ entwirft.

Wie wirkt nun die rauhe Wahrheit des Krieges, das, was Napoleon „das berauschende Spiel der Schlachten“ und Bismarck mehr prosaisch „das blutige Spiel der Macht und des Zufalls“ nannte, auf den Zaren ein, der jetzt unmittelbar ihr gegenübersteht?

Wir besitzen hierüber ein ausgezeichnetes Dokument, das uns seine innere Einstellung erkennen läßt, und zwar einen Brief, den sein ihm nahestehender polnischer Freund, der nicht von seiner Seite wich, ihm vier Monate später unter dem Eindruck der bitteren Enttäuschung schrieb: „Majestät, bei Ihrer Ankunft in Olmütz waren unter den Menschen, mit denen Sie zusammenkamen, zwei Meinungen vertreten. Die einen hätten am liebsten, ohne einen Schuß abzufeuern, die Partie aufgegeben, die anderen schienen keinen sehnlicheren Wunsch zu hegen, als daß es möglichst bald zur Schlacht käme, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Nur eine kleine Schar hatte jenen unbeugsamen festen Willen, der allein den Sieg verbürgt... Da die verschiedensten Meldungen zu Ew. Majestät gelangten, so wurden wir im Verlaufe eines einzigen Morgens aus tiefster Niedergeschlagenheit zu höchster Siegeszuversicht emporgerissen. Während dieser Zeit wußte man nichts besseres zu tun, als sich über die Verpflegung zu ereifern und auf die Österreicher zu schimpfen. Es wäre politischer und vornehmer gewesen, wenn man sie gelobt und etwas Rücksicht auf sie genommen hätte, statt sie zu schmähen und sie aufzubringen, sie immer wieder unsere Überlegenheit fühlen zu lassen und beißende Bemerkungen gegen sie zu richten. Das ging so öffentlich vor sich, daß die Österreicher es hören mußten, so daß die Offiziere der beiden verbündeten Armeen bald mehr spinnefeind untereinander waren, als daß sie die Franzosen haßten... Sobald Ew. Majestät zu dem Heere stieß, merkten die Generale nichts mehr von jener Entschlossenheit, das letzte Opfer zu bringen, um den Erfolg zu erringen, der ihnen in der Ferne winkte. Sie ließen sich von Ihnen, Majestät, beeinflussen. Es war dringend

erforderlich, daß Ew. Majestät Olmütz verließ, damit die Operationen ihren natürlichen Verlauf nehmen konnten.“

Am Abend des 1. Dezember beglückwünscht sich Napoleon zu „dem natürlichen Verlauf“, den die Operationen genommen haben.

Vor einem Biwakfeuer in Schlapanitz plaudert er offen und frei mit seinen Offizieren. Er spricht mit ihnen von dem großen Corneille und von seinem Wunsche, daß wieder einmal ein Dichter käme, der eine moderne Tragödie gestalten könnte.

„Jetzt muß die Politik das antike Schicksal auf der Bühne ersetzen, jene Tragik, die den Oedipus schuldig werden läßt, ohne daß er schuldig ist...“

Zum Schluß gibt Napoleon ihnen noch jenes schöne Wort mit: „Man muß leben wollen und sterben können!“ Plötzlich fährt ihm jener Gedanke durch das Hirn, der ihm seit der Expedition nach Ägypten keine Ruhe mehr ließ, und er ruft aus:

„Warum habe ich nicht in St. Jean d'Acre gesiegt! ... Ich setzte mir schon den Turban auf. Ich ließ schon weite Hosen für meine Soldaten anfertigen, die ich nur im äußersten Fall einsetzen wollte. Ich stützte mich nur auf meine Leibgarde, meine Unsterblichen. Mit den Arabern, den Griechen und den Armeniern hätte ich den Krieg gegen die Türken zu Ende führen können. An Stelle einer Schlacht in Mähren hätte ich dann am Issus gesiegt und wäre Kaiser des Orients! Und wäre nach Paris über Konstantinopel zurückgekehrt!“

Sein Adjutant Ségur wagt die Bemerkung:

„Majestät, sind wir nicht auf dem Wege nach Konstantinopel?“

Wäre das Echo jener in die dunkle Nacht gesprochenen Worte zu den Ohren Alexanders gedrungen, wie würden sie ihm das Herz zusammengepreßt haben!

Am 2. Dezember wird die Schlacht von Austerlitz geschlagen. „Meine schönste Schlacht!“ sagte Napoleon später stets.

Welch furchtbare Erinnerung haftet an ihr für Alexander! Die allgemeine Verwirrung wurde bald zur völligen Niederlage. Alexanders Nerven versagten. Er bricht zusammen. Sein moralischer Mut gibt ihm keine Kraft mehr. Czartoryski treibt „das Recht freier, berechtigter Meinungsäußerung“ wirklich ein wenig weit und sagt ihm grausame Wahrheiten: „Ihre Gegenwart in Austerlitz war für uns alles andere als ein Vorteil. *Ausgerechnet dort, wo Sie standen, herrschte völlige Verwirrung und jeder Zusammenhalt löste sich auf.* Ew. Majestät wurde in das Zurückfluten hineingerissen und mußte sich in aller Eile zurückziehen. Daß Sie das Schlachtfeld verließen und nicht tapfer standhielten, machte alle noch verzweifelter und mutloser...“

Indessen brach eine eisigkalte Nacht herein. Nur von Czartoryski und drei Kosaken begleitet, von seinem Stab und seinen Wagen getrennt, sinkt Alexander vor Müdigkeit und Scham zusammen. Er fiebert und Leibschmerzen quälen ihn. Er bricht in Tränen aus, sobald gehalten wird, um die Pferde Atem schöpfen und ihre Notdurft verrichten zu lassen. Bisweilen fällt er in einer elenden Hütte, wo Station gemacht wird, in einen leichten Schlaf. Am dritten Tage erreicht er Holitsch. Hier ist er endlich

der Gefahr enthoben, von den französischen Avantgarden gefangen genommen zu werden.

So endete der Kreuzzug, der mit so hohem Herzen begonnen wurde, der ihm in seinen ersten Träumen schon als Triumph vor Augen gestanden hatte.

VI

Jena — Friedland — Tilsit

Die Rückkehr nach St. Petersburg ist ein bitteres Martyrium für Alexander. Der Herrscher und seine Waffengefährten wagen es kaum, sich vor der Bevölkerung zu zeigen. Nach einem Ausspruch Nowossiltzows „fürchten sie das helle Tageslicht wie die Eulen“.

In den Salons, in denen allein die russische Gesellschaft Gelegenheit hat, ihrer Meinung Ausdruck zu geben, schwirrt es durcheinander von Klagen und versteckten Beschuldigungen und bald sogar von bissigen Bemerkungen und höhnischem Spott, der sich gegen die Person des Kaisers richtet. Er fühlt sich tief gekränkt.

Dieser Widerstandsgeist und die feindliche Stimmung werden vor allem von der Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna geschürt. Sie ist so stolz und fest, wie ihr Sohn weich und nachgiebig und spart nicht mit harten Vorwürfen darüber, wie irrig, wie unklug und ungeschickt er seine Politik führt. Besonders hält sie ihm die unglückliche Wahl seiner Mitarbeiter vor und begreift nicht das blinde Vertrauen, das er Czartoryski schenkt. „Sie erinnern sich doch meines tiefen Schmerzes, als Sie ihn in das Ministerium berufen haben; welche Vorhaltungen habe ich Ihnen gemacht, Sie gewarnt und auf die unausbleiblichen Folgen aufmerksam gemacht!“

Ganz besonders ist natürlich das Offizierskorps schmerzlich berührt und tief gekränkt über die demütigende Niederlage bei Austerlitz. Man versteht es nicht, man kann es nicht glauben, daß eine einzige Schlacht Rußland dazu gezwungen hat, den Kampf abubrechen. Man fordert sofortige Revanche. Ja mehr noch, einige Scharfmacher gehen soweit, durchblicken zu lassen, daß den Zaren das Schicksal seines Vaters ereilen werde, wenn er nicht schleunigst seine Ehre wiederherstelle. Diese Äußerungen werden Alexander überbracht; vielleicht ahnte er sie auch schon vorher. Er verfällt wieder in „jenes tiefe Nachsinnen und jene verzweifelte Gewissensangst“, in der Czartoryski ihn schon so oft angetroffen hat.

Je mehr Wochen dahingehen und je mehr Nachrichten aus Berlin, Wien, München, Stuttgart, London und Neapel eintreffen, umso offener wird die ungeheure Tragweite der Niederlage von Austerlitz. Mit der Klarheit, mit der sie jetzt allen zum Bewußtsein kommt, hat Napoleon selbst sie am Tage nach seinem Siege mit lebenswürdiger Deutlichkeit dem Papste Pius VII. dargelegt: „Ich bin von nun an Karl der Große. Denn ich besitze die Krone Frankreichs samt jener der Lombarden, und *mein Reich grenzt an den Orient.*“

Und unverzüglich arbeitet die französische Diplomatie mit größtem Einsatz und größter Aktivität. Am 2. Mai 1806 ernennt Napoleon den General Sebastiani, einen seiner tatkräftigsten Offiziere, zum Gesandten bei der Hohen Pforte. Als Instruktion für den neuen Bevollmächtigten diktiert der Kaiser selbst Talleyrand folgendes genau umrissenes und unumstößlich feststehendes Programm: „1. Tripleallianz zwischen mir, der Pforte und Persien gegen Rußland. — 2. Das Bündnis mit der Pforte soll sich klar ge-

gen Rußland, England und ganz Europa richten. — 3. Der Bosphorus wird für die Russen geschlossen. — 4. Ich will keine Teilung des Türkenreiches. Sollte man mir drei Viertel anbieten, so werde ich sie zurückweisen. Ich will dieses Reich als Ganzes stark machen. Es soll mir als Bollwerk gegen Rußland dienen.“ Auf diese Weise soll die Türkei das Schlachtfeld zwischen Rußland und Frankreich werden.

Kaum sind diese Pläne, mit denen man nie und nimmer gerechnet hatte, in Petersburg bekannt, da erhebt sich ein Sturm der Empörung. Koste es, was es wolle, Bonaparte muß aus dem Orient heraus, der gemäß dem politischen Testament Peters des Großen den Romanow vorbehalten bleibt.

Czartoryski ist sofort mit seinen Vorschlägen zur Stelle: „Bonaparte muß wissen, daß wir lieber noch einmal Krieg führen, als daß wir uns diese Übergriffe auf die Türkei gefallen lassen und mitansehen, wie er sich in der Türkei eine bedeutende Vormachtstellung sichert.“

Um diese drohenden Erklärungen noch zu unterstreichen, schlägt er vor, man solle die Moldau-Walachai mit Truppen besetzen. „Dieses Mal wird Bonaparte schon begreifen, was auf dem Spiele steht.“

Aber bald genug droht eine unmittelbarere, dringlichere Gefahr, und zwar in Europa. Die Beziehungen zwischen Berlin und Paris sind bis zum Zerreißen gespannt.

Nach der Schlacht von Austerlitz hat Friedrich Wilhelm völlig den Kopf verloren. In seiner Ratlosigkeit hat er zwei gänzlich sich widersprechende Verbindungen gleichzeitig anzuknüpfen versucht, die eine mit Rußland, die zweite mit Frankreich. Napoleon jedoch hat sich nicht lange von diesem Hin und Her täuschen lassen. Und dies

um so weniger, da — ein gewichtiges Moment in der Geschichte Preußens — der Nationalstolz der Deutschen erwacht ist. Sie empören sich gegen die Bedrückung; die gesamte Bevölkerung des Königreiches gerät in flammende Erregung. Es war dies das erste Erwachen des deutschen Patriotismus, der 1813 sodann in seltener Einmütigkeit hervorbrach. Napoleon begriff ihn nicht in seiner ganzen Tragweite, und das wurde sein Verhängnis.

Seit dem Juni 1806 erscheint der Krieg unvermeidlich. Friedrich Wilhelm appelliert an die Großmut Alexanders.

Die Königin Luise hatte klug vorausgedacht, als sie jene romantische Szene in Potsdam herbeiführte. Die Erinnerung daran ist im Herzen des Zaren lebendig geblieben, vielleicht die Erinnerung auch an anderes noch.

In den russischen Salons war man zuerst ziemlich erstaunt darüber, daß Alexander noch weiterhin so beharrlich zu dem preußischen Monarchen hinneigte; bald war man mehr noch empört, denn das untätige und unentschlossene Verhalten des Hohenzollern während des mährischen Feldzuges kam in den Augen vieler Russen einem Verrate gleich. Es bildete sich eine starke Partei, die im Gegenteil forderte, daß Rußland sich Frankreich näherte. Weshalb sollte man sich nicht mit Bonaparte verständigen? War er nicht der Stärkere? Man könnte nur die größten Vorteile davon haben. „Warum sollte man nicht gemeinsam den Kuchen verzehren?“

Trotz dieser Entrüstung verblieb Alexander mit Friedrich Wilhelm in herzlichem Briefwechsel. So schrieb er ihm am 10. März 1806: „Das enge gemeinsame Zusammengehen von Preußen und Rußland scheint mir mehr denn je ein Gebot der Stunde zu sein. In jedem Augen-

blick der Gefahr mag sich Ew. Majestät daran erinnern, daß Sie in mir einen Freund haben, der bereit ist, Hilfe zu leisten. Sprechen Sie aufrichtig und lassen Sie sich in Ihren Beschlüssen nicht beeinträchtigen. Bauen Sie mit all Ihrer Kraft darauf, daß Rußland bereit ist, für Sie einzutreten, sobald Sie es für richtig halten.“

Zur selben Zeit sieht die Königin in Alexander ihren „tröstenden Engel“. Sie weiß, er ist die einzige Stütze ihres schwachen Gatten, der hochherzige Beschützer ihrer Krone, ihrer Kinder. Sie erinnert ihn an „den nächtlichen Gang zum Grabe Friedrichs des Großen, an diesen letzten glücklichen Tag“ ... In tiefer Erregung schließt sie einen ihrer Briefe: „Will man hier auf Erden an die Vollkommenheit glauben, dann muß man Sie kennen.“ Und dann noch dieser Satz: „Ich muß es Ihnen immer wieder sagen, ich glaube an Sie, wie ich an Gott glaube...“

Vergebens bittet Czartoryski den Zaren inständig, Preußen nicht weiterhin Hoffnungen zu erwecken und Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er solle sich lieber mit Frankreich verständigen. Ja, er wagt es sogar, die persönlichen Beziehungen seines Herrschers zu dem Berliner Hof zu verdächtigen. Er scheut sich nicht, ihm vorzuhalten, daß das Unglück von Austerlitz in seinen ersten Anfängen auf den Memeler Besuch von 1802 zurückgehe. „Die intimen Freundschaftsbeziehungen, die Ew. Kaiserliche Majestät mit dem König von Preußen anknüpften, nachdem Sie ihn kaum einige Tage kannten, verführten Ew. Majestät dazu, in Preußen nicht einen Staat zu sehen, sondern eine Persönlichkeit, die Ihnen nahesteht und der Sie persönlich verpflichtet zu sein glaubten. Diese enge Bindung mit dem Souverän einer fremden Macht, deren Interessen sehr häufig denen Rußlands entgegenstehen

müssen, hat den politischen Kurs unseres Kabinetts merklich beeinflußt und stand fortwährend hindernd und hemmend im Wege, als es sich darum handelte, den Feldzug energisch zu eröffnen...“ Indem Czartoryski für dies alles die persönlichen Beziehungen des Kaisers zum Könige von Preußen verantwortlich macht, meint er natürlich jene des Kaisers zu der Königin Luise.

In ähnlicher Weise äußern sich auch die anderen Berater. Die Kaiserin Maria Feodorowna, des Zaren Mutter, läßt wieder ihre prophetische Stimme hören und warnt ihn: „Die Anhänglichkeit Ihres Großvaters an den preussischen Hof ist ihm immer nur verhängnisvoll gewesen. Ich beschwöre Sie, achten Sie ja darauf. Sonst wird man Sie beschuldigen, die Interessen und den Ruhm Rußlands dieser Freundschaft geopfert zu haben.“

Nach Ansicht des Großfürsten Nicolas Mikhaïlowitsch, des einzigen Historikers, dem die privaten Archive der Romanows zugänglich waren, ist die Politik Alexanders I. zu jener Zeit erst dann vollauf verständlich, wenn man seine romantische Freundschaft mit der Königin Luise in Rechnung zieht.

Durch ganz Preußen geht inzwischen eine mächtige Woge der Erregung. In allen Salons, am Hofe und in der adligen Gesellschaft, in den Kasernen, im Theater, in allen Redaktionen und sogar auf den Straßen hagelt es, sobald man Soldaten sieht, von Beleidigungen und Provokationen gegen Frankreich.

Friedrich Wilhelm wird von der Kriegsbegeisterung seines Volkes mitgerissen und beschwört den Zaren am 8. August 1806, er möge ihm Hilfstruppen schicken. Schon am nächsten Tage ordnet er die allgemeine Mobil-

5 Paléologue, Alexander I.

machung an und ernennt zum Oberkommandierenden den greisen Herzog von Braunschweig, der den Franzosen hinlänglich bekannt war durch das beleidigende Manifest von 1792: *Paris wird vor ein militärisches Standgericht gestellt und vollkommen zerstört werden. Pardon wird nicht gegeben.*

Am 14. Oktober wird die preußische Armee, „die unsieglige Armee Friedrichs des Großen“, in der Schlacht von Jena völlig aufgerieben. Der Herzog von Braunschweig fällt. Roßbach und das Manifest von 1792 sind gerächt. Am 27. Oktober zieht Napoleon feierlich in Berlin ein. Vorher sind alle Festungen des Königreiches, Hameln, Spandau, Stettin, Prenzlau, Küstrin, Magdeburg besetzt worden. Nirgends wird Widerstand geleistet. Das königliche Paar ist auf der Flucht nach Graudenz, geht über die Weichsel und dann noch weiter nach Ortelsburg, Königsberg und Memel. Preußen besteht nicht mehr.

Mit Windeseile gelangen diese Nachrichten nach St. Petersburg, wo sie in den offiziellen Kreisen sofort bekannt werden. Dem russischen Volke jedoch werden sie erst Ende November mitgeteilt. Mit Staunen und Furcht werden sie aufgenommen. „Nicht nur Preußen ist verloren, mit ihm ganz Europa!“

Am 28. November schleudert die orthodoxe Heilige Kirche durch den Mund des Heiligen Synod den Bannstrahl gegen Napoleon. Er störe die Ruhe der Welt, sei der Feind der christlichen Religion, er stürze die Könige, leihe seine Hand zu den scheußlichsten Verbrechen, habe sich vom Christentum abgewandt und zum Verteidiger Mohammeds in Ägypten aufgeworfen, baue Synagogen in Frankreich und richte überall Götzenbilder auf... Es

unterliegt keinem Zweifel, dieser Aufruf zum Heiligen Krieg ist strenger Befehl des Kaisers. Der Heilige Synod ist an den kaiserlichen Willen gebunden und ist somit sein religiöses Organ.

In der Tat, Alexanders Entschluß ist gefaßt. Noch ein zweites Mal will er sich mit Napoleon messen. Trotz Austerlitz und Jena glaubt er immer noch nicht an das außerordentliche Genie des großen Feldherrn, ist er immer noch blind und sieht nicht die Minderwertigkeit seiner Truppen und die Unfähigkeit seiner Generale. Also versichert er Friedrich Wilhelm, „er stehe nach wie vor zu der Überzeugung, daß Rußland und Preußen unlöslich für alle Zukunft zueinander gehören.“ Er fügt sogar hinzu: „Um das umfassende Werk eines allgemeinen Friedens zu sichern, muß nicht nur Ew. Majestät wieder in den Vollbesitz Ihrer Staaten gelangen, sondern Deutschland muß von dem Joch der Franzosen befreit werden. Diese müssen über den Rhein zurückgetrieben werden.“

Vermutlich stand er, als er diesen verwegenen Entschluß faßte, stark unter dem Eindruck der öffentlich gewordenen Beschimpfungen, die Napoleon fortwährend der Königin Luise zufügte.

In den *Bulletins der Großen Armee* verfolgt der Sieger die unglückliche Herrscherin mit Haß. Sie ist für ihr Volk das geworden, was sie bald für ganz Deutschland sein wird, das heldenhafte Vorbild, der wahrhafte Inbegriff des Vaterlandes. Schon zu Beginn des Feldzuges versucht Napoleon, sie vor ganz Europa an den Pranger zu stellen. Sie habe den Krieg angezettelt: „Die Königin von Preußen befindet sich bei der Armee, sie ist wie eine Amazone gekleidet, trägt die Uniform ihres Dragonerregimentes und schreibt täglich zwanzig Briefe, um über-

all den Brand zu schüren. Sie gleicht jener Armida, die in ihrem Wahn Feuer an ihren eigenen Palast legt...“ „Die Preußen schieben der Reise des Kaisers Alexander alle Schuld an ihrem Unglück zu. Seit dieser Zeit ist die Königin völlig verändert. Aus einer zurückhaltenden und bescheidenen Frau, die nur ihre Pflicht als Hausfrau kannte, ist eine stürmische, vorwärtsdrängende Kriegerin geworden. Wie ein Sturm ist es über sie gekommen. Sie hat plötzlich ein Regiment gefordert und hat am Staatsrat teilgenommen. Sie wollte Blut sehen. So ist kostbares Blut geflossen! ...“ Fast jeden Tag werfen die *Bulletins* ihr etwas vor. Von der Beschimpfung gehen sie zum Spott über. Sie stempeln sie zu einer Art Ungeheuer, das den Menschen zum Verhängnis werde, wie die Kleopatra des lateinischen Dichters. Dann wieder spotten sie über ihre leichtfertige Gesinnung, über ihre romantischen Anwandlungen und ihren Leichtsinn. So habe man in Charlottenburg in ihren Schubladen im wüsten Durcheinander von Flitter und parfümierten Spitzen Staatspapiere und Bilder vom Zaren gefunden. Die Blätter, die vom kaiserlichen Hofquartier bezahlt werden, verschärfen ihren Ton abermals und beleidigen sie noch häßlicher. Und der Kaiser schämt sich nicht, sogar selbst im rauhen Soldatenton bei jeder Gelegenheit öffentlich von ihr zu sprechen und über ihre Verehrung für Alexander zu spotten. Niemals hat Napoleon das Wort Talleyrands mehr gerechtfertigt: „Schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!“

Alexander will nun seinen neuen Kreuzzug nicht nur deshalb unternehmen, „um den völligen Untergang Europas abzuwenden“; er will gleichzeitig den Beleidiger der Königin Luise zur Rechenschaft ziehen.

„Ich werde alle Mittel aufwenden, die mir zu Gebote

stehen, um die gute Sache zu verteidigen,“ schreibt er an Friedrich Wilhelm. Diese Mittel bestehen aus 120 000 Mann und 486 Kanonen. Das ist alles, was die russische Armee den 14 000 Mann und 92 Kanonen hinzufügen kann, jenen letzten Trümmern der preußischen Armee. Napoleon verfügt jetzt schon über 120 000 Mann an der Weichsel und bald wird er noch weitere 80 000 haben.

Alexander hat lange gezögert, wem er den Oberbefehl geben soll. Dann ist seine Wahl auf den General von Bennigsen gefallen. Er konnte keine bessere treffen. Damals, 1801, in St. Petersburg hatte Bennigsen in der tragischen Nacht vom 23. März eine nicht seltene Kühnheit und Kaltblütigkeit bewiesen. Seiner Art, klar und ruhig zu befehlen, war damals zweifellos der Erfolg zu verdanken gewesen. Joseph de Maistre hat Bennigsens entscheidende Rolle nicht überschätzt, als er ihm den Beinamen „des Hauptmörders“ gab.

Die Feindseligkeiten beginnen am 23. Dezember. Die ersten Operationen entwickeln sich langsam in dem Schnee, dem Nebel, den Sümpfen des nördlichen Polens und Westpreußens. Es fehlt an Lebensmitteln, an Futter für die Pferde, an Munition, an Lazaretten. In den Quartieren des Stabes herrscht Unerfahrenheit. Man ist lässig und streitet miteinander. Es ist dasselbe Leid, wie im Jahre zuvor, da alles dies die Tapferkeit der russischen Truppen in Mähren gelähmt und zur Erfolglosigkeit verurteilt hatte.

Nach sechs Monaten erschöpfender Anstrengungen, nach den unentschiedenen Schlachten von Pultusk und von Eylau werden diese unglücklichen Truppen entscheidend bei Friedland geschlagen: und zwar am 14. Juni 1807, am Jahrestage der Schlacht von Marengo. Das bedeutet die endgültige Vernichtung.

Berauscht von seinem Siege, der so lange auf sich warten ließ, läßt Napoleon ihn mit gewaltigem Schall in alle vier Winde ausposaunen: „Die russische Armee ist abermals aufs Haupt geschlagen, nur noch vernichtender als jemals das österreichische Heer! ... Mit der Wichtigtuerei der Russen ist es nun vorbei! ... Meine Adler sind am Njemen aufgepflanzt! ...“

Alexander und Napoleon kommen am 27. Juni in Tilsit zusammen. Hier haben die verfolgenden französischen Truppen Halt gemacht. Die Herrscher bleiben dort bis zum 9. Juli. Dreizehn Tage lang sind sie dauernd zusammen.

Zahllose volkstümliche Bilder haben diese berühmte Zusammenkunft der beiden Herrscher, das äußere Dekor, die Inszenierung des Ganzen, das Spiel der Akteure und Komparsen bis in alle Einzelheiten festgehalten. Die Herrscher begegnen sich auf einem Floß im Njemen. Offen bekennen sie vor allen Zuschauern ihre Freundschaft. Arm in Arm, lächelnd gehen sie zusammen durch die kleine Stadt spazieren, die das Wunder anstaunt. Immer wieder reiten sie zusammen längs den Ufern des Flusses dahin oder in die benachbarten Wälder. Militärische Paraden werden veranstaltet. In feierlicher Aufmachung werden Ehrenkreuze an die Tapfersten beider Heere verteilt. Die kaiserlichen Garden beglückwünschen sich gegenseitig, und begeisterte Zurufe begrüßen hüben und drüben die Herrscher: „Es lebe der Kaiser des Orients! ... Es lebe der Kaiser des Abendlandes! ...“ Dann kommt der Abend. Die beiden Herrscher ziehen sich zurück und führen lange geheimnisvolle Zwiegespräche. Sie gehen auseinander, und jeder ist vom anderen entzückt.

Einige Worte, die damals zwischen ihnen fielen, sind nicht weniger populär geworden und in das Volk gedrungen. Alexander beginnt die erste Unterhaltung mit folgenden Worten: „Majestät, die Engländer sind mir ebenso verhaßt wie Ihnen.“ Napoleon antwortet prompt: „Dann ist alles in Ordnung, der Friede ist perfekt.“ Oder: Napoleon empfängt ganz zufällig eine Depesche, die ihm die Ermordung des Sultans Selim bei einem Überfall der Janitscharen meldet. Er zeigt sie dem Zaren und fügt hinzu: „Das ist ein Zeichen der Vorsehung. Es sagt mir, daß das türkische Reich nicht mehr lebensfähig ist! ...“ Und noch jener andere, für den Enkel der Großen Katharina weniger schmeichelhafte Ausspruch: „Konstantinopel! Konstantinopel! ... Darüber kann ich nicht mit mir reden lassen, das ist der Schlüssel des Weltreiches! ...“

Im Gefolge, sozusagen im Schatten dieser beiden Herrscher, die so tun, als ob sie die Welt unter sich teilen wollten, taucht dann und wann bescheiden und verstohlen eine Silhouette auf: der König von Preußen. Er ist nicht ausdrücklich eingeladen worden. Man hat ihm nur erlaubt zu kommen. Als Unterkunft hat er nichts besseres als eine Mühle in der Vorstadt gefunden. In seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung verrät sich, wie sehr er leidet, wie sehr er sich beiseite gestellt und ferngehalten fühlt. Er merkt, wie unwillkommen er ist. Im übrigen scheut Napoleon sich nicht, ihm das deutlich zu verstehen zu geben. Während der ersten Zusammenkunft der Herrscher auf dem Floß wartet er zwei volle Stunden hindurch vergeblich, zu Pferde, im strömenden Regen, am Ufer des Njemen. Angstvoll blickt er auf das mit Goldfransen verzierte Zelt hin, in dem über die Zukunft seines Königreiches entschieden wird. Vergebens versucht

er, sich in die geheimen Besprechungen der beiden Kaiser einzuschalten. Als er einmal die beiden Freunde auf ihrem Ausritte begleitet, macht sich Napoleon ein teuflisches Vergnügen daraus, mit Alexander im Galopp weit vorauszuspringen und Friedrich Wilhelm hinter sich zu lassen, um sich sodann daran zu weiden, wie er ganz allein in der Ferne hinterdrein trittet. Endlich, eines Abends, hofft der Preuße, der Sieger von Jena und Friedland werde seinen Bitten Gehör schenken. Aber Napoleon scherzt nur mit ihm über die altertümliche Uniform, die der König angezogen hat, eine Art Husarenuniform mit Schnüren und Verbrämungen: „Sagen Sie, wie bringen Sie das eigentlich fertig, diese vielen Knöpfe zuzuknöpfen?“ Dieser Art bleibt die ganze Unterhaltung.

Während dessen wartet zwanzig Meilen von Tilsit entfernt am düsteren und sandigen Gestade der Ostsee die Königin Luise in Memel, einer ehemaligen Festung der deutschen Ordensritter. Sie ist krank, verzehrt sich, „leidet alles, was man leiden kann“. Noch immer hofft sie, daß „ihr tröstender Engel“ sich gegen den unerbittlichen Sieger schützend vor Preußen und die Hohenzollern stellen werde. „Lassen Sie uns nur nicht im Stich“, schreibt sie ihm, „was sollte ohne Sie aus dem Könige und meinen Kindern werden? Was macht es aus, ob ich sterbe. Wenn nur der König und die Zukunft meiner Kinder gerettet wird... Ich würde nichts mehr zu hoffen wagen, wenn nicht Sie über unsere Geschicke zu entscheiden hätten!“

Während Alexander und Napoleon vor aller Welt mit allem Pomp ihre Verhandlungen führen, arbeiten hinter den Kulissen der Fürst von Benevent und die Fürsten Lobanow und Kurakin Tag und Nacht und setzen die Protokolle auf. Zwischen ihnen wird nicht debattiert und

nicht gestritten. Vielmehr diktiert Talleyrand seinen russischen Kollegen die Befehle seines Herrn. Und der Vertrag, der am 7. Juli unterzeichnet wird, ist nichts anderes als die Auffassung Napoleons über den Ausbau des französischen Weltreiches.

Es sind die folgenden neuen Satzungen Europas, die der Herrscher aller Rußen annimmt und durch seine Unterschrift billigt:

Das jämmerlich verkleinerte und verstümmelte Preußen verliert den größten Teil seiner polnischen Besitzungen und seine sämtlichen Gebiete westlich der Elbe, also die Hälfte seiner Bevölkerung. Aus Preußisch-Polen wird das Herzogtum Warschau unter dem König von Sachsen gebildet, dem sehr gefügigen Gefolgsmann Frankreichs. Ferner willigt der Zar darein, den Rheinbund und ebenso die Lehnkönigreiche von Holland, Neapel und Westfalen anzuerkennen. So findet er sich damit ab, zwei Drittel Europas der napoleonischen Macht zu überlassen. Schließlich noch erklärt er sich offen gegen England und verspricht, die Kontinentalsperre mitzumachen. Er verwirft und vernichtet somit seine früheren Bündnisse. Frankreich aber ist seinem Ziele nahe. Es hat jetzt ganz Europa gegen England vereinigt.

Ist Alexander nun wenigstens entschädigt worden? — Hat er für diese gewaltigen Zugeständnisse entsprechende Vorteile im Orient erzielt? Keineswegs. Gleich nach Eröffnung der Verhandlungen hat er seinem anspruchsvollen Partner die Flußmündungen bei Cattaro und Korfu, diese Vorposten russischer Ambitionen an der Küste der Balkanhalbinsel, zugestehen müssen. Napoleon glaubt, daß Rußland nichts im Mittelmeer zu suchen habe. Dieses gehört ein für allemal Frankreich. Er zweifelt nicht daran,

daß bald auch die englischen Schiffe nicht mehr im Mittelmeer sein werden. Die Vormachtbestrebungen Alexanders sollen sich allenfalls auf die Türkei erstrecken. Als Mindestforderung erhebt Alexander Anspruch auf Teilung des türkischen Reiches, Anspruch auf den Bosphorus und die Umgebung von Konstantinopel. Auch das billigt ihm Napoleon nicht zu. Er weiß ganz genau, daß er Rußland nirgendwo sonst als im Orient fassen kann. Erst wenn ihm Rußland Beweise dafür geliefert hat, daß es in seinem Kampfe gegen England ganz auf seiner Seite steht, erst wenn das französisch-russische Bündnis den britischen Löwen völlig gezähmt hat, erst dann ist die Zeit gekommen, die großen Probleme zu behandeln, die sich aus der Auflösung des türkischen Reiches ergeben. Niemals sollen das Kreuz der orthodoxen Kirche und der moskowitzische Adler über Byzanz schweben! „Konstantinopel bedeutet das Reich der Welt, es ist der Schlüssel des Universalreiches.“

Die nächsten Ereignisse bewirken es, daß von all diesen schönen diplomatischen Vereinbarungen, über die der skeptische Talleyrand manches Mal hat lächeln müssen, nicht mehr viel übrigbleibt. Aber es sind ja auch ganz besonders die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern, die den Historiker und Psychologen an der Zusammenkunft von Tilsit interessieren. Beide geben sich hier unter einzigartigen Verhältnissen in ihrem tiefsten Wesen zu erkennen.

Hat Napoleon Alexanders rätselhafte Natur wirklich erkannt? Nein, aber aus seinem Instinkt heraus hat er ausgezeichnet mit ihm gespielt.

Nach seiner ersten Unterhaltung mit dem Zaren hat er, noch auf dem Njemen, an die Kaiserin Josephine ge-

schrieben. „Liebste, ich habe soeben Alexander gesehen. Das hat mir viel Freude gemacht. Er ist ein sehr schöner, guter und junger Herrscher. Er hat mehr Geist als man allgemein annimmt.“ Napoleon hat ihn dann weiter als sympathisch, klug und ernst geschildert, als einen jungen Menschen, dessen schöne, verschleierte Blicke, dessen angenehme Stimme und echte Herzenswärme ihm gezeigt haben, daß er es ehrlich meint. — Sollte er wirklich in diesem dreißigjährigen Souverän (er selbst war 38 Jahre alt) den großen Verbündeten gesehen haben, den er brauchte, um England in die Knie zu zwingen und dem Schicksalslauf der Welt eine neue Richtung zu geben?

Wahrhaftig ist er davon überzeugt, sich die dauernde und enge Freundschaft des russischen Herrschers erworben zu haben. Dies ist einer seiner schwersten Irrtümer. Er denkt viel zu klar, zu gradlinig und zu lateinisch. Er ist viel zu sehr Romane, lebt viel zu sehr in den Heldengestalten eines Corneille und in ihren logischen Tiraden, um in die Geheimnisse der impulsiven und vielfältigen, der leicht beweglichen und einschmeichelnd sich hingebenden Seele dieses Romanow eindringen zu können, einer Seele, die vielleicht nicht einmal die Schöpferkraft eines Shakespeare, Tolstoï oder Dostojewski enträtselt hätte. Bestenfalls kann man sagen, daß er in bestimmten Augenblicken etwas Seltsames, Dunkles, Geheimnisvolles an diesem Freunde bemerkt hat, der ihm niemals widerstand und der ihn immer wieder fesselte. Nicht lange darauf sagt er zu Metternich: „Man kann kaum mehr Geist haben als Kaiser Alexander. Aber ich finde, es fehlt ihm etwas, und es ist mir unmöglich zu sagen, was.“

War es nun Napoleon oder war es Alexander, der die Zusammenkunft in Tilsit vorschlug? Der Sieger von Fried-

land hat sie sicherlich begrüßt. Er hatte seinen Soldaten seit einem Jahre das Äußerste zugemutet. Die öffentliche französische Meinung fing an, sich gegen das langwierige Abenteuer aufzulehnen, das sich unabsehbar bis zu den äußersten Grenzen Europas fortsetzte. Österreich glaubte, daß die Gelegenheit gekommen sei, „wieder einmal das Los der Waffen zu versuchen“. Napoleon hatte also den Frieden sehr nötig.

Alexander hingegen besaß trotz seiner Niederlage eine viel größere Handlungsfreiheit zur Fortsetzung des Krieges. Sein Heer konnte sich hinter den Njemen zurückziehen, gegebenenfalls bis zur Düna. Hier hatte es eine Verfolgung durch die Franzosen nicht mehr zu befürchten und konnte sich in aller Ruhe neu sammeln. Das war der Plan Bennigsens.

Ihm schwebte jener rastlose Rückzug in die unendlichen, unbegrenzten Tiefen des Reiches vor, der Rußland später, 1812, rettete. Aber Alexander war heute noch nicht der Mann solcher weittragenden großen Entschlüsse. Dazu kommt er erst fünf Jahre später. Zudem fanden sich in seinem Stabe Stimmen genug, die den Frieden forderten, „koste es, was es wolle“. Hinzu kam noch, daß sein stets schnell erregter Bruder, der Großfürst Konstantin, ihm in das Gesicht zu sagen wagte, daß wieder jene dunklen Drohungen umliefen, die schon so oft Alexanders Nerven zermürbt hatten: „Der Kaiser soll doch nicht vergessen, wie sein Vater starb.“ Aus allen diesen Gründen war er an Napoleon herangetreten und hatte um einen Waffenstillstand nachgesucht. Im Rahmen dieses verschleierten Vorspiels wollte er dann freimütig um den Frieden bitten.

Der zur Aufnahme der Waffenstillstandsverhandlungen

nach Tilsit entsandte Fürst Lobanow wird von Napoleon herzlich empfangen. Napoleon findet die schmeichelhaftesten Worte über den Zaren und macht den Vorschlag, sich zu treffen und den Frieden zu schließen, vielleicht sogar ein Bündnis. Vor den Augen des Fürsten zieht er eine Karte von der Weichsel aus der Tasche und sagt plötzlich: „Sehen Sie, dies hier muß die Grenze zwischen unseren beiden Reichen werden. Jenseits der Weichsel ist das Reich Ihres Zaren, das Land auf der anderen Seite gehört mir!“

Ein solches Wort mußte die schnelle Einbildungskraft eines Alexander entzünden. In demselben Augenblick verißt er alle feierlichen Erklärungen, die er immer wieder einem Friedrich Wilhelm gegeben hat, „wie er für alle Zeiten dem Grundsatz einer unlöslichen Trennung der Hohenzollern und der Romanow treu bleiben werde“. Vergessen ist sein entschlossener Wille, Preussen, Deutschland, Europa zu befreien und „die Franzosen über den Rhein zu jagen“.

In seiner hellen Begeisterung schreibt er an Lobanow: „Sagen Sie dem Kaiser Napoleon, daß alle seine Worte, die er mir durch Sie übermitteln ließ, mir aus der Seele gesprochen sind. Sehnlichst wünschte ich, daß eine enge Verbindung zwischen unseren beiden Nationen alles vergangene Leid wieder gut machte. *Sagen Sie ihm, daß ich mich der glücklichen Hoffnung hingebe, daß mein Lieblingsgedanke, auf dessen Verwirklichung ich seit langem warte, endlich durch diese Regelung der Dinge durchgeführt werde...*“ Als er diesen letzten Satz noch einmal liest, bemerkt er doch, daß er in seinem Eifer für den neuen Bundesgenossen ein wenig zu weit gegangen ist. Er streicht ihn durch und setzt an seine Stelle den viel ruhi-

geren: „Sagen Sie ihm, dieses Bündnis zwischen Frankreich und Rußland sei ständig von mir herbeigesehnt worden. Ich habe die Überzeugung, daß nur eine solche Allianz das Glück und den Frieden dieses Erdteils verbürgen kann. Ein ganz neues System, die Völker zu regieren, muß an die Stelle des bisherigen treten. Ich glaube, daß wir uns leicht mit dem Kaiser Napoleon verständigen werden, da wir ohne Unterhändler unsere Besprechungen führen. In wenigen Tagen kann ein dauernder Friede zwischen uns geschlossen werden!...“ So kommt es, daß sich die beiden Monarchen unter vier Augen, von Mensch zu Mensch, verständigen. Sie verlassen sich auf sich selbst und lassen sich bei ihren Maßnahmen von der freien Eingebung ihrer hochherzigen Seelen treiben. Sie sind ihre eigenen Sekretäre, ohne Minister, ohne Zeugen.

Napoleon glaubt, der Verführer zu sein, aber Alexander ist es nicht weniger. Denn er besitzt im höchsten Maße die Kunst, sich in das Vertrauen anderer einzuschleichen. Er verfügt über jene seltsame Gabe, sich frei und offen zu geben und doch zu täuschen, sich schlau vorzutasten und dann freundlich zu umgarnen, sich vornehm zu geben, mit gewinnendem Lächeln zu gewähren und sich aus jeder Gefahr herauszuwinden.

Am 29. Juni schreibt er an seine achtzehnjährige schöne Schwester Katharina, die seine vertraute Freundin war und die von seinen intimsten Gedanken wußte: „Gott hat uns wieder einmal geholfen. Er hat uns Opfer erspart, wir gehen siegreich aus dem Kampfe hervor. Was sagen Sie zu alledem, was vorgefallen ist? *Ich habe Gelegenheit, tagelang mit Bonaparte zusammen zu sein, darf stundenlang ihm allein gegenüber sitzen!...* Ist das nicht alles wie ein Traum!...“

Dieses letzte Wort läßt uns in sein Inneres sehen. Er lebt fortwährend in einem traumhaften Zustande, in einer romantischen und theatralischen Einbildung. Er glaubt eine Rolle zu spielen. Willenlos und doch mehr oder weniger bewußt, läßt er sich von seiner eigenen Phantasie umgarnen. Wie ein Schauspieler versetzt er sich selber in Erregung und steht bewundernd vor seiner Person, hört seine eigenen Reden und Antworten, hört das, was er sagen will, sieht seine Posen und Gesten. Mit dem Dichter könnte er ausrufen:

Ich schreite dahin wie ein Lebender, und doch wie in einem Sternentraum!

Hier liegt eine allbekannte psychiatrische Erscheinung vor: die sich selbst entzündende Autosuggestion, eine angeborene Anlage, sich selber trügerische Täuschungen vorzuspiegeln, in denen die Eitelkeit sich frei auslebt, in denen die Perspektive des Schauplatzes andere Formen annimmt und die Umrisse der Dinge im Nebel verschwinden läßt. Es braucht dann nur noch ein von außen kommender Reiz hinzutreten, irgendein günstiger Umstand, und das Gehirn beginnt, im angedeuteten Sinne zu arbeiten. So genügten bei dem durch das Unglück von Friedland tief niedergeschlagenen Alexander zwei kleine Worte seines Siegers, um ihn, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, heftig auffahren zu lassen und den Kontakt mit seiner Selbsttäuschung herzustellen: „Die Weichsel muß von nun an die Grenze zwischen unseren beiden Reichen sein... Wenn wir gemeinsam marschieren, sind wir die Herren der Welt...“ Von diesem Augenblick an ist seine Phantasie auf unbestimmte Fernen gerichtet, in weite Ausblicke, die glanzvoll sind und blendend. So kommt es,

daß er ganz Europa Napoleon überläßt und sich mit einigen vagen Versprechungen im Orient abfindet.

Denkt man sich einmal einen der großen Realisten in eine solche Lage hinein, einen jener klaren und scharfblickenden Geister wie Richelieu, Cromwell, Friedrich II., William Pitt, Cavour, Bismarck: kein Zweifel, keiner von ihnen würde seinen Namen unter diese Wahnvorstellungen von Tilsit gesetzt haben.

Hat nun Alexander um der schönen Augen der Königin Luise willen nicht wenigstens einige greifbare Resultate zugunsten Preußens erreicht? Nein.

Und sein Gewissen, das allzu erfinderisch in solchen Fragen ist, macht ihm keine Beschwerden. Schon bei seiner ersten Unterhaltung auf dem Floße war es ihm klar, daß es unmöglich sei, die preußische Monarchie zu retten: „Ich habe alles getan“, schreibt er an Friedrich Wilhelm, „was menschenmöglich war... Ich könnte den Verstand darüber verlieren, Ihnen nicht so helfen zu können, wie mein Herz es sehnlichst wünschte.“

Eindeutig sagt der Vertrag: Friedrich Wilhelm muß die Hälfte seiner Staaten an den Kaiser der Franzosen abtreten. Jedoch billigt dieser ihm zu, er wolle ihm das alte Preußen, Pommern, Schlesien und Brandenburg wiedergeben, und zwar „mit Rücksicht auf Se. Majestät, den Kaiser aller Reußen“. Am Abend vor seiner Abreise sagt Napoleon selber zu dem Grafen von der Goltz, dem preußischen Bevollmächtigten: „Ich habe meine Angelegenheiten mit dem Kaiser Alexander geordnet, ich beabsichtige nicht mehr mit Preußen zu verhandeln. Ihr König verdankt alles der liebenswürdigen Fürsprache des Kaisers Alexander. Ohne sein Eintreten würde die königliche Dynastie den Thron verloren haben, und ich hätte Preußen

meinem Bruder Jérôme gegeben. Unter solchen Umständen muß Ihr Herrscher es als eine Gunst von meiner Seite ansehen, wenn ich ihm noch einige Länder in seinem Besitze lasse..." Ohne den Wert dieser etwas auffallenden Erklärungen herabmindern zu wollen, geben sie vielleicht doch noch keinen unzweifelhaften Beweis dafür, daß der Zar in seinen endlosen Besprechungen mit Napoleon alles getan hat, „was menschenmöglich war“, um „das Ungeheuer“ zugunsten seiner Freunde gnädig zu stimmen.

In den letzten Tagen war der vom Schmerz zerrissene König dermaßen entnervt, daß einer seiner Ratgeber, der alte Marschall von Kalckreuth, der heldenmütige Verteidiger von Danzig, auf den Gedanken kam, die Königin nach Tilsit zu bitten. Er glaubte, daß sie allein die Situation vielleicht noch retten könnte. Sie würde ihren Gatten ermutigen, würde den Zaren an den Schwur von Potsdam erinnern und würde schließlich bei Napoleon vermitteln können. Der Zauber, der von ihr ausging, die Macht ihrer gewinnenden Unterhaltung, der noch keiner widerstanden hatte, würde vielleicht auch auf den unerbittlichen Sieger ihren Einfluß ausüben.

Als sie in Memel den Brief Friedrich Wilhelms erhielt, der sie zu kommen bat, wurde sie bleich, schwankte einen Augenblick und brach dann in Tränen aus. Die Anwesenden glaubten, sie habe soeben die Nachricht von einem neuen Unglück erhalten.

Bonaparte war ihr in der Tat so schrecklich, daß der Gedanke ihn zu sehen, an ihn das Wort zu richten, sich ihm als Bittende zu nahen, sie auf das tiefste erschütterte. In furchtbarer Herzensangst reist sie nach Tilsit, als ob sie sich selbst zu opfern hätte. Aber es mußte ein Opfer

gebracht werden, um ihr Königreich zu retten; und sie gestand sich ein, daß sie selbst es zu bringen hatte.

Kaum ist sie in der bescheidenen Wohnung ihres Gatten angekommen, läßt Bonaparte sich plötzlich anmelden. Nach einigen höflichen Worten sagt sie ihm, weshalb sie gekommen sei. Sie möchte für Preußen einen einigermaßen annehmbaren Frieden erreichen.

„Wie haben Sie es wagen können“, sagt er zu ihr, „mir den Krieg zu erklären?“

Würdig entgegnet sie:

„Majestät, der Ruhm Friedrichs des Großen ließ uns unsere Kräfte überschätzen. Er strahlte so hell, daß er uns zu diesem Irrtum verleitet hat¹.“

Dann bittet sie ihn um die Herausgabe Magdeburgs, von Westfalen usw....

„Sie verlangen viel“, antwortet er, „aber ich verspreche Ihnen, darüber nachzudenken.“

Alsdann versucht er, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken und beglückwünscht sie zu dem ausgezeichneten Geschmack ihres Kleides. Er geht sogar so weit, den Seidenstoff zu betasten:

„Was ist das für ein Stoff, Madame...? Ist das Crêpe oder italienische Gaze?“

Sie unterbricht ihn mit einer etwas abweisenden Geste:

„Majestät, wollen wir wirklich in einem so ernsten Augenblick von solchen Dingen sprechen?“

¹ Talleyrand, der der Unterredung beiwohnte, schreibt in seinen *Memoiren*: „Ich fand dieses Wort „*Ruhm*“ so glücklich, noch dazu in Tilsit, und Napoleon gegenüber, daß ich diese hochherzige Antwort oft wiederholte. Schließlich sagte der Kaiser eines Tages zu mir: *Ich weiß nicht, was Sie so Schönes an diesen Worten der Königin finden. Sprechen Sie doch bitte von anderen Dingen.*“

Tränen kommen ihr in die Augen... Auch bei dieser Gelegenheit hätte Napoleon feststellen dürfen, daß die Galanterie und der Scherz des Salons ihm schlecht anstanden.

Trotz allem, was vorgefallen war, machte die Königin doch einen günstigen Eindruck auf ihn; während er früher Gefallen daran gefunden hatte, sie in lächerlicher Weise als eine Kleopatra oder als eine Bradamante zu verspotten. Er sagte später: „Königin Luise ist eine Frau, die weiß, was sie will, eine Frau von Geist und Haltung. Sie steht hoch über ihrem Gemahl. Sie kann ihn wahrhaftig nicht lieben oder auch nur schätzen... Kaiser Alexander hat sie 1805 irregeleitet... Ich glaube, seine Beziehungen zu ihr waren nur freundschaftlicher Art, ehrenhaft und in jeder Beziehung untadelig...“

Am Abend des 7. Juli nimmt sie an der kaiserlichen Tafel den Ehrenplatz ein. Soeben hat sie vom König erfahren, daß er „entsetzliche Bedingungen“ hat unterschreiben müssen und daß „der Sieger“ dem Lande den Todesstoß versetzt hat.

Kaiser Napoleon sitzt zu ihrer rechten Seite, Kaiser Alexander zu ihrer linken. Sie ist wunderschön, hat ein Kleid an von Purpur und Gold. Auf dem Kopfe trägt sie einen hohen Turban. Tapfer spielt sie die Rolle, die sie zu spielen hat, bis zum Ende. Niemand sieht ihr an, welche furchtbaren Gedanken ihr das Herz zerreißen.

Ihr Nachbar zur Rechten, „das Ungeheuer“, der Sohn der Revolution, kommt ihr noch hassenswerter und fürchterlicher vor, als sie ihn sich vorgestellt hatte. Schon körperlich ist er in ihren Augen von einer abschreckenden Häßlichkeit, mit seinem aufgeschwemmten, gelblichen, dicken Gesicht, mit seinem starken Leib, seinen zu kurzen Beinen, seinem durchdringenden harten Blick. So erscheint

er ihr „wie die Inkarnation des Bösen“. Wie gewöhnlich sind seine Haltung und seine Gesten! Wie platt seine Worte! Einen Augenblick fängt er wieder an zu scherzen:

„Warum tragen Sie eigentlich einen Turban? Was soll Kaiser Alexander dazu sagen, der sich doch auf dem Kriegsfuß mit den Türken befindet?“

Der Mameluk Rustan steht genau hinter beiden.

„Nein“, sagt sie und dabei zwingt sie sich zum Lächeln, „das habe ich nur getan, um Ihrem Mameluken eine Freude zu bereiten.“

Zu ihrer Linken sitzt ihr Freund Alexander, der einstmals in ihren Augen in reinster Tugend erstrahlte. Er weiß nicht recht, was er sagen soll. Sie aber muß sich eingestehen, daß er anziehender ist denn je, mit seiner biegsamen, schlanken Gestalt, in seiner schönen Uniform, den *Preobraschensky*, mit seiner gewinnenden Stimme, seinem zarten Teint, seinen leuchtenden, träumerischen Augen. Er ist immer noch wie früher von ausgesuchter Höflichkeit, aufgelegt zu Scherzen, gewandt in seinen Manieren wie in seiner Sprache. Was sagt er zu ihr in den kurzen Unterhaltungen, die sie abseits von der Gesellschaft führen? Sie hat das Recht, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Aber man weiß nur, daß sie zu ihm sagte: „Sie haben uns eine furchtbare Enttäuschung bereitet!“

Nach dem Essen, das eine Qual für sie war, geht sie zu ihrem Wagen, und Napoleon bittet sie, von ihm eine Rose anzunehmen, die er soeben für sie gepflückt hat. Einen Augenblick zögert sie. Dann besinnt sie sich und sagt:

„Ich nehme sie an, wenn Magdeburg einbegriffen ist!“

„Ich mache Ew. Majestät darauf aufmerksam, daß es meine Sache ist, anzubieten, und die Ihre, anzunehmen!“

VII

Das Spiel der Diplomaten

Am 16. Juli 1807 zieht Alexander in Petersburg ein. Er wird ebenso unfreundlich empfangen wie bei seiner Rückkehr nach der Schlacht von Austerlitz.

In allen Schichten und Kreisen bekrittelt man seine Niederlage bei Friedland. Vor allem wird es als Kränkung empfunden, daß er „sich zu den Füßen des Siegers geworfen und sich mit ihm verbündet hat“. Noch niemals hat Rußland, so sagt man, das heilige orthodoxe Rußland, das Rußland Peters des Großen und der Großen Katharina, sich so verächtlich gemacht.

Die Ironie will es, daß gleichzeitig das russische Episkopat, da es keinen Gegenbefehl vom Heiligen Synod erhalten hat, in seinen Hirtenbriefen weiterhin den vor dem Kriege angeordneten Streiterlaß gegen Napoleon verkündet und jeden Sonntag von den Kanzeln den Fluch gegen Napoleon schleudert, gegen diesen Ruhestörer der Welt, den Feind der christlichen Religion, den Beschützer der Mohammedaner und Juden...

Man mäßigt sein Zürnen und Eifern gegen den „scheußlichen Verrat von Tilsit“ um so weniger, als man weiß, daß nirgends offener und freier darüber gesprochen wird als in den Salons der Kaiserin-Mutter. Ihre schöne luxuriöse Residenz in Pawlowsk, in der sie die Etikette des

früheren Hofes und alle alten Erinnerungen pflegt, ist der Herd der Opposition geworden.

Die junge Zarin Elisabeth Alexejewna liebt Alexander immer noch. Er verdient es nicht. Mehr denn je liegt er zu den Füßen der schönen Naryschkin und betet sie an.

Die Zarin ist empört gegen ihre Schwiegermutter. Man wagt es, in ihrem Kreise gegen den Zaren lauteste Opposition zu treiben. Sie schreibt an ihre Mutter, die Markgräfin von Baden:

„Am meisten schürt die Kaiserin Maria die Unzufriedenheit und eifert offen gegen die Politik ihres Sohnes. Sie kann sich nicht genug darin tun, diejenigen, die am Feldzuge teilgenommen und den Krieg zu Ende geführt haben, z. B. den Fürsten Lobanow, dessen Name in allen Zeitungen steht, verächtlich zu machen. Das erklärt sich aus ihrer verworrenen Eigenliebe. Sie will bei jeder Gelegenheit der öffentlichen Meinung zu Gefallen sein und sich Schmeicheleien sagen lassen. Als Kaiserin, wie als Mutter, sollte sie sich lieber schützend vor ihren Sohn stellen. So ist sie schon beinahe die Führerin einer Fronde. Sie versammelt alle Mißvergnügten um sich, die sie natürlich in den Himmel erheben. Niemals hat ihr Hof soviel Menschen gesehen. Niemals hat sie soviel Einladungen nach Pawlowsk ergehen lassen, wie in diesem Jahr. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir das alles zuwider ist. Zu einer Zeit, da sich, wie sie sehr gut weiß, die öffentliche Meinung gegen den Kaiser auflehnt, begünstigt sie die lautesten Schreier und schmeichelt ihnen auch noch... Der Kaiser ist gut. Er ist der beste von der ganzen Familie, aber er ist verkauft und verraten von seinen eigenen Angehörigen. Je schwieriger seine Lage wird, um so mehr geht mir dies zu Herzen, so sehr, daß

ich fürchten muß, ungerecht gegen diejenigen zu werden, die sich gegen ihn stellen! ...“

Die feindselige Stimmung gegen den Zaren nimmt bald einen ernsten Charakter an. Die Intrigen und der gesellschaftliche Klatsch ähneln schon einer Verschwörung. Hier und dort hört man Worte, die auf Umsturz deuten. Bisweilen hat man den Eindruck, als ob sich, wie 1762 und wie 1801, abermals eine Palastrevolution im geheimen vorbereite. Wieder flüstert man sich jene unheimlichen Worte ins Ohr: „Der Kaiser sollte doch daran denken, wie sein Vater gestorben ist.“ Die Unbehaglichkeit wächst und die Unruhe nimmt zu und wird allgemein. „Viele Leute glauben“, schreibt Joseph de Maistre, der sardinische Minister, „daß kein anderes Mittel übrig bleibt, um aus dieser gefährlichen Situation herauszukommen, als die berüchtigte *asiatische Kur*...“

Doch Alexander, so traurig er auch darüber ist, daß er verkannt und hart angegriffen wird, bewahrt nach außen hin seine Ruhe und seine Würde, täglich bestärkt von seiner Freundin Naryschkin. Er bezweifelt nicht, daß seine erbitterten Feinde ihm doch noch danken werden, wenn er in letzter Stunde die Geheimnisse seiner Politik enthüllt und den erwarteten Ruhm und Erfolg einerntet. Er lebt noch völlig unter den erregenden und fesselnden Eindrücken von Tilsit, in jenem Wahn und Rausch, in den der große Zauberer ihn versetzte. Elisabeth, die kluge und scharfsinnige Beobachterin, schreibt an ihre Mutter: „Bonaparte kommt mir wie ein gewissenloser Verführer vor, der alle Schönen, ob sie wollen oder nicht, zu überwältigen versteht. Rußland, die standhafteste unter ihnen, hat sich lange gesträubt. Nun ist auch sie den Weg der anderen gegangen und ist jener von der Persönlichkeit des

Kaisers ausgehenden Suggestion wie seiner Macht unterlegen. In seinem Wesen liegt eine geheime Kraft, die alles zu durchdringen vermag. Gern wüßte ich, worin jene Magie Bonapartes besteht, durch die er die Menschen so plötzlich und so völlig umzustimmen vermag.“

Bevor Napoleon die normalen diplomatischen Beziehungen mit Rußland wieder aufnahm, — was lange wichtige Formalitäten erforderte —, wollte er in St. Petersburg jemanden haben, der unmittelbar und offiziell die freundschaftlichen Beziehungen zu Alexander pflegte und ihn über die Stimmungen der russischen Gesellschaft auf dem laufenden hielt. Er kam auf die sonderbare Idee, für diese nicht ganz leichte Mission den General Savary zu bestimmen, der sich weniger im Felde ausgezeichnet, als vielmehr im Innern wichtige Polizeimaßnahmen durchgeführt hatte. Jedermann wußte, daß er 1804 das Leib-Gendarmerie-Korps befehligte und daß er eine tätige, vielleicht sogar entscheidende Rolle bei der Erschießung des Herzogs von Enghien gespielt hatte.

Alexander kommt ihm in der liebenswürdigsten Weise entgegen, er spart nicht mit Gunstbezeugungen und Aufmerksamkeiten. Immer wieder erinnert er ihn an die schönen Tage von Tilsit: „Nie werde ich vergessen, wie zuvorkommend Kaiser Napoleon mir gegenüber gewesen ist. Je mehr ich daran denke, um so glücklicher bin ich, mit ihm zusammen gewesen zu sein... Er ist wirklich ein außerordentlicher Mensch! ...“

Savary erfährt aber auch das Gegenteil. Kaum hat er den kaiserlichen Palast verlassen, so findet er niemanden, mit dem er sprechen kann. Alle Türen sind ihm verschlossen. Man tut so, als sehe man ihn nicht. Er wird nicht eingeladen. Seine Besuche werden nicht erwidert. Bei den öf-

fentlichen Empfängen und Zusammenkünften wird er unhöflich angesehen. Er merkt, daß man ihm nicht wohlwill. Überall, wohin er kommt, trifft er auf Feindseligkeit. In den Augen der russischen Gesellschaft ist und bleibt er „der Henker des Herzogs von Enghien“, der Mann, der die Tragödie von Ettenheim und Vincennes durchführte, der den Richtern des Kriegsgerichtes den scheußlichen Spruch vorschrieb, der die Soldaten befehligt hat, die den Herzog erschießen mußten, ja der sogar, in der Ungeduld, möglichst schnell in der Nacht noch fertig zu werden und um Zeit zu gewinnen, schon im voraus das Grab für das Opfer hat auswerfen lassen. So schlägt ihm überall Abscheu und Empörung entgegen. Aber die Mörder Pauls I.? Sie werden nicht abgewiesen, werden im Gegenteil in den Salons des höchsten Adels, ja sogar in der nächsten Umgebung des Zaren gern gesehen.

Einige Tage nach seiner Ankunft sucht Savary eine Unterredung bei der gefürchteten Maria Feodorowna nach. Da er nicht den Titel eines Gesandten trägt und nur in außerordentlicher Mission in Petersburg ist, so gibt sie vor, ihn nicht zu kennen. Dann, mit einem Male, besinnt sie sich eines Besseren und geruht ihn zu empfangen; aber in welch kränkender Art für den General: „Am 30. Juli“, schreibt er nach Paris, „wurde ich der Kaiserin-Mutter im Taurischen Palast vorgestellt. *Sie empfing mich mit äußerster Zurückhaltung. Der Empfang dauerte nur eine Minute.*“

Um ihn alle diese Widerwärtigkeiten und die ihn erniedrigenden Unhöflichkeiten vergessen zu lassen, überhäuft Alexander ihn immer wieder mit Aufmerksamkeiten und versucht auszugleichen. Auf seinen ausdrücklichen Befehl wird der Gesandte Frankreichs in bestimmten

Kreisen aufgenommen. Aber zum Schluß kann der General als Ergebnis seiner diplomatischen Informationen nichts anderes berichten als dies: „Überall bin ich in politischen Fragen auf ein eisiges Schweigen gestoßen, ja schon auf ein betroffenes Erstaunen darüber, wie man nur an solche Dinge rühren könnte. Niemand wagte es, von Tilsit zu sprechen, noch vom Frieden, noch von Frankreich, noch vom Kaiser Napoleon...“

Kaum ist Savary fort, so lösen sich alle Zungen; abermals setzt der Sturm ein, die heftigsten Schmähungen darüber, wie der Zar nur so verblendet und so zaghaft sein konnte. Elisabeth Alexejewna schreibt an ihre Mutter: „Je mehr der Kaiser sich zu seinem neuen Verbündeten hingezogen fühlt, um so mehr sucht er ihm in der Person Savarys Höflichkeiten zu erweisen und zwar in einem Maße, *das fast schon abstoßend ist.*“ Die Zarin sieht fortwährend über dem Haupte ihres geliebten Gatten das Damoklesschwert schweben.

Doch Alexander arbeitet sich langsam und mühevoll vorwärts. Daran allerdings nehmen die Redereien in den Salons nur wenig Anteil.

Die Wirkung der Zeit, die Wandlung der Perspektiven, ein sich immer mehr entschleiender Horizont, der wenig angenehme Zusammenprall mit den russischen Realitäten, das Erwachen eines scharfen gesunden Instinktes, den auch der berauschendste Wunschtraum nicht lange einschläfern konnte, ein ahnungsvolles Mißtrauen schließlich, lösten und verjagten allmählich das strahlende Gewölk von Tilsit. Zwei enge Mitarbeiter des Herrschers, der Graf Nikolaus Rumjantsow und der Graf Peter Tolstoï, schürten dieses Mißtrauen täglich. Der eine, Rumjantsow, war soeben Minister des Auswärtigen geworden. Der andere,

Tolstoï, war als Gesandter in Paris vorgesehen. Beide waren klug und verfügten über die Gabe, die Dinge auch in ihrem weiteren Lauf zu überblicken. Sie besaßen die noch viel wichtigere Fähigkeit, mit kaltblütiger Überlegenheit alles zu prüfen und sich nicht blenden, viel weniger noch einschüchtern zu lassen.

In erster Linie legten die Vereinbarungen von Tilsit Rußland die Verpflichtung auf, seinem Anerbieten gemäß, zwischen England und Frankreich zu vermitteln. Nur dann sollte ihm die Entschädigung im Orient gewährt werden.

Geschickt von Rumjantsow und Tolstoï beraten, ließ Alexander bei der britischen Regierung vorfühlen. Eine ablehnende Antwort war zu erwarten. Das bedeutete den Abbruch der Beziehungen, ... wenigstens nach außen hin. Im geheimen ließ der Zar durch einen Sonderbeauftragten in London die Versicherung seiner weiteren dauernden Freundschaft abgeben. Er müsse sich nur eine Zeitlang noch hinter einer vorgetäuschten feindseligen Einstellung verbergen.

Indem Alexander öffentlich gegen England auftrat, gab er seinem Verbündeten Napoleon einen demonstrativen Beweis seines guten Willens; das berechtigte ihn zu der Gegenforderung einer unmittelbaren Erfüllung der orientalischen Versprechungen.

Mittlerweile war der neue französische Gesandte, der General Graf Caulaincourt, der Oberstallmeister des Kaisers, in St. Petersburg eingetroffen. Er war eine elegante, tadellose, gesellschaftliche Erscheinung, wußte prächtig zu erzählen, hatte Geschmack für alle Pflichten der Repräsentation. Er war ein klarer Kopf, ebenso klug wie von umfassendem Wissen, er hatte ein vornehmes Herz, das

von einer großen Liebe beherrscht wurde. Auf der anderen Seite war er ein unruhiger und leicht verdrießlicher Mensch, in seinem Innern hin- und herschwankend; vor allem hatte er keinen stetigen Willen. Er war leicht zu beeinflussen, hatte immerfort Ausflüchte, Sophismen, Kompromisse zur Hand und stand heimlich mit anderen im Einverständnis.

Fast zur gleichen Zeit kam Tolstoï in Paris an. Schon nach den ersten Worten, die er mit Napoleon wechselte, hat er das richtige Bild von ihm gewonnen: „Was Bonaparte mit uns vorhat, ist klar. Er will aus uns eine asiatische Macht machen, will uns in unsere früheren Grenzen zurückzwingen... Er versucht unsere Truppen von Konstantinopel fernzuhalten, um dort freies Spiel zu haben.

Daher schlägt er uns vor, einen Teil unserer Soldaten nach Schweden zu werfen und die anderen für weite Expeditionen nach Persien und Indien zu verwenden...“

Als einige Tage später Alexander gegenüber Caulaincourt seinen Wunsch ausdrückt, so schnell wie möglich die Moldau und Walachei dem Zarenreiche einzuverleiben, gibt ihm der Gesandte zu verstehen, daß Napoleon keine geringere Gegenforderung als die Überlassung Schlesiens stelle, das ihm als Vorposten der französischen Macht in Europa, unmittelbar an den Grenzen Polens, dienen soll.

Jetzt ist für Alexander alles klar. Sein Mißtrauen ist wieder voll erwacht.

Auf der anderen Seite erfährt er, daß Napoleon in Wien dahin intrigiert, daß die Österreicher im Notfalle Rußland auf seinem Marsche nach Konstantinopel zum Einhalten zwingen sollen.

Eingehend durchdenkt der Zar ein seltsames Gespräch, das sein Gesandter Tolstoï mit dem Grafen Metternich,

dem jetzigen österreichischen Gesandten in Paris, führte. Er weiß, daß Metternich unter der Decke mit Talleyrand zusammen arbeitet. Schon bei seinem Besuch in Potsdam 1805 ist Alexander der durchdringende und der vorausschauende Blick dieses jungen Diplomaten aufgefallen. Jetzt werden ihm die folgenden vertraulichen Mitteilungen des österreichischen Gesandten an seinen russischen Kollegen zugestellt: „Wir haben und wir können nur ein Ziel haben. Wir dürfen uns in die allgemeinen Verwicklungen nicht hineinziehen lassen. Der Kaiser Napoleon streichelt Sie heute, um morgen über Sie herzufallen. Ebenso macht er es auch mit uns...“ Wenn Österreich und Rußland den für beide Länder einzig richtigen Weg gehen wollen, so müssen sie zwei gefährliche Klippen vermeiden: sie dürfen es nicht zum Bruch mit Napoleon kommen lassen, dürfen sich aber auch nicht von seinen falschen Freundschaftsbeteuerungen gefangen nehmen lassen. Metternich kommt zu dem Schluß: „Tun wir so, als ob wir die Dupierten wären! Solange wir es nur nicht sind! So werden wir endlich zu dem Ziel gelangen, diesen Zustand höchster Unsicherheit zu beenden, der wider die Natur und eine Beleidigung für die Menschheit ist.“ ... In diesem im November 1807 umrissenen Programm ist die Lösung des napoleonischen Dramas vorausgesagt. — Talleyrand verlangte von einem Diplomaten „den Blick für die Zukunft“. Sein Machiavellismus und jener Metternichs waren die beste Voraussetzung dafür, daß die beiden sich vorzüglich verstanden.

„Tun wir so, als ob wir die Dupierten wären! Solange wir es nur nicht sind!“ ... Diese Worte werden für Alexander zum Leitstern. Er vergißt sie nie mehr.

Genau zu jener Zeit bringt sich Caulaincourt bei Alex-

ander in große Gefahr, und zwar auf eine sehr heikle, fast möchte man sagen, anstößige Art, die keineswegs eines Gesandten würdig ist. In einem an den Zaren gerichteten Brief dienert er und rechtfertigt sich gegen den Anwurf, daß er bei der Erschießung des Herzogs von Enghien seine Hand mit im Spiele hatte. Er beschränkt seine Rolle soweit wie nur möglich auf die militärischen Maßnahmen, die er am 15. März 1804 in der Umgebung von Ettenheim zu treffen hatte, um den Prinzen gefangen zu nehmen. Kurzum, er versucht, sich von der Verantwortung an dieser unsauberen Affäre, bei der er doch einer der Hauptakteure war, und die ihm im übrigen sehr gut bezahlt wurde, reinzuwaschen. Er desavouiert seinen eigenen Kaiser. Was sollte Alexander von dieser eigenartigen Verteidigung des französischen Gesandten halten, da er über die engen Beziehungen Caulaincourts zu Talleyrand und über die „persönliche Politik“ Talleyrands, mit der dieser sein großes Ränkespiel hinter dem Rücken Napoleons einleitete, doch genau unterrichtet war.

Das steht zum mindesten fest, daß Alexander sich seinen Mann genau besah und von ihm abrückte.

Im übrigen fühlt sich Caulaincourt trotz allen gesellschaftlichen Gepräanges und trotz der außerordentlichen Ehren, mit denen man ihn überhäuft, nicht sehr wohl in seiner Rolle. Die natürliche Ungezwungenheit ist nicht da, es ist ihm so, als wüßten die anderen von dem schimpflichen Schuldbewußtsein, das auf ihm lastet... Joseph de Maistre, der sardinische Minister, hat als aufmerksamer Beobachter sehr fein auf die innere Verlegenheit dieses so pomphaft auftretenden Diplomaten hingewiesen: „Es macht mir Spaß, Caulaincourt zu beobachten. Er stammt aus dem höchsten Adel und betont das. Er ist

der Bevollmächtigte eines Herrschers, der die ganze Welt erzittern läßt. Er verfügt über eine Rente von 600 oder 700 000 Pfund, und überall ist er der erste usw. . . . Und doch sieht er nicht sehr vornehm aus unter seinem Aufputz. Steif wie ein Stock geht er daher, als wenn er Messingdraht in den Gelenken hätte. Alle meinen, er sehe so aus wie *Ninette à la cour*. Diese Erscheinung: der Mächtige, der vor der wahren Würde zu stammeln beginnt, ist mir seit dem Beginn der großen Tragödie noch sehr oft vor Augen getreten.“

Umgekehrt machte Alexanders Botschafter in Paris einen ganz anderen Eindruck. Tolstoi gibt sich ruhig, schlicht und stolz. Napoleon spart ihm gegenüber nicht mit ausgesuchten Gunstbezeugungen, schmeichelt ihm und sucht ihn zu fangen. Vergebens. Nicht ein einziges Mal läßt der Russe sich beeinflussen, blenden oder betören. Liebenswertig, aber doch fest und sicher, ohne sich je beirren zu lassen, tritt er für die Ehre seines Herren und seines Landes ein.

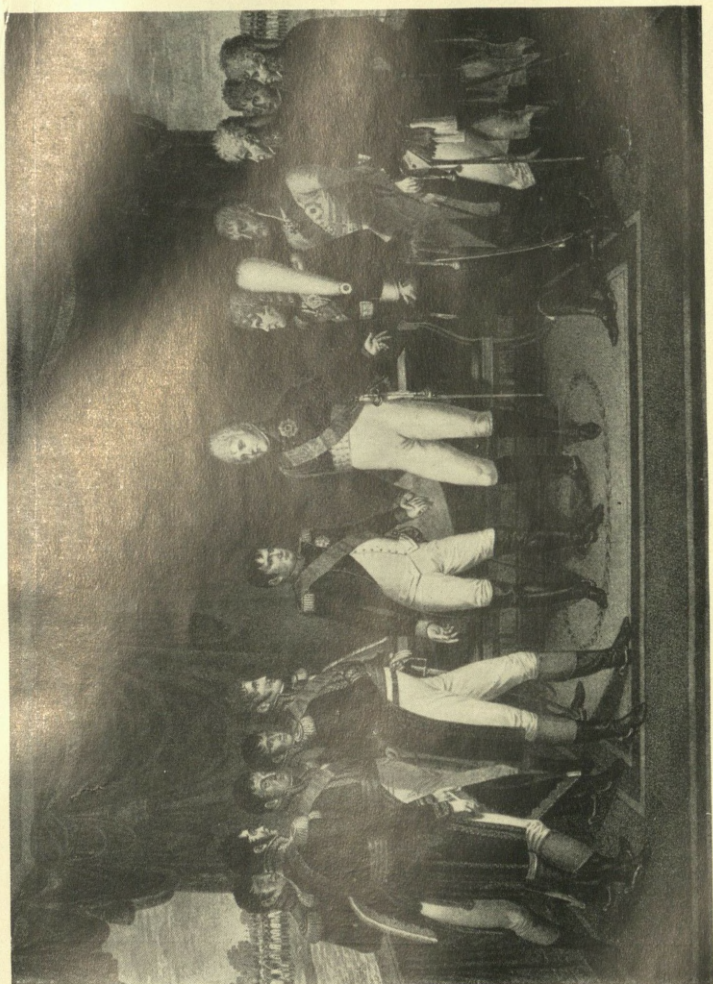
Am 29. Januar 1808 empfängt Napoleon den aus St. Petersburg zurückgekehrten Savary. Er fragt ihn gründlich aus in seiner peinlichen und genauen Art, in seiner Meisterschaft, ein Verhör zu führen. Er preßt alles aus ihm heraus, was der improvisierte Diplomat in seinen Berichten verschleiert hat, alles, was er nicht offen zu schreiben wagte, alles, was er gehört oder hier und da auf gelesen hat, ohne daß ihm selbst immer die Wichtigkeit und die tiefere Bedeutung der Zusammenhänge klargestanden wäre.

Napoleon springt auf. Er glaubte, Alexander fest in Händen zu haben; er ist ihm entschlüpft. Sofort über-

sieht er die Folgen. Alle seine Pläne sind über den Haufen geworfen, alle die gewaltigen Erfolge von Austerlitz, von Jena und Friedland sind in Frage gestellt, und dies ausgerechnet in dem Augenblick, in dem Österreich eine drohende Haltung einnimmt, in dem der spanische Thron ins Wanken gerät, in dem die britische Regierung lauter denn je ihren unversöhnlichen Entschluß vor aller Welt zum Ausdruck bringt, den Krieg bis zum Weißbluten fortzusetzen...

Mit der gewohnten Beharrlichkeit und Schnelligkeit, mit der er seine Kriegspläne den diplomatischen Operationen anpaßt, improvisiert Napoleon auf der Stelle einen großartigen Schachzug, um den Verbündeten, der sich von ihm lösen will, wieder an sich zu fesseln.

Am 2. Februar schreibt er persönlich an den Zaren einen langen hochtönenden Brief, der ihm einsuggerieren soll, wie man England unfehlbar auf die Knie zwingen und dem Kontinent gefügig machen könnte. Frankreich und Rußland sollen über Konstantinopel und durch den Kaukasus hindurch ein Heer von 50 000 Mann führen, um Indien in ihre Gewalt zu bringen. „Einen Monat später, nachdem wir uns in allen Punkten geeinigt haben, könnte das Heer am Bosporus stehen.“ Darüber würde alle Welt bis zum Ganges hin in Aufruhr geraten. Aber es sei keine Zeit zu verlieren: „Die Verträge können sofort unterschrieben werden, vor dem 15. März kann alles beschlossen sein. Am 1. Mai können unsere Truppen bereits in Asien stehen ... Dann werden die Engländer, von Indien her bedroht, aus dem Orient vertrieben. Auf diesem Wege wird die englische Macht unter der Wucht der Ereignisse zusammenbrechen ... Ich werde zu jeder notwendigen Forderung bereit sein, wenn ich nur dieses gewal-



Napoleon und Alexander I. auf dem Njemen bei Tilsit

Kupferstich von J. J. Freidhof nach einem Gemälde von H. Dähling



Caulaincourt

Bildnis nach einem Gemälde von F. P. Gérard

tige Ziel erreiche...“ Nachdem er so verlockend auf eine Teilung der Türkei angespielt hat, folgen dann noch Schlußsätze, die den menschheitsbeglückenden Idealen Alexanders schmeicheln sollen: „Ew. Kaiserliche Hoheit und ich hätten gewiß das Glück des Friedens vorgezogen und wir hätten lieber in unseren großen Ländern gelebt und uns der Aufgabe gewidmet, unsere Völker mit neuen Impulsen zu erfüllen, sie durch Künste zu erfreuen und ihnen die Segnungen einer weisen Regierung zuteil werden zu lassen. Unsere Feinde in der Welt jedoch wollen das nicht zulassen. Wir müssen unsere großen Ziele verfolgen auch gegen unseren Willen. Es ist nur klug und politisch, jenen Weg zu gehen, den das Schicksal uns vorschreibt und den der unabwendbare Lauf der Dinge uns führt ... In diesen kurzen Zeilen enthülle ich meine Gesinnung offen vor Ew. Majestät. Was wir in Tilsit begonnen haben, wird das Schicksal der Welt bestimmen.“

Napoleon ladet den argwöhnischen Tolstoï zu einer Jagdgesellschaft ein und benutzt die Gelegenheit, um den russischen Gesandten in nähere positive Einzelheiten dieses etwas großrednerischen und gefühlsseligen Programms einzuführen. Im Galopp, der sie dahinträgt, und in der eisigen Luft, die ihnen das Gesicht peitscht, klärt er ihn auf und setzt ihm stürmisch zu. Er beruft sich sogar auf die großen Eroberer, die sich einstmals verwegen abmühten, Asien zu bezwingen: „Was macht es aus, daß Alexander und Tamerlan, jener Führer asiatischer Nomadenvölker, ihre Pläne nicht verwirklicht haben! Wir werden Alexander und Tamerlan übertrumpfen...! Es handelt sich nur darum, an den Euphrat heranzukommen. Sind wir einmal so weit, dann ist der Weg nach Indien frei...“

Als der verführerische Brief nach St. Petersburg gelangt, kennt die Begeisterung des Zaren vor Caulaincourt keine Grenzen: „Das nenne ich große Dinge!... Ein herrlicher Mensch!... Das ist die Sprache von Tilsit!...“

Und er antwortet seinem erlauchten Verbündeten:

„Der Brief Ew. Majestät hat mich in die Zeit von Tilsit zurückversetzt, an dessen herrliche Tage ich mich gerne erinnere. Als ich ihn las, glaubte ich die Stunden, die wir zusammen verbrachten, abermals zu erleben, und ich finde nicht Worte genug, um meiner Freude Ausdruck zu geben. Die Vorschläge Ew. Majestät sind ebenso großzügig wie gerecht. Nur ein so überragendes Genie, wie Ew. Majestät, konnte solche weit ausgreifenden Pläne fassen. Und dieses Euer Genie wird sie auch vollenden!...“

Er befiehlt Rumjantsow, sich mit Caulaincourt auf den Grundlagen der von Napoleon nahegelegten und umgrenzten Vereinbarungen zu verständigen. Später werden sich die beiden Monarchen in Erfurt treffen, um die Bande ihrer Freundschaft noch enger zu knüpfen: „Ich freue mich schon im voraus darauf“, schreibt Alexander. „Das wird einer der schönsten Augenblicke meines Lebens sein.“

Der Schachzug Napoleons scheint wundervoll geglückt zu sein.

Die Besprechungen zwischen dem Minister und dem Gesandten leiten sich trotzdem nicht gut ein. Wenn sie sich auch verständigen, sie verstehen sich nicht. Über die Aufteilung der Türkei gibt es zwischen den Unterhändlern bald scharfe Unstimmigkeiten. Die Auseinandersetzungen werden ironisch, manchmal schon bitter. Caulaincourt glaubt weiterhin daran, daß Alexander unerschütterlich „mit Herz und Seele“ zu Napoleon hält. Aber bald ist es ihm doch klar, daß der Verbündete von Tilsit niemals

mit seinen Heeren gegen England marschieren wird, solange ihm vorher nicht Konstantinopel zugesprochen worden ist.

Die überschwengliche Bewunderung und Freude, die der Zar bei der Lektüre des hochtönenden Schreibens vom 2. Februar bekundete, hat Caulaincourt getäuscht. Es ist ihm entgangen, daß der Zar sich seit einigen Monaten stillschweigend von der französischen Allianz fortbewegt hat. Der Brief vom 2. Februar hat seine Meinung vom Zaren ein für allemal starr festgelegt. Alexander hat die Schlinge gesehen. Unter dem Schwall und Getön der Phrasen hat er sofort eine ungeheure Spiegelfechterei gewittert. Das „große indische Projekt“ ist nur eine Ausflucht. Napoleon will nur der Teilung des türkischen Reiches ausweichen und einen Vorwand dafür schaffen, die Räumung Preußens hinzuziehen, Schlesien zu gewinnen und auf diese Weise alleiniger Herrscher von Europa zu werden! ... So leicht läßt Alexander sich nicht in die Falle locken! ... Zweimal glückt der Streich von Tilsit nicht... Und der Zar hat jene Worte nicht vergessen, die Metternich zu Tolstoi sagte.

Von diesem Augenblick an sind Alexanders Maßnahmen, ist seine politische Einstellung durch diese drei Fakten bestimmt: er ist von nun an mißtrauisch, hält mit seinen Plänen hinter dem Berge und ist doppelzüngig. In dieser verwickelten, unendlich fein nuancierten Rolle bekundet er bald eine unvergleichliche Meisterschaft.

Die kommenden Monate sind für die Regierung Alexanders und für das Schicksal Napoleons entscheidend.

In den ersten Herbsttagen des Jahres 1808 sollen sich die beiden Herrscher auf halbem Wege in Erfurt, im Herzen Thüringens, treffen.

Schon vorher versetzen verschiedene unvorhergesehene Ereignisse Europa in Staunen und Furcht.

Am 7. April führt Napoleon eine lang überlegte Tat aus: die Verhaftung des Papstes Pius VII. und die Sequestrierung des Kirchenstaates. Von jetzt ab ist Rom, die alte Hauptstadt der Welt, die Metropole des Katholizismus, die Stadt der Cäsaren, der Apostel und der Märtyrer, nur noch die einfache Präfektur eines französischen Departements. In Zukunft soll es heißen: Departement Tiber, Präfektur Rom, so wie es heißt: „Vienne, Präfektur Poitiers“, oder: „Aude, Präfektur Carcassonne“.

Fast zur gleichen Zeit wird das erschreckte Europa durch einen anderen nicht weniger furchtbaren Streich in hellen Aufruhr versetzt. Am 15. April hat Napoleon in hinterhältiger Weise König Karl IV., die Königin Marie Louise und ihren ältesten Sohn Ferdinand, den Prinzen von Asturien, nach Bayonne gelockt. Nach abwechselnd hochdramatischen, beschämenden und grotesken Szenen hat die Dynastie der spanischen Bourbonen aufgehört zu regieren. Ihr Thron fällt Joseph, dem Könige von Neapel, zu. An dessen Stelle wiederum tritt Murat. Chateaubriand faßt das kurz folgendermaßen zusammen: „Es machte Napoleon Spaß, seinen Bruder Joseph und seinen Schwager Joachim Murat ‚Verwechselt das Bäumchen‘ spielen zu lassen. Er nahm die Krone von Neapel vom Haupte des ersten und setzte sie auf den Kopf des zweiten. Dann drückte er mit einer Handbewegung den beiden neugekrönten Königen ihre Kopfbänder in die Stirn, und sie zogen nun ab, ein jeder in seiner

Richtung, wie zwei Rekruten, denen man einen neuen Tschako aufgesetzt hat.“

Das Verbrechen von Bayonne hat in St. Petersburg eine um so lebhaftere Empörung hervorgerufen, als der Ränkeschmied dieses „satanischen Überfalls“, der Mann, der mit List und Gewalt die spanischen Bourbonen in die Fänge Napoleons zu locken verstand, wiederum der General Savary war, „der Henker des Herzogs von Eng-hien“, der niedrige Büttel, den die russische Gesellschaft noch vor kurzem mit Verachtung strafte. Die Frankreich feindlichen Leidenschaften sind um so heftiger entfesselt, als man widerwillig feststellen muß, daß Napoleon durch den Besitz von Rom und Madrid der unbeschränkte Herrscher von Italien und Spanien ist. Wo wird er haltmachen?...

Bald jedoch lenken zwei neue unglaubliche Nachrichten, die abermals fast zur gleichen Zeit eintreffen, die öffentliche Meinung in eine andere Richtung. Zuerst hört man gegen Ende August, daß ganz Spanien sich im hellen Aufruhr befinde, und später, daß am 22. Juli drei französische Divisionen unter dem Kommando des Generals Dupont in Baylen eingeschlossen wurden und sich ergeben mußten.

Zum ersten Male haben ein französisches Armeekorps und ein kaiserlicher General sich unter das kaudinische Joch beugen müssen. Noch staunt alle Welt, als schon die zweite Nachricht eintrifft: die Engländer sind an der portugiesischen Küste an Land gegangen und haben den General Junot gezwungen, Lissabon zu räumen und am 30. August in Cintra die Waffen zu strecken. Die Wirkung dieser beiden aufeinanderfolgenden Kapitulationen ist in ganz Europa außerordentlich. Ist Napoleon vielleicht doch nicht unbesiegbar?

Am 14. September fährt Alexander nach Erfurt. Hinter ihm bleiben Aufregung, Pessimismus, Unruhe, Tadel und Mißfallen. Man begreift nicht, daß er es noch einmal auf die erniedrigende und unheilvolle Erfahrung von Tilsit ankommen lassen will. Welche Verirrung! ... Sicherlich wird er sich wiederum von Napoleon umgarnen lassen! ... Und wer weiß, was ihm zuletzt noch in Erfurt, in den Klauen des Monstrums, widerfahren wird! ... Der Überfall von Bayonne ist noch frisch in der Erinnerung.

Seine Mutter, die den Sommer in Gatschina verbringt, schreibt ihm unter Tränen und beschwört ihn, am Rande des Abgrundes haltzumachen. „Lieber Alexander, diese Zeilen fordern Sie und mich vor den Richterstuhl des Höchsten!...“ Dann malt sie ihm in lebhaften Farben aus, wie Europa allen Launen eines blutdürstigen Tyrannen preisgegeben ist, wie der russische Handel zerstört ist, wie der Staatsbankrott unmittelbar bevorsteht, das Volk zu Hunger und Not verdammt ist, wie der Haß gegen die Franzosen sich beinahe bis zur Tollwut gesteigert hat. Die Zusammenkunft von Erfurt wird ein Schandfleck für seine Regierung sein... Schließlich stellt sie ihm die drohende Gefahr vor Augen, wenn er sich persönlich mit Bonaparte mitten in Deutschland trifft, wo ihm keine Hilfe zur Verfügung steht, in einer Festung, die der Sieger von Friedland militärisch bewachen läßt. Nach Vincennes, nach Bayonne hält sie Napoleon zu allem fähig, und dies um so mehr, weil sein Prestige in Spanien soeben eine empfindliche Einbuße erlitten hat. Es ist ganz klar, „das Götzenbild gerät ins Schwanken“. Maria Feodorowna schließt mit dieser pathetischen Beschwörung: „Alexander, Sie werden Ihr Reich und Ihre Familie zugrunde richten. Halten

Sie inne. Noch ist es Zeit dazu. Hören Sie auf die Stimme der Ehre, auf die Bitten und das Flehen Ihrer Mutter. Besinnen Sie sich, liebes Kind!“

Wenn Alexander seiner Mutter auch nicht gern politische Dinge mitteilt, wenn er sie so weit wie möglich in die dekorative und majestätische Rolle einschränkt, die sie übrigens ausgezeichnet spielt, so muß er ihr doch einen klaren Kopf, einen unbeugsamen Charakter, einen tiefen moralischen Einfluß auf den Adel, die Kirche und die Armee und eine sehr hohe Auffassung von ihrer Verantwortung zuerkennen. Dieses Mal hält er sich daher für verpflichtet, sich ihr zu erklären. Und es geschieht zum erstenmal, daß er einem Menschen seine geheimsten Gedanken anvertraut. Am 25. August 1808 schreibt er seiner Mutter in ruhigen und ehrerbietigen Worten und begründet seine Zwangslage, die ihm gebietet, sich für einige Zeit den Absichten Napoleons nicht zu widersetzen. „Frankreich muß sich in dem Glauben wiegen, seine politischen Interessen mit denen Rußlands verbinden zu können. Hat es diese Überzeugung nicht mehr, dann ist Rußland für Frankreich eine Macht, die vernichtet werden muß...“ Nur nicht das Mißtrauen Bonapartes wachrufen! Das muß sich Rußland zur höchsten Maxime machen. Denn zuerst muß es einmal aufatmen können, um sodann den Wiederaufbau seines Heeres in Angriff zu nehmen. „Wir können nur im tiefsten Stillschweigen darangehen. Nur nicht die Wiederaufrüstung in alle Welt hinausposaunen!...“ Im übrigen ist es von größter Wichtigkeit „Österreich zu retten und darauf hin zu arbeiten, daß es nicht noch weiter geschwächt wird und alle seine Mittel und Kräfte solange aufsparen kann, bis sie zum Wohl des Ganzen eingesetzt werden können! ...“ Und schließlich darf man

die Rückschläge, die Napoleon soeben in Spanien erlitten hat, nicht überschätzen: „Nur zu gern wünschte ich mir die Beweise, aus denen man auf den baldigen Zusammenbruch eines so mächtigen Reiches, wie Frankreich es augenblicklich ist, schließen könnte. Hat man denn schon vergessen, daß es einem gesamten verbündeten Europa Widerstand zu leisten vermochte, während es selbst im Parteihader lag und einen Bürgerkrieg in der Vendée zu bestehen hatte? An Stelle eines wohlgeordneten Heeres hatte es nur Nationalgarden zur Verfügung. Und wer gebot über Frankreich? Eine schwache, hin und her schwankende Regierung, so und so oft von einer anderen ebenso schwachen gestürzt. Und jetzt, da es von einem gewaltigen Manne gelenkt wird, dessen Talent und Genie nicht bestritten werden können, gelenkt wird mit der ganzen Kraft, die ihm die absolute Macht zur Verfügung stellt, der die furchtbarsten Mittel in der Hand hat, der über ein kriegsgeübtes und in fünfzehnjähriger Schlachtenerfahrung erprobtes Heer gebietet, — jetzt glaubt man sogleich, daß eben dieses gewaltige Reich zusammenstürzt, nur weil zwei unvorsichtig geführte französische Korps im Kampfe mit überlegeneren Streitkräften eine Schlappe erlitten haben! Ich kann eine solche Meinung nicht teilen. Wunschträume dieser Art sind immer nur verhängnisvoll für Europa gewesen. Die Kabinette sollten sich endlich dazu entschließen, die Dinge so anzusehen, wie sie wirklich sind, und sollten alle Vorurteile beiseitestellen... Hüten wir uns also vorerst noch, eine ablehnende Haltung gegen Napoleon einzunehmen. Wir könnten Gefahr laufen, alles zu verlieren. Tun wir vielmehr so, als ob wir fest zur Allianz hielten; nur so können wir den Verbündeten in Sicherheit wiegen. Gewinnen wir Zeit und

seien wir bereit. Kommt die Stunde, dann werden wir an dem Sturz Napoleons in aller Ruhe mitwirken.“

Noch etwas genauer und noch vertrauter schreibt er bald darauf an seine Schwester Katharina: „Napoleon hält mich für einen Dummkopf. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Mittlerweile bezeugen die Depeschen Caulaincourts dem Franzosenkaiser immer wieder, daß sein großer Freund im Norden mehr denn je auf seiner Seite stehe. Caulaincourt meint es aufrichtig und vermutet keine Täuschung, indem er von den warmherzigen Worten Alexanders berichtet, mit denen dieser ihm bei jeder Gelegenheit aufwartet: „Sagen Sie dem Kaiser, er könne auf mich so wie auf Sie rechnen und er solle demgemäß handeln. Wir werden denen auf die Finger klopfen, die aufbegehren... Auf Wiedersehen Ende September in Erfurt. Die Erfolge werden wir im Winter sehen...!“

VIII

Die Zusammenkunft in Erfurt

Am 14. September verläßt Alexander Petersburg. Und obwohl er „schneller als ein Kurier“ reist, ist er dennoch rücksichtsvoll genug, zwei Tage in Königsberg zu bleiben, wo die preußischen Monarchen in ihrem Unglück ein trostloses Dasein fristen.

Er wird mit allen Würden empfangen. Man hat kein Opfer gescheut. Man will dem Zaren beweisen, daß die Monarchie der Hohenzollern trotz aller Verstümmelung noch immer eine Macht darstellt. Kaum sind die Begrüßungszeremonien beendet, so bittet man ihn in ein bescheidenes Landhaus außerhalb der Stadt. Hier tauschen die Majestäten im engen Kreise ihre Gedanken aus.

In Gegenwart von Friedrich Wilhelm, der nach wie vor schwerfällig und zaghaft ist, lenkt die tapfere Königin Luise bald das Gespräch auf das gewohnte Thema und bittet den Zaren flehentlich: „Sie werden also Napoleon wiedersehen! ... Ich beschwöre Sie: trauen Sie ihm nicht! Was er Ihnen auch immer sagen mag, seien Sie auf Ihrer Hut! ... Er wird versuchen, Sie in einen Krieg mit Österreich hineinzuziehen! ... Tuen Sie so etwas um Gottes willen nicht. In Ihrer Hand liegt es, Europa zu retten! ...“

Alexander deckt seine Karten nicht auf. Er begnügt sich damit, vage Versprechungen zu geben und macht

Ausflüchte, die geheimnisvoll genug klingen. Immer wieder mahnt er zur Geduld, zum Ausharren. Einzig der Baron vom Stein, der Premierminister, der bald den deutschen Patriotismus entfachen soll, ahnt die geheimen Gedanken des Romanow. Er schreibt an einen Freund: „Kaiser Alexander sieht die Gefahr, von der Europa bedroht ist. Meiner Meinung nach ist er auf die Zusammenkunft in Erfurt nur deshalb eingegangen, um nach außen hin Zeit zu gewinnen. Er wird Österreich nicht angreifen, wenn es zum Kriege mit Frankreich kommt! ...“

Der Zar fährt von Königsberg, ohne Berlin zu berühren, über Küstrin nach Leipzig und von dort nach Erfurt.

Kaum ist er in Bromberg über die Weichsel gefahren, so rollt sich vor seinen Augen täglich ein Schauspiel ab, das sich ihm tief einprägt. Von Station zu Station wird er durch französische Truppen begrüßt. Napoleon hat zwar soeben einige Regimenter zurückgerufen, um sie nach Spanien zu schicken, aber er hält dennoch sämtliche Festungen an der Oder, wie Glogau, Küstrin und Stettin besetzt. Da er ferner auch Pommern, Brandenburg, Schlesien, Franken, Hannover, Holstein und die Mündung der Elbe in der Hand hat, und da außerdem die Fürsten von Bayern, Hessen, Berg, Sachsen, Württemberg, Baden und Westfalen strikte seinen Forderungen nachkommen, so verfügt er über die absolute Herrschaft in Deutschland. Auf dieser Reise wurde Alexander auf das eindruckvollste bestätigt, was sich seit Austerlitz und Friedland und trotz der Verhandlungen von Tilsit in ihm zur Kardinalforderung verdichtet hatte: „Die erste Voraussetzung für einen allgemeinen europäischen Frieden ist, daß Deutschland vom Joch der Franzosen befreit wird, und daß diese über den Rhein zurückgetrieben werden.“

Am 27. September begegnen sich die beiden Kaiser in Erfurt, diesmal nicht auf einem Floß und im Zelt wie auf dem Njemen, die ein wenig gar zu derb den naiven Geschmack und die rauhe Hand der Pontoniere verrieten. Die beiden Autokraten, die über das Schicksal der Welt entscheiden, treten in einem reichen und stilvollen Rahmen einander gegenüber. Die französische Ausstattungskunst hat alles aufgeboten, um dem Ansehen und dem Stolz der beiden Herrscher auf das glanzvollste zu entsprechen.

Die Stadt Erfurt, die für gewöhnlich ruhig und kleinbürgerlich dahin lebt, wimmelt von Königen, Hoheiten, Gesandten, Marschällen, Ministern, Kammerherren, Fürsten und Duodezfürsten. Das ganze belehnte, unterjochte und versklavte Deutschland ist da. Es sucht bescheiden um die Ehre nach, sich vor dem Herren der Welt verbeugen zu dürfen. Demgemäß behandelt Napoleon sie samt und sonders rücksichtslos. Er fährt den stolzen Nachkommen der Wittelsbacher, den Bayernkönig Max Joseph an, der sich erlaubt hat, in einer Ecke laut zu sprechen: „Seien Sie ruhig, König von Bayern!“ Talleyrand, der sich im kaiserlichen Gefolge befindet, hat zweifellos die schönen Traditionen von Versailles im Sinne, wenn er bemerkt, daß keiner dieser deutschen Fürsten es verstehe, „vornehm seine Hand auf die Mähne des Löwen zu legen.“

Achtzehn Tage hindurch folgt Fest auf Fest, eines immer glänzender als das andere. Indessen setzen die beiden Kaiser, öffentlich und privat, ihre Unterhaltungen fort. Sie erweisen sich Aufmerksamkeiten und bekunden ihre Freundschaft in liebenswürdigster Form.

Die Schlußakte wird von den beiden Außenministern,

von dem Franzosen Champagny und dem Russen Rumjantsov, aufgesetzt und am 12. Oktober unterzeichnet. Sie bestätigt feierlich die Allianz von Tilsit. Außerdem wollen Napoleon und Alexander gemeinsam in London ein Friedensangebot überreichen lassen. Sollte das britische Kabinett ablehnen, so werden sie sich über die Vorbereitungen eines gemeinsamen Krieges verständigen. Alle Hilfsmittel ihrer Reiche sollen dann zur Verfügung gestellt werden. Finnland und die Donauprovinzen werden von Rußland annektiert. Mit Ausnahme der Moldau und Walachei wird die Unantastbarkeit des türkischen Reiches aufrechterhalten. Zum Schluß enthält der Vertrag die Bestimmung: Sollte Österreich Frankreich angreifen, so wird Rußland seinerseits Österreich angreifen.

Zwei Tage später, am 14. Oktober, verabschieden sich die beiden Kaiser feierlich, nachdem sie Freundschaft und Bündnis nochmals in demonstrativer Weise beteuert haben.

Was nun hat sich hinter all der glänzenden Fassade abgespielt? ... Niemals wohl ist auf einer Konferenz von Herrschern mit soviel Ausflüchten und Verschleierungen, Lügen und Schurkereien gearbeitet worden.

Angefüllt von Mißtrauen traf Alexander am 27. September in Erfurt ein, geleitet von der Überzeugung, daß die unerläßliche Vorbedingung für die Befriedung Europas das Zusammengehen von Österreich, Preußen und Rußland sei und bleibe.

Gleich vom ersten Tage an werden ihm seine Gedanken vollkommen bestätigt.

Als Napoleon sich dazu entschloß, Talleyrand, der seit

einem Jahre nicht mehr sein Außenminister war, nach Erfurt mitzunehmen, sagte er zu ihm: „Wir gehen nach Erfurt. Ich will mir dort die Möglichkeit sichern, in Spanien zu tun, was mir beliebt. Ich muß erreichen, daß Österreich eingeschüchtert und in Schach gehalten wird. Schließlich will ich mich Rußland gegenüber in den Ostangelegenheiten nicht festlegen. Bereiten Sie alles für eine Konvention vor, die den Kaiser Alexander zufrieden stellt, die ihre Spitze deutlich gegen England richtet und die mir im übrigen völlig freie Hand läßt...“ Er hatte dann noch weiter gesagt: „Richten Sie sich darauf ein, sofort abzureisen. Sie müssen ein oder zwei Tage vor mir in Erfurt sein. Sehen Sie zu, daß Sie möglichst oft mit dem Kaiser Alexander zusammen sind. Sie kennen ihn gut und Sie wissen, wie man mit ihm reden muß. Sagen sie ihm, daß man an dem großen Segen, das unser Bündnis für die Menschheit besitze, die Weisheit der Vorsehung deutlich ablesen könne... Ich werde dann nachhelfen! Mein Prestige wird das übrige tun...“ Dieses Wort Prestige verstand Napoleon augenscheinlich in seiner ursprünglichen Bedeutung von *Blendwerk und Gaukelei*.

Gleich nach seiner Ankunft am 20. September richtet es Talleyrand so ein, daß er „möglichst oft mit dem Kaiser Alexander zusammen ist“. Jeden Abend treffen sich die beiden Männer gegen Mitternacht nach den offiziellen Empfängen bei der Fürstin von Thurn und Taxis, der Schwester der Königin Luise. Dort braucht man nicht zu befürchten, daß ihre Gespräche gestört werden.

Und dies nun ist die Art und Weise, in der der Fürst von Benevent die großen, ihm zur Behandlung anvertrauten Fragen erörtert:

Majestät, zu welchem Zweck sind Sie hierher gekom-

men? ... Es liegt bei Ihnen, Europa zu retten. Gut. Aber Sie werden das nur erreichen, wenn Sie Napoleon gegenüber scharf auftreten. Das französische Volk ist gesittet, aber sein Herrscher ist ein Barbar. Der Herrscher Rußlands hat Kultur, aber sein Volk ist barbarisch. Also muß der Herrscher von Rußland der Verbündete des französischen Volkes werden. Der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind von dem gesamten Frankreich erobert worden, alles übrige vom Kaiser. Frankreich hat daran kein Interesse.

Die unerhörte Kühnheit, mit der der sonst so kaltblütige Talleyrand diese und andere Reden führt, und zugleich seine feierliche Pathetik machen auf Alexander gewaltigen Eindruck. Wie eine Erleuchtung kommt es über ihn. Plötzlich liegt die Zukunft klar vor ihm. Zum ersten Male hat er das Gefühl, daß er Napoleon besiegen könnte.

Im Verlauf der folgenden vertraulichen Unterhaltungen präzisiert Talleyrand seine Vorschläge. Alle Fragen werden geprüft. Auf diese Weise erfährt Alexander, daß „das Projekt eines Krieges, der in Indien geführt werden soll, und die Teilung des Türkenreiches nur von Napoleon erdachte Phantome sind, um Rußland solange zu fesseln, bis die spanischen Angelegenheiten geordnet sind...“ An einem der nächsten Abende redet Talleyrand dringend auf den Zaren ein, „er solle sich nicht von Napoleon ins Schlepptau nehmen und so weit mitreißen lassen, gegen Österreich eine auch nur drohende oder kränkende Haltung einzunehmen...“

Als Talleyrand bemerkt, daß er mit diesem Vorschlage bei seinem Partner einen sehr wunden Punkt berührt, bittet er ihn, an Kaiser Franz zu schreiben und ihn im geheimen freundschaftlich zu beruhigen; denn in Wien

sei man sehr besorgt! Der Gedanke eines solchen Briefes scheint für Alexander viel Verlockendes zu besitzen. Aber romantisch und ritterlich, wie er ist, weiß er zunächst noch nicht, was er tun soll. Der Versucher setzt ihm dringlicher zu. „Ich beobachtete, daß Kaiser Alexander mir sehr gern zuhörte, er machte sich mit einem Bleistift Notizen über das, was ich ihm sagte. Aber gänzlich war er noch nicht entschlossen. Erst Caulaincourt, auf den der Zar viel gab, wußte die letzten Bedenken zu zerstreuen.“

Ja, an jenem Tage beging der Herzog von Vicenza mit reiflicher Überlegung unter dem unmittelbaren Einfluß Talleyrands seinen ersten Treubruch¹.

Es ist kaum zu fassen, daß Napoleon von allen diesen Ränken, geheimen Komplotten und Schurkereien, die in seiner nächsten Nähe, im Salon der Prinzessin von Thurn und Taxis, geschmiedet wurden, nichts geargwohnt haben soll. Seine ersten Begegnungen mit dem Zaren rufen ihm die glücklichen Stunden von Tilsit in Erinnerung. Wahrhaftig, Alexander ist bezaubernd! Wie elegant versteht er zu reden, wie gewinnend ist er in seinem Auftreten! Er schreibt an die Kaiserin Josephine: „Ich bin gern mit Kaiser Alexander zusammen. Wäre er eine Frau, ich glaube, ich könnte mich in ihn verlieben...“ Bald jedoch bemerkt er, daß ihm sein Freund entfremdet wurde. Er

¹ Caulaincourt war soeben zum „Herzog von Vicenza“ ernannt worden. Bei dieser Gelegenheit wurde in den Pariser Salons viel über einen Druckfehler gelacht. Die Drucker der *Gazette de France* hatten irrtümlicherweise gesetzt: „Herzog von Vincennes“. Die ersten Exemplare der Zeitung waren schon expediert, als man den Irrtum bemerkte. So wurde Caulaincourt von dem Schatten des Herzogs von Enghien unerbittlich verfolgt.



Alexander I.

Nach einem Kupferstich von F. W. Bollinger



Alexander

Talleyrand Napoleon

Napoleon und Alexander I. auf dem Erfurter Kongreß

Kupferstich von Monin nach einem Gemälde von Grosse

geht nicht mehr so wie früher sogleich auf alles ein, ist nicht mehr so schnell und mit so herzlicher Freude dazu bereit, alles zu bewundern und allem zuzustimmen. Napoleon fühlt heraus, wie in jedem Augenblicke des Zaren Gedanken abschweifen, wie er überlegt und mit seinen Einwänden zurückhält. Aber alles dies weiß Alexander mit spielender Geschicklichkeit durch seinen Tonfall und sein Auftreten zu verschleiern. Doch von Tag zu Tag wird sein Widerstand deutlicher. Napoleon schmeichelt ihm und kommt ihm entgegen, aber er erreicht nichts weiter, als daß Alexander ungeduldig wird und mit Beschwerden aufwartet. Bisweilen kommt es schon so weit, daß ihr Gespräch ein Disput wird. Dabei fallen scharfe Worte. Als sie eines Tages zum zwanzigsten Male die schwierige österreichische Frage diskutieren und als der Zar sich mit einer drohenden Haltung gegen seinen früheren Verbündeten Österreich nicht einverstanden erklären kann, verliert Napoleon die Beherrschung und schleudert seinen Hut in die Ecke des Zimmers. In aller Ruhe sagt Alexander lächelnd:

„Sie regen sich zu sehr auf. Ich bin nun einmal etwas eigensinnig. Mit Zorn erreichen Sie nichts bei mir. Wir wollen ruhig reden und überlegen. Oder ich muß abreisen.“

Am meisten ist Napoleon darüber erstaunt, daß Alexander, der sich Talleyrands Rat immer gegenwärtig hält, der Teilung des türkischen Reiches und den orientalischen Perspektiven so gar keine Bedeutung beimessen will.

Von Tag zu Tag verstärkt sich bei Napoleon der Eindruck, daß das in Tilsit geschlossene Bündnis kaum noch von Wert ist.

Eine letzte Hoffnung bleibt ihm noch... Mit wem kann er sie besprechen, mit wem sonst als mit Talleyrand, die-

sem „Teufel in Menschengestalt“, den er immer wieder hinzuziehen muß, obwohl er ihn verachtet und fürchtet.

Ein höchst wertvolles Bild von dieser Unterredung bieten die *Memoiren* Talleyrands. Es war am 12. Oktober. Am übernächsten Tage wollten die Herrscher voneinander Abschied nehmen.

„Napoleon war ganz zufrieden mit dem, was er am Tage erreicht hatte. Er bat mich, noch bei ihm zu bleiben, nachdem er schon lange zu Bett gegangen war. Seine innere Erregung war ziemlich auffallend. Er stellte verschiedene Fragen an mich, wartete aber meine Antworten nicht ab. Immer wieder brachte er mich über allerlei Dinge zum Reden. Ich merkte, er wollte mir ganz etwas anderes sagen. Endlich kam das ernste Wort Ehescheidung über seine Lippen: *Meine Bestimmung, so sagte er, und die Zukunft Frankreichs verlangen das von mir. Ich habe keinen Nachfolger. Mein Bruder Joseph ist eine Null und hat auch nur Töchter. Ich selbst muß eine Dynastie begründen, ich muß eine Prinzessin aus einem der ersten regierenden Häuser Europas nehmen. Kaiser Alexander hat mehrere Schwestern. Eine von ihnen ist gerade in dem passenden Alter. Sprechen Sie doch mit Rumjantsow darüber. Sagen Sie ihm, daß ich, sobald die spanische Affäre geordnet ist, über die Teilung der Türkei mit mir reden lassen werde. Sie werden schon die weiteren Argumente finden, um ihn für mein Anliegen zu gewinnen...* „Sire, wenn Ew. Majestät erlaubt, werde ich mit Herrn Rumjantsow nicht darüber sprechen. Er ist nach meiner Meinung nicht klug genug dazu. Ich glaube, daß es viel richtiger sein wird, wenn ich mit dem Kaiser Alexander selbst darüber rede. Ich erbiete mich, ihm die ersten Eröffnungen zu machen...“

Napoleon ist glücklich und geht natürlich auf diesen Vorschlag ein. Talleyrand entledigt sich seines Auftrages am nächsten Tage im folgenden Sinne:

„Ich gestehe, daß ich im Interesse Europas über eine solche noch intimere Verbindung zwischen Frankreich und Rußland bestürzt war. Ich beschloß, die Dinge so zu leiten, daß Napoleon durch ein grundsätzliches Einverständnis mit einer solchen Verbindung zufriedengestellt würde und daß gleichzeitig Vorbehalte erhoben würden, die die Verhandlungen beträchtlich erschwerten. Meine ganze diplomatische Kunst, die ich glaubte spielen lassen zu müssen, war bei dem Kaiser Alexander überflüssig. Schon beim ersten Wort verstand er mich, und zwar genau so, wie ich es haben wollte. *Wenn ich allein zu entscheiden hätte, antwortete er, so würde ich gern meine Zustimmung erteilen; aber auf diese kommt es allein nicht an. Meine Mutter besitzt großen Einfluß auf ihre Töchter, den ich respektieren muß. Ich will gern mein möglichstes versuchen. Wahrscheinlich wird sie meinem Rate folgen. Aber ich wage nicht, etwas Bestimmtes zu versprechen. Ich hoffe, daß alles dies, von aufrichtiger Freundschaft getragen, dem Kaiser Napoleon genügen wird...*“

Sicherlich hat jeder der beiden Partner den anderen ausgezeichnet verstanden. Niemals wird die unnahbare Maria Feodorowna, in der der ganze dynastische Stolz der Großen Katharina weiterlebt, sich dazu herbeilassen, eine ihrer Töchter dem korsischen Usurpator zu geben. Von diesem Tage an kann Napoleon nicht mehr auf die Hand einer russischen Großfürstin hoffen.

Das hatte Talleyrand ausgezeichnet gemacht. Dafür verdiente er eine Belohnung. Und er findet nichts dabei, sie zu fordern. Sein Wunsch war, daß sein Neffe, Edmund

von Périgord, die junge Prinzessin von Kurland, eine steinreiche Erbin, heiraten sollte. Was bedeutete es schon, daß sie bereits halb und halb mit dem Fürsten Adam Czartoryski verlobt war... Gebieterisch spricht sie der Zar dem Grafen Périgord zu. Die Prinzessin führt später den Namen einer Herzogin Dino. Als liebenswürdige und sinnverwirrende Circe beglückt sie dereinst den gealterten, müde gewordenen und fast unheimlich wirkenden Talleyrand, der nichts mehr vom Leben erwartet, und zaubert ihm des Daseins Wünsche und Entzückungen noch einmal herauf.

Kaum ist der Fürst von Benevent nach Paris zurückgekehrt, so nimmt er seine geheimen Besprechungen mit Metternich in den Salons der Gräfin von Laval und der Prinzessin von Vaudémont schleunigst wieder auf. Mit gewohnter Meisterschaft berichtet er ihm von allen Resultaten der offiziellen und geheimen Verhandlungen, an denen er teilgenommen hat: „Seit der Schlacht von Austerlitz waren die Beziehungen Kaiser Alexanders zu Österreich nicht mehr die besten. Es wird von Ihnen und von der Geschicklichkeit Ihres Gesandten in St. Petersburg, des Fürsten Schwarzenberg, abhängen, mit Rußland die früheren freundschaftlichen Beziehungen wiederherzustellen. Einzig eine Verbindung von Rußland und Österreich kann die Unabhängigkeit Europas garantieren. Caulaincourt ist vollkommen in meine politischen Pläne eingeweiht und wird alle Schritte des Fürsten von Schwarzenberg unterstützen. Es liegt im Interesse Frankreichs selber, daß die Mächte, die imstande sind, Napoleon die Stirn zu bieten, sich zusammenschließen und seinem unersättlichen Ehrgeiz Widerstand leisten. Die Sache Napoleons ist nicht mehr die Frankreichs. Und noch einmal,

Europa kann einzig durch die engste Verbindung von Österreich und Rußland gerettet werden...“

Vom diplomatischen Standpunkt aus kann man das Ergebnis der Erfurter Zusammenkunft nicht klarer umreißen. Wollte man sich aber ein Bild davon machen, was diese Zusammenkunft für die menschliche Moral ergab und welcher Schaustellungen und Heimlichkeiten menschlicher Ehrgeiz sich zu bedienen vermag, so müßte man schon ein Machiavell oder ein Saint-Simon sein.

IX

Königin Luise in Petersburg — Der Seminarist und „die Bulldogge“ — Caulaincourt merkt nichts

Am 29. Oktober kehrt Alexander nach St. Petersburg zurück. Der Hof und die Gesellschaft begegnen ihm unverändert feindselig. Um so überraschter sind alle darüber, wie zufrieden, sicher und ausgeglichen, mit welcher Würde und Haltung der Zar sich gibt. So kannte man ihn noch nicht.

In jenen Wochen, die er mit Napoleon verbrachte, ist ihm die absolute Macht, über die er verfügt, besonders eindringlich bewußt geworden. Er weiß jetzt, daß ein Fürst, der wahrhaft ein solcher sein will, sich vor allem selbst beherrschen muß, „das Gerede in den Salons und das Geschwätz der Minister muß er achtlos überhören.“

Und im übrigen, weshalb sollte der Zar nicht guter Laune sein? Er bringt aus Erfurt Erfolge mit — die einzigen, die das Bündnis mit Frankreich ihm verschaffen konnte. Er erhält Finnland und wird alsbald auch die Fürstentümer an der Donau besitzen. Und er kann sich endlich in Ruhe der dringlich gewordenen Reform seines Reiches widmen. Heftiger noch beschäftigen ihn innerlich die fast unglaublichen Vertraulichkeiten Talleyrands, die ihm um so bedeutungsvoller erscheinen, als Lannes und Berthier gegenüber seinem Pariser Gesandten, dem Gra-

fen Tolstoï, im Gespräch ähnlich erstaunliche Äußerungen über den zunehmenden Größenwahnsinn Napoleons haben fallen lassen. Alexander zieht daraus die Folgerung, daß er eines Tages mit Preußen und Österreich zusammen marschieren muß.

Seine erste Geste, die eine gewisse freie Entscheidung gegenüber Napoleon zum Ausdruck bringt, ist die, daß er den preußischen Monarchen bedeutet, wie glücklich er sich schätzen würde, sie in seiner Hauptstadt begrüßen zu können.

Das Königspaar, durch diesen unerwarteten Ruf in allen alten Hoffnungen bestärkt, trifft am 7. Januar 1809 in Petersburg ein.

Mit großer Pracht werden sie empfangen, 30 000 Soldaten stehen Spalier. Zwei Wochen lang waren tausend Arbeiter Tag und Nacht tätig, um das Palais Schepelow, eine Dependence der Eremitage, das den erlauchten Gästen zur Verfügung gestellt wird, auf das würdigste herzurichten. Aus allen kaiserlichen Wohnräumen werden die schönsten Möbel und Schmuckgegenstände entliehen.

Sogleich beginnen die Feste. Ein Luxus wird aufgeboten, wie man ihn seit den glorreichen Zeiten der Elisabeth Petrowna und Katharina der Großen nicht gesehen hatte. Man verstand sehr wohl, daß der Zar der Welt zeigen wollte, daß der Glanz einer alten dynastischen Krone die vom Unglück niedergebeugten Hohenzollern unverändert umstrahle. Die gesamte russische Gesellschaft war nicht darauf erpicht, sich in den Strudel der Empfänge und Feste zu stürzen. Die Niederlagen von Austerlitz und Friedland, von Tilsit und von Erfurt lasteten noch zu schwer auf ihr. Es war schon eher Schadenfreude, mit der man die Opfer Napoleons feierte, und besonders

die Königin Luise, die er in so unerhörter Weise beleidigt hatte.

Die Festlichkeiten dauerten vierundzwanzig Tage. Das Ganze grenzte schon an eine Narretei aus eitel Jubel und Übermut. Die Staatsgeschäfte ruhten. Der Zar, die beiden Zarrinnen, die Großfürsten, die Großfürstinnen, die reichsten Bojaren wußten schon nicht mehr, was sie noch anbieten und wie sie noch Abwechslung in die Empfänge und Vergnügen bringen konnten, die die Gäste über ihre Trauer und ihr Unglück hinwegtrösten, die sie vergessen lassen sollten, was hinter ihnen in Königsberg lag.

Friedrich Wilhelm erschien den Russen etwas seltsam in seinen altertümlich anmutenden Uniformen. Er machte einen recht verlegenen Eindruck.

Die Königin Luise stand im Mittelpunkt. Alle Blicke richteten sich auf sie. Sie wirke sehr sympathisch, das war das allgemeine Urteil; aber sie wurde auch mit einer gar zu lebhaften, ja schon boshaften Neugierde betrachtet. Endlich also sah man die schöne Armida von Angesicht zu Angesicht!... Wie würde sich der Zar im Beisein der Kaiserin Elisabeth und der Madame Naryschkin zu ihr stellen, ganz zu schweigen von den zahllosen Favoritinnen, die er vorübergehend mehr oder weniger mit seiner Gunst beglückt hatte?

Am leidenschaftlichsten beschäftigte man sich bei Hof mit der Frage: „Verdient die Königin Luise den Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit?... Sollte unsere Kaiserin Elisabeth mit ihren feinen Zügen, ihrem anmutigen Profil und ihrem adligen Wesen ihr soviel nachgeben?..."

Die Erscheinung der Armida machte auf den Hof nicht den günstigsten Eindruck. Die Leiden, die die Königin seit drei Jahren erduldet, die zahllosen Prüfungen, die

Potsdam, Jena, Prenzlau, Memel, Friedland, Tilsit, Königsberg hießen, hatten sich tief in ihr ganzes Wesen eingezeichnet und hatten ihre Lebensenergien sehr erschöpft. Auch hier wieder ist das Zeugnis von Joseph de Maistre besonders wertvoll: „Die Königin Luise kann wirklich schön genannt werden... Man hat sie viel mit der regierenden Kaiserin verglichen: Die Königin ist vielleicht eine schönere Frau, aber die Kaiserin ist die schönere Fürstin.“

Ähnlich äußert sich Elisabeth Alexejewna über Königin Luise. Sie schreibt an ihre Mutter: „Man kann unmöglich bestreiten, daß die Königin eine schöne Frau ist. Sie darf indessen nicht noch mehr zunehmen. Sie scheint schwanger zu werden. Das behindert sie sehr und bereitet ihr viel Qual. So sehen ihre Augen etwas glanzlos aus...“

Schwerwiegender noch ist, was die Königin Luise selbst über sich in ihr Tagebuch einträgt: „8. Januar 1809: schlaflose Nacht; ich bin krank und fürchte, schwanger zu werden. Ich leide viel und sehe dem mit Furcht entgegen... 10. Januar: schlaflose Nacht, Fieber, Zahnschmerzen, Herzbeschwerden... 12. Januar: sterbensmüde. Wenn das so weiter geht, wird man mich bald auf dem Kirchhof Alexander Newsky begraben... 13. Januar: sehr müde... 16. Januar: im Theater der Eremitage gewesen, Mlle. Georges, himmlisch, schön, erschreckend. Ich hatte den ganzen Abend Fieber!... 20. Januar: sehr starke Brustschmerzen usw...“

Trotz ihres schlechten Aussehens, ihrer abgespannten Züge, ihrer „glanzlosen Augen“, trotz so vielen beschwerlichen Kummers, von dem die Öffentlichkeit nichts ahnte, hielt sie sich aufrecht und verteidigte heldenhaft den Ruf ihrer Schönheit... An einem Abend erscheint sie sogar in

einem von Edelsteinen übersäten, sehr weit ausgeschnittenen, fast allzukühnen Kleide.

Alle die Teilnehmer der endlos aufeinander folgenden Festlichkeiten wollten gar zu gerne wissen, in welcher Form der Kaiser und die Königin sich hinter all diesem äußeren Pomp begegneten. Das Geheimnis wurde dadurch noch undurchdringlicher, daß die Kaiserin Elisabeth der Königin Luise bei jeder Gelegenheit Aufmerksamkeiten erwies und sie mit zärtlichem Wohlwollen behandelte. Offenbar empfand die Kaiserin keine Eifersucht gegen die Königin, die man so oft als ihre Rivalin bezeichnet hatte und die, das stand außer Zweifel, für Alexander mehr als eine flüchtige Zuneigung hatte.

Die Kaiserin war deshalb nicht eifersüchtig, weil ihr Gatte sie damals in keiner Weise fesselte. In tiefster Verborgenheit erlebte sie eine Liebe, die ihr ganzes Herz erfüllte. Nur die Naryschkin verachtete und haßte sie. Das zehrte schon zu lange an ihr. Und aus einem sehr weiblichen Empfinden heraus mag sie sich an den Kränkungen geweidet haben, die des Zaren häufige Besuche bei der bezaubernden Preußin der schönen Polin bereiten mußten.

Die Hoffnung, die Elisabeth daran knüpfte, war trügerisch.

Maria Antonowna, die in ihrer Verliebtheit ebenso treu war wie Alexander, hatte, nachdem sie mehrere Monate auf ihren Gütern in Kurland weilte, ihren Einfluß auf Alexander bald wieder zurückgewonnen. Über den Besuch der Königin Luise und über die Kommentare, die darüber in Umlauf waren, hat sie sich offen entrüstet. Einer ihrer Freunde erzählt, daß sie sogar „wegen dieser Reise getobt“ hätte.

Als die Königin Luise am 31. Januar St. Petersburg verläßt, um in ihre Verbannung nach Königsberg zurückzukehren, bekennt sie für sich mit tiefer Enttäuschung: „Von all diesen glänzenden Festen nehme ich nur Müdigkeit mit und Kummer... Ich komme so aus Petersburg zurück, wie ich hingefahren bin... Es kann mich jetzt nichts mehr in trügerische Hoffnung wiegen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Als sie jedoch kurz vor dem Abschluß der Reise durch Memel fährt, reißen die Erinnerungen an St. Petersburg sie plötzlich zu einem Ausbruch überströmender Liebe und Dankbarkeit hin und sie schreibt an den Freund, den sie soeben verlassen hat:

„Niemals werde ich die Worte für das finden, was mich bewegt. Meine Dankbarkeit für Ihre Güte, die Sie mir während unseres herrlichen Aufenthaltes in Ihrer Hauptstadt erwiesen haben, wird Ihnen nur dann offenbar werden, wenn Sie in mein Herz blicken, das Sie seit sechs Jahren kennen und das mehr für Sie fühlt, als ich sagen darf... Noch einmal bitte ich Sie, an den König zu denken, und lege Ihnen das künftige Glück meiner Kinder und jenes ganz Preußens an das Herz. Leben Sie wohl, mein lieber Vetter. Ich umarme Sie in Gedanken und bitte Sie, daran zu glauben, daß ich im Leben wie im Tode Ihre dankbare Freundin bin. Luise.“

P. S. „Es war alles herrlich in St. Petersburg. Nur Sie habe ich zu wenig gesehen!“

In politischer Hinsicht hatte der Besuch der preussischen Monarchen am russischen Hofe nur sehr geringe Bedeutung. Der Zar konnte mit vollem Recht zu Caulaincourt sagen: „Der König und ich haben nur zweimal über politische Fragen gesprochen.“ Und ein jedes Mal redete

der Kaiser auf Friedrich Wilhelm in dem Sinne ein, daß es im Interesse Preußens wie in dem von Europa läge, sich vorläufig nicht gegen die französische Vorherrschaft aufzulehnen, die Zukunft nicht zu gefährden und abzuwarten. Es kämen schon noch bessere Tage...

Sehr bedrückt zogen die preußischen Monarchen am 10. Februar in Königsberg, der Hauptstadt des alten Preußens, ein und fügten sich von neuem in die Erniedrigung des Exils. Fast noch ein ganzes Jahr mußten sie dort ausharren. Dann erteilte Napoleon endlich seine Zustimmung, daß sie nach Berlin zurückkehrten.

Im Anfang Juli fand die mörderische Schlacht bei Wagram statt, in der Erzherzog Karl von Österreich geschlagen wurde. Und der napoleonische Imperialismus empfing seine diabolische Apotheose: Napoleon tat das in den Augen aller Ungeheuerlichste, er heiratete Marie-Luise von Österreich, die Tochter des österreichischen Kaisers. All das brach die letzte Kraft der Königin Luise. Ihr Herz, das sie nicht geschont hatte, versagte plötzlich: sie starb am 19. Juli 1810 im Alter von 34 Jahren.

Krieg und auswärtige Politik hatten Alexander in den letzten Jahren stark in Anspruch genommen. Jetzt gelangt er wieder zu ruhigerer Arbeit und geht an eine Aufgabe, die ihn schon seit Beginn seiner Regierung leidenschaftlich beschäftigt hat. Er ist mit um so größerem Eifer dabei, weil er glaubt, endlich den Menschen gefunden zu haben, der allein imstande ist, seinen Vorstellungen Gestalt und seinem Willen die letzte Formung zu geben. Es ist Speranskij. Die hochherzigen Reformpläne der intimen Freunde Czartoryski, Stroganow und Kotschubej aus dem Jahre 1802 hatten sich nicht durchführen las-

sen. Alexander hofft, sie nun mit Speranskijs Hilfe zum Ruhme des Zarenreiches verwirklichen zu können.

Michail Michailowitsch Speranskij war im Jahre 1772 als Sohn eines Popen geboren worden und stammte aus der damals in Rußland niedrigsten Klasse der Gemeinfreien. Er sollte gleichfalls Pope auf dem Lande werden, ein armer Swiatschenik, und war deshalb auf dem Seminar von Wladimir erzogen worden. Aber so bescheiden seine Herkunft war, so intelligent war er auch, ein unermüdlicher Arbeiter, ebenso geschickt mit dem Worte wie mit der Feder, gewandt, mutig und zähe. Er hatte sich schnell aus eigener Kraft in die höchsten Stellen der kirchlichen Verwaltung hinaufgearbeitet.

Vom ersten Tage ihrer Begegnung an beehrte der Zar ihn mit seiner Gunst und bald sogar mit seiner Freundschaft. Er war von diesem sich bescheiden zurückhaltenden Mitarbeiter dermaßen angetan, daß er ihn mit zu den Besprechungen nach Erfurt genommen hatte. Dort wurde er auch Napoleon und Talleyrand vorgestellt. Nach der Rückkehr aus Erfurt hatte der Zar ihm das Justizministerium übertragen.

Auf diese Weise auf den Gipfel der Macht gelangt, beweist Speranskij alsbald, daß er, im strengsten Sinne des Wortes, ein Staatsmann großen Formates ist. Er ist von nun an in der Innenpolitik Alexanders rechte Hand.

Die erste Aufgabe, die der Zar ihm stellt, ist der Entwurf einer neuen Verfassung. Mit der kühnen Sicherheit, die einem klaren Sinn für die Gegebenheiten entspringt, begibt Speranskij sich an das Werk. Bereits bei seinen Vorarbeiten wird ihm bewußt, daß man „an die Wurzeln und auf das Ganze gehen muß“, wenn man ein Unterfangen vom geplanten Ausmaß zustandebringen will. Soll

der kaiserliche Absolutismus in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt werden, so muß die Macht des Autokraten beschränkt und die Grundlage zum mindesten für eine Volksvertretung geschaffen werden. Alexander stimmt zu. Am 13. Januar 1810 wird der Staatsrat als eine einfach beratende Körperschaft feierlich eingesetzt.

Das ist nur ein erster Schritt auf dem Wege der Reformen. Speranskij geht nun an die schwerwiegendsten Aufgaben heran, die der Neuaufbau des russischen Staatsgebäudes stellt. Dazu gehört auch die peinliche Frage der Leibeigenschaft.

Bei diesem gewaltigen Beginnen entfesselt der Reformator, der wie ein Galeerensträfling arbeitet und der zum Staatssekretär ernannt wird, von allen Seiten naturgemäß die heftigste Opposition und wilden Haß gegen sich. Alexander deckt ihn und bewahrt ihm weiterhin seine Zuneigung und Freundschaft. Durch diesen Sohn eines Popen sieht er seine geheimsten Träume verwirklicht.

Indessen sich Ehren und Gunstbezeugungen auf den ehemaligen Seminaristen von Wladimir häufen, erscheint plötzlich, wie aus dem Grabe erweckt, ein Mann, der unter der Regierung Pauls I. den Ruf schrecklichster Willkür und Grausamkeit besaß, der Graf Araktschejew.

Er hatte unter Paul I. die höchsten militärischen Ämter bekleidet und hatte es verstanden, das blinde Vertrauen des wahnsinnigen Monarchen zu erobern. Das ganze Reich erzitterte unter ihm. Joseph de Maistre sah in ihm „den Sejanus Rußlands“. In vertrauten Kreisen nannte man ihn flüsternd „das Ungeheuer, die Bulldogge, die Hyäne“.

Seit 1801 war er nicht in St. Petersburg gewesen. An der Verschwörung vom 23. März war er nicht beteiligt, im Gegenteil, er hatte sie öffentlich verworfen.

Nach dem Tode Pauls I. hatte er sich auf sein Gut Grusino zurückgezogen, das hundert Werst von der Hauptstadt entfernt ganz in der Nähe von Nowgorod lag. Dieser prächtige Besitz hatte früher dem Fürsten Menschikow, dem allmächtigen Günstling Katharinas I., gehört. Eigentlich hätten die Geister dieses Gutes Araktschejew belehren müssen, wie launisch und wechselnd das Glück sei. Denn 1727 war Menschikow, der bei Peter II. in Ungnade gefallen war, rücksichtslos in das nördlichste Sibirien, in die Eissümpfe von Berezow, verbannt worden. Von dort war er nicht mehr zurückgekehrt.

Araktschejew war nur selten in St. Petersburg anzutreffen. Man lud ihn nur ungern ein. Er stieß die Menschen ab. Er war gerade gewachsen, nicht sehr groß und trug die Haare kurz geschnitten. Seine Augen sahen hart und unerbittlich drein, seine Nasenflügel schienen zu zittern, den Mund hielt er fest zusammengepreßt, er sprach knapp und abgehackt und hielt sich starr aufrecht. Seine ganze Erscheinung war der Ausdruck unbeugsamer Willenskraft.

Während der Zeit, die er ohne Amt und Würden in Grusino zubachte, spann sich eine finstere Legende um seine Person.

Er hatte seine sehr junge Frau früh verloren und sich von der Sinnenlust einer gewalttätigen, habsüchtigen und verschwenderischen Zigeunerin einfangen lassen. Zwanzig Jahre lang waren auf dem Gute Skandale und Gemeinheiten an der Tagesordnung. Die Erniedrigung und die Qualen der Leibeigenen von Grusino überstiegen alles Maß. Die Unmenschlichkeit des *Barin* und seiner Herrin zwang die Leibeigenen zu unerhörtem Frondienst. Man legte ihnen Steuern und Strafen auf, wie man sie sonst

in Rußland nicht kannte. Eines Tages stieg ihnen das Leid bis zur Kehle, sie überfielen die Zigeunerin und erwürgten sie. Furchtbare Vergeltung wurde über sie verhängt. Das ganze Dorf wurde in Blut ertränkt.

Diese niedrigen Instinkte, die an die schlimmsten Verirrungen des Sadismus grenzten, stempelten den General Araktschejew unter der Regierung Pauls I. zu einem hervorragenden Mitarbeiter. In seltenem Maße verfügte er über ein klares Urteil und über einen unbeirrbaren Blick. Er verfolgte beständig die genaueste Durchführung seiner Befehle, er besaß Sinn für Organisation und den Mut, die Initiative zu ergreifen. Er befahl mit rücksichtsloser Schärfe.

Welche Gründe bestimmten Alexander, diesen Araktschejew aus Grusino nach Petersburg zu berufen und ihn sofort zum Kriegsminister, zum General-Inspekteur der Artillerie und der Infanterie, also zum absoluten Befehlshaber des Heeres zu ernennen?

Die verworrene europäische Lage, die Kriegsvorbereitungen Österreichs und Frankreichs zwangen Rußland dazu, so schnell als möglich an die Reorganisation seines Heeres zu gehen, die seit Friedland immer wieder zurückgestellt worden war. Niemand sonst als Araktschejew eignete sich besser für diese Aufgabe, die mit äußerster Energie durchgeführt werden mußte. Es war eine Herkulesarbeit. Der Stall des Augias mußte gereinigt werden.

Bestimmt lagen noch andere Gründe vor, denn der Zar brachte seinem neuen Kriegsminister das gleiche Vertrauen, die gleiche Gunst entgegen und behandelte ihn mit derselben Ungezwungenheit wie Speranskij. Nichts war diesen beiden Männern, Araktschejew und Speranskij, gemeinsam. Sie waren in ihren Neigungen und in ihrem

Denken völlig verschieden. Ihre gleichzeitige Zusammenarbeit war einfach ein Paradoxon.

Der ehemalige Seminarist von Wladimir war im Grunde seines Wesen liberal, er hatte Empfinden für alles Edle und Gute, er war gleichgültig gegen alle eitle Größe, war untadelig in seinen Sitten, fromm und ernst, ja, er neigte zur Mystik. Sein ganzes Trachten war darauf gerichtet, die soziale Struktur Rußlands allmählich modernem Empfinden anzupassen. Ganz anders der lüsterne Satrap von Grusino. Starrsinnig hielt er an den alten moskowitzischen Lehren fest. Er kannte nur die Faust und den Zwang, um die Menschen in Schach zu halten. Er war es auch, der einige Jahre später das furchtbarste Spitzel- und Terror-system einführte, das Rußland seit Iwan dem Schrecklichen bis zum Bolschewismus erlebt hat.

Tatsächlich mußten die bissige Art und Weise, mit der Araktschejew vorging, sein brutales und zügelloses Temperament, die unsauberen Orgien der „Bulldogge“ dem vornehmen und ausgesucht höflichen Alexander zuwider sein und ihn in jedem Augenblick zurückstoßen.

Daß er trotzdem zwei so völlig entgegengesetzte Staatsdiener, wie Araktschejew und Speranskij, als seine unmittellbaren Ratgeber in die höchsten und geheimsten Ämter berief, zeigt uns wieder einmal, wie verwickelt, wie beweglich, wie unergründlich die Seele Alexanders war.

Sucht man Erklärungen, so muß man sich vor Augen halten, daß Araktschejew den Mut hatte, öffentlich das Attentat vom 23. März 1801 zu verurteilen, dessen Hauptakteure, Wolkonskij, Bennigsen, Uwarow und einige andere sich nach wie vor in die kaiserliche Gunst teilten. Bekannt war, daß in der Kirche von Grusino, allen sichtbar, das Bild Pauls I. mit einer Inschrift hing, die be-

sagte, daß Alexis Andrejewitsch Araktschejew dem kaiserlichen Märtyrer auch über das Grab hinaus seine Liebe bewahre und daß er, wäre er in Petersburg gewesen, seinen Kaiser pflichtgemäß gegen die Mörder in Schutz genommen hätte. „Aufrichtig und mit reinem Herzen“ habe er stets diesem verehrten Monarchen gedient.

So muß er Alexander als ein beständiger, leibwandelnder Vorwurf erschienen sein. War es vielleicht eine Buße, die der Zar sich selber auferlegte, indem er sich die Gesellschaft dieses Mannes aufbürdete, der, trotz seiner eigenen Schändlichkeiten, so entschieden den verwerflichen Königsmord verurteilte?...

Vielleicht haben ihn noch andere, praktischere Erwägungen bestimmt. Die Beweggründe Alexanders waren niemals so einfacher Natur.

Nur allzu häufig mußte er feststellen, daß durch die Erinnerungen an Austerlitz, Friedland, Tilsit und Erfurt, mehr noch vielleicht durch die harten Auswirkungen der Kontinentalsperre, in allen Volkskreisen eine feindselige Stimmung gegen ihn wuchs, die sich oft mit erschreckender Kühnheit bekundete. Joseph de Maistre schrieb damals: „Schlimmer kann die Lage im Innern gar nicht sein.“ Täglich hörte man Äußerungen wie diese: „Die Regierung Alexanders steht unter einem Fluch. Sie hat mit einem Morde begonnen...“ Eines Tages deckte die Polizei in drei Garderegimentern die Organisation eines Komplottes auf, das auf nichts Geringeres abzielte, als Alexander zu entthronen. An seine Stelle sollte seine Schwester, die Großfürstin Katharina, treten. An einem anderen Tage mußte er sich von seinem nahen Freunde Peter Tolstoï, von dem er wußte, daß er ihm unbedingt ergeben war, sagen lassen: „Seien Sie auf der Hut, Majestät, Sie

werden enden wie Ihr Vater! ...“ Im Zusammenhang damit lesen wir in der Korrespondenz der Zarin Elisabeth mit ihrer Mutter, daß ihr Gatte am 23. März, am Jahrestage der Ermordung Pauls I., auf das tiefste erschüttert war. Während des Trauergottesdienstes in der Kathedrale der Festung hing er den schmerzlichsten Gedanken nach.

Welchen besseren Schutz konnte er sich wohl wünschen gegen die bösen Geister, deren Drohungen ihn stetig ängsteten, als die fletschenden Zähne der „Bulldogge“ und ihren „Hyänenblick“?

Wenige Tage nach der Abreise der preußischen Monarchen übermittelte gradenwegs aus Valladolid ein Bote dem Gesandten Caulaincourt eine Nachricht von höchster Wichtigkeit und Dringlichkeit. Napoleon hatte feste Gewißheit darüber gewonnen, daß Österreich gegen ihn rüstete und trug seinem Gesandten auf, den Zaren an die Abmachungen von Erfurt zu erinnern. Alexander solle Napoleons Forderung in Wien in der tatkräftigsten Weise unterstützen. Durch ein gemeinsames Vorgehen Rußlands und Frankreichs solle das österreichische Kabinett dazu gedrängt werden, sofort die Rüstungen einzustellen. Falls die Antwort nicht in allen Punkten zufriedenstellend ausfiele, hätte dies den unmittelbaren Ausbruch der Feindseligkeiten zu bedeuten.

Alexander war sehr aufgebracht darüber, in so rücksichtsloser Weise an die Bedingungen und die daraus sich ergebenden Folgen des Bündnisses mit Frankreich erinnert zu werden. Sein Entschluß stand sofort fest. Wenn Napoleon in Spanien auch manche Schlappen und viele

Enttäuschungen erlitten hatte, so war Österreich doch nicht stark genug dazu, gegen den nie besiegten Strategen zu kämpfen. Eine neue Niederlage Österreichs aber hätte für Rußland „ein gewaltiges Unglück“ bedeutet. Auf jeden Fall mußte der Abbruch der Beziehungen vermieden werden, den der von Napoleon geforderte Schritt unbedingt bedeutet hätte.

Zunächst beruhigt er Caulaincourt. Er beeinflußt ihn dahin, seinen furchtbaren Despoten von Gewaltmaßregeln zurückzuhalten. Immer wieder erklärt Alexander ihm, daß er treu zu seinen Abmachungen stehe: „Kaiser Napoleon kann auf mich rechnen. Ich kenne genau die Verpflichtungen, die ich ihm gegenüber eingegangen bin. Ich werde sie in der peinlichsten Weise beachten... Die Österreicher werden ihren Übermut und ihre Torheit teuer zu bezahlen haben!...“

Caulaincourt stellt mit großer Freude fest, wie offen und vornehm Alexander sich gegen ihn auslasse: „Seitdem ich die Ehre habe, mit Alexander zu verhandeln, hat er noch nie mit solcher Wärme zu mir gesprochen...“

Aber zur gleichen Stunde läßt Alexander den neuen österreichischen Gesandten des Kaisers Franz I., den Fürsten von Schwarzenberg, zu sich bitten und erklärt: „Ich bin erstaunt und bedaure es außerordentlich, daß Österreich sich in ein so gefährliches Abenteuer einläßt...“ Dann wird er vertraulicher und spricht über die Beziehungen, durch die er an Frankreich gebunden ist: „Ich habe meine Verpflichtungen genau abgewogen. Ich werde ihnen nachkommen...“

Schwarzenberg gehört zu einer der ältesten Familien des Heiligen Römischen Reiches. Er ist ein ausgezeichnete Soldat und Diplomat und verfügt über ein ungeheures

Vermögen. Mit seiner Vornehmheit des Auftretens verbindet er eine ernste Auffassung seines Berufes. Er ist ein hervorragender, klarer Beobachter. Er ist sehr überrascht, im Gespräch mit Alexander auf soviel ruhige Überlegung, soviel Entgegenkommen und größtes Wohlwollen zu treffen. Keine Spur von Feindseligkeit und weniger noch davon, daß der Zar im geringsten eingeschüchtert ist.

Caulaincourt berichtet eiligst an Napoleon, daß der Zar Schwarzenberg „in eindringlichster Weise“ gewarnt habe: „Wenn Sie angreifen“, so hätte er ihm erklärt, „dann greife ich Sie an...“

Mittlerweile hat Napoleon den spanischen Kriegsschauplatz verlassen und ist plötzlich in Paris eingetroffen. Das erste, was er dort tat, war, Talleyrand als Minister des Auswärtigen zu verabschieden, nachdem er ihn vorher mit Beschimpfungen überschüttet hatte.

Das ist für Alexander ein Signal. Der Ernst der Lage wird ihm voll bewußt. Seit Erfurt ist er mit dem Fürsten von Benevent durch Caulaincourt und noch vertraulicher durch die Herzogin von Kurland und durch ihre Tochter, die Herzogin von Sagan, in Verbindung geblieben. Mehrere Male hat er den französischen Gesandten beauftragt, an Talleyrand freundliche Grüße in dem folgenden Sinne zu übermitteln: „Der Kaiser geruht oft, nach Ihnen zu fragen... Er ist voller Achtung für Ihre Leistungen. Er steht Ihnen nahe...“ Alexander weiß demnach nur zu gut, weshalb der alte Minister des Auswärtigen in Ungnade gefallen und von Napoleon mit beleidigenden Worten niedergedonnert worden ist. Schließlich braucht er sich ja nur daran zu erinnern, wie klug der Fürst selber bei ihren nächtlichen Unterhaltungen vor fünf Monaten

in den Salons der Prinzessin von Thurn und Taxis alles vorausgesehen hat. Kein Zweifel, der furchtbare Auftritt vom 28. Januar bedeutet, daß Napoleon Österreich vernichten will und daß Talleyrand es retten wollte.

Dies bestärkt Alexander in dem Vorsatz, den Krieg mit allen Mitteln zu vermeiden und, sollte es dennoch dazu kommen, das Haus Habsburg vor einer Katastrophe zu bewahren, von der es sich nicht mehr erholen würde.

Die Depeschen Caulaincourts sind weiterhin optimistisch. Doch Napoleon vermißt in ihnen die genauen positiven Angaben, deren er bedarf. In dringlichster Weise setzt er ihm zu, seinen ganzen Einfluß dahin aufzubieten, daß die russische Mobilisation beschleunigt werde. Er schreibt ihm am 21. März: „Ich greife nicht eher an, als bis ich Nachrichten von Ihnen habe... Ich halte die Österreicher nicht für so hirnverbrannt, daß sie ihre Operationen beginnen, wenn sie die russische Armee in ihren Flanken wissen...“ In Wien, fährt er fort, ist man davon überzeugt, daß Rußland neutral oder passiv bleibt. „Die Hauptsache ist, Rußland läßt mich genau wissen, was es vorhat. Vor allem muß es sich so schnell wie möglich entscheiden... Soll das etwa das Resultat unseres Bündnisses sein, daß ich allein den Kampf gegen ganz Österreich zu führen habe?...“

Napoleon wird von Ungeduld verzehrt und ist wütend über die schlappe Haltung seines Gesandten. Er attackiert jetzt seinen Verbündeten selber: „Ew. Majestät darf keinen Augenblick verlieren und muß den Befehl geben, daß seine Truppen an den Grenzen unserer gemeinsamen Feinde Aufstellung nehmen. Ich habe auf den Bündnisvertrag Ew. Majestät gerechnet. Wir müssen handeln...“

Während dieser Brief seinen Weg von Paris nach

St. Petersburg nimmt, gehen die Österreicher am 12. April in Bayern zur Offensive über. Neun Tage später trägt der Marschall Davout, der Herzog von Auerstädt, seinen Sieg bei Eckmühl davon. Die Österreicher müssen ihr Wagnis büßen.

In Eilmärschen marschiert jetzt Napoleon auf Wien los. Am 13. Mai trifft er dort ein.

Wie verhält sich inzwischen die russische Armee?

Zunächst hat es der Zar nicht verhindert, daß die Österreicher in das Herzogtum Warschau einfielen. Dann hat er den Befehl erteilt, an den Grenzen von Galizien ungefähr 60 000 Mann zusammenzuziehen. Diese Konzentration geht mit bedächtiger Langsamkeit vor sich. Der feierlichst für den 27. April versprochene Marschbefehl wird erst am 18. Mai herausgegeben. „Wir marschieren etwas verspätet“, sagt der Kanzler Rumjantsow zu Caulaincourt. „Aber wir gehen geraden Wegs auf das Ziel los.“

Was unter diesem „geraden Wegs“ zu verstehen ist, läßt sich genau darlegen. Am 15. April schreibt der Gesandte Schwarzenberg nach Wien und faßt die Erklärungen, die ihm Alexander soeben gemacht hat, in der folgenden Weise zusammen: „Der Kaiser sagte mir, er wolle mir einen ehrlichen Beweis seines Vertrauens geben, indem er mir versichere, daß er sein menschenmöglichstes tun werde, um schwere Schläge von uns abzuwenden. Er fügte hinzu, daß seine Situation seltsam genug sei. Wenn wir uns auch in entgegengesetzten Lagern befänden, so hege er doch die herzlichsten Wünsche für unseren Erfolg.“

Caulaincourt scheint sich keine Gedanken darüber zu machen, daß der österreichische Gesandte trotz der Eröffnung der Feindseligkeiten auf seinem Posten, d. h. am Hofe des Verbündeten bleibt und keine Miene macht, nach

Wien zurückzufahren. Weshalb sollte es ihn auch bekümmern? Ist sein geliebter Alexander ihm wohl jemals mit freundlicheren Worten und mit größerer Zuneigung entgegengekommen? „Se. Majestät sagte mir viele Liebenswürdigkeiten und geruhte, mich zu umarmen!“

Aber drüben in Österreich, auf dem Kriegsschauplatz, sind die Auswirkungen dieser Schmeicheleien und aller dieser Liebenswürdigkeiten oder, genauer gesagt, dieses zweideutigen und hinterhältigen Spiels bald zu merken.

Seit einem Monat, dem April 1809, suchte Napoleon mit aller Macht eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen, ein neues Austerlitz, einen durchschlagenden Sieg, der mit einemmal den Krieg beenden sollte. Statt dessen muß er in Aspern am 22. Mai seine erste Niederlage einstecken. Er sieht sich daraufhin gezwungen, das ganze eroberte Gelände auf dem linken Donauufer zu räumen und sein Heer auf die Donauniederungen der Lobau, östlich unterhalb Wiens, zurückzuziehen. Er braucht zweiundvierzig Tage, um sein Heer wieder zu ordnen und um zur Revancheschlacht auszuholen.

Die „Schlächtereie von Aspern“ wird in Europa mit tiefster Erregung aufgenommen. Endlich ist Napoleon selber geschlagen und nicht mehr, wie bei Baylen, wie bei Cintra, nur französische Generale!

Im selben Augenblick lehnen sich Tirol und Westfalen gegen die Zwangsherrschaft auf. In ganz Deutschland brodeln und gärt es. Ein preußischer Offizier, der Major Schill, wagt es sogar, ein Freischärlerkorps anzuwerben und versucht Brandenburg, Sachsen, die Länder an der Elbe gegen Napoleon aufzuwiegeln. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es sah so aus, als ob die Schlacht von Aspern ganz Deutschland in einen Vulkan verwandelt hätte!“

Und noch einmal: Wie verhält sich in der Zwischenzeit die russische Armee?

Zweiundfünfzig Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten, am 3. Juni, erteilt der Fürst Sergius Galitzin seiner Armee den Befehl, in Galizien einzumarschieren.

Will er den Franzosen zu Hilfe kommen, die sich an der Donau zum Gegenstoß vorbereiten? Keineswegs. Er leitet den Kampf gegen die Truppen des Großherzogtums Warschau, des Verbündeten der Franzosen, ein. Diese Truppen stehen unter dem Befehl des Fürsten Poniatowski und manövrieren so geschickt, daß in allen polnischen Herzen wieder einmal die Hoffnung aufflammt, Polen stehe vor einer nationalen Einigung.

In St. Petersburg herrscht am Hofe und in der russischen Gesellschaft großer Jubel über die Niederlage Napoleons bei Aspern. Immer korrekt, aber ebenso hinterhältig schreibt der Zar an Napoleon: „Die Österreicher verbreiten soeben das Gerücht, daß sie auf dem Schlachtfelde einige Vorteile errungen hätten. Im Vertrauen auf das überragende Genie Ew. Majestät kann ich dem allen wenig Glauben schenken...“ Alexander schließt mit der Versicherung, daß seine Treue zu Frankreich alle Proben bestehen werde.

Endlich erregt sich Caulaincourt nun doch über die unbedeutende, ja schon lächerliche Hilfe, die Rußland den Franzosen in ihrem Kampfe gegen Österreich leistet. Als er sich über die befremdliche Abschwenkung des Fürsten Galitzin nach Polen beklagt, die ihn völlig aus der Richtung Olmütz abdränge, muß er sich vom Kanzler Rumjantsow die ziemlich abweisende Antwort gefallen lassen: „Frankreich wird zwischen dem Bündnis mit Rußland und der Wiederherstellung des Königreichs Polen wählen

müssen...“ Das ist der erste offizielle Schlag gegen das Bündnis von Tilsit und Erfurt.

Napoleon ist inzwischen nicht untätig gewesen. Wieder einmal erweist er sich als der große Organisator. In unermüdlicher Vorsorge trifft er während des Juni 1809 in der Lobau alle Maßnahmen, um die Niederlage von Aspern durch einen neuen ruhmreichen Sieg auszumerzen.

Er ist traurig und verbittert über seinen treulosen Freund in St. Petersburg. Er hat das Gefühl, daß es hinter seinem Rücken in ganz Europa gärt. Und vor sich sieht er das „österreichische Pack“, eine Macht, die sich immer wieder erneuert und zum Widerstande aufrafft. Damit hatte er nicht gerechnet. Das Ganze ist wie eine Vorbedeutung von 1813.

Die Memoiren des Herzogs von Rovigo schildern ihn so, wie er damals war, in treffenden Zügen.

Es war am 5. Juni. Der Kaiser befand sich im Dorfe Ebersdorf, das auf dem rechten Donauufer gegenüber von Aspern gelegen ist. Dem Marschall Lannes waren beide Beine abgenommen worden, und nach einem schrecklichen Toteskampf war er seinen Verwundungen erlegen. Napoleon war gekommen und wollte ihm zum letzten Male seinen Dank und seine Achtung aussprechen. In tiefer Trauer hat er vor den sterblichen Überresten dieses unerschrockenen Waffengefährten gestanden, der in ihm noch einmal alle unvergeßlichen Erinnerungen an seinen phantastischen Aufstieg wachrief: an Montenotte, Mille-simo, Arcole, Rivoli, Campo-Formio, an die Pyramiden, Abukir, den 18. Brumaire, Montebello, Marengo, Ulm,

Austerlitz, Saalfeld, Jena, Prenzlau, Pultusk, Friedland, Tudela, Madrid, Eckmühl, Regensburg. Es war ihm weh um das Herz. Er ritt dann durch die Vorstädte Wiens zurück in das drei Meilen von der Hauptstadt Österreichs entfernt liegende Schloß Schönbrunn.

An jenem Tage des 5. Juni herrschte eine drückende Hitze. Auf der unter der glühenden Sonne liegenden Straße ritt Napoleon im Schritt dahin, er hatte die Zügel um den Hals seines Pferdes fallen lassen. Um sich gegen den Staub zu schützen, hatte er den Befehl gegeben, daß seine Adjutanten und seine Eskorte im weiten Abstände hinter ihm folgen sollten. Aber er rief Savary, den Herzog von Rovigo, zu sich heran: „Der Kaiser nahm mich allein nach vorn. Ich ahnte schon, er wollte mit mir über Rußland sprechen. Diese Sorge beschäftigte ihn hauptsächlich. Er fragte mich, was ich von dem Streich hielte, den man ihm dort gespielt hätte, und er fügte hinzu: ich rechne es mir selbst hoch an, daß ich mich nicht auf solche Bundesgenossen verlassen habe... Was habe ich denn für einen Vorteil von dem Bündnis mit den Russen, wenn sie nicht einmal imstande sind, mir den Frieden in Deutschland zu sichern? Wahrscheinlich würden auch sie sich gegen mich gewandt haben, wenn sie nicht ein letzter Rest von Anstand davon zurückgehalten hätte, die geschworene Treue zu brechen. Ich mache mir nichts vor: Meine Feinde haben miteinander verabredet, sich ein Rendezvous auf meinem Grabe zu geben. Fragt sich nur, wer als erster ankommen wird.“ Nach diesen Worten schwieg Napoleon wieder und verfiel in tiefes Nachdenken. Langsamem Schrittes ritt er weiter.

Als sie die Vorstädte von Wien erreichten, ließ er sein Gefolge und seine Adjutanten aufrücken. Dann ging es in

gut geordnetem Zuge und im stolzen Galopp nach Schönbunn.

Diesem auf der sonnenheißen Straße von Ebersdorf ausgesprochenen prophetischen Monologe, den der Herzog von Rovigo mit anhörte, folgt am nächsten Tage bereits eine kategorische Instruktion an Caulaincourt. Napoleon diktiert sie persönlich seinem Minister des Auswärtigen Champagny, dem Nachfolger Talleyrands. Caulaincourt soll sie, unmittelbar nachdem er sie gelesen hat, verbrennen: „Auf den Befehl des Kaisers soll ich Ihnen nicht verhehlen, daß die letzten Ereignisse ihn stark in seinem Glauben an das russische Bündnis erschüttert haben und daß er sie als schlechten Willen deuten muß. Es ist ohne Beispiel, den Gesandten eines Volkes, mit dem man Krieg führt, ruhig weiterhin an seinem Hofe zu dulden... Sechs Wochen sind dahingegangen, aber die russische Armee hat sich nicht gerückt und gerührt. Der Kaiser fühlt sich gekränkt. Er schreibt nicht an Kaiser Alexander, denn er kann ihm nicht mehr ein Vertrauen bezeugen, das jener nicht mehr verdient. Er enthält sich also aller Erklärungen, kann jedoch dem russischen Bündnis keine Bedeutung mehr beilegen... Es ist des Kaisers Wille, daß Sie Ihre früheren Instruktionen als ungültig betrachten... Lassen Sie sich nichts anmerken. Tuen Sie so, als ob Sie mit dem Verlauf der Dinge zufrieden wären. Man darf keinerlei Änderung in Ihrem Auftreten wahrnehmen. Der Hof von Rußland muß auch forthin so zufrieden mit Ihnen sein, wie Sie es dem Anschein nach mit ihm sind. Wenn der Kaiser selbst auch nichts mehr vom russischen Bündnis hält, so legt er doch den größten Wert darauf, daß ganz Europa an das Weiterbestehen dieses Bündnisses glaubt, von dem er selbst völlig abge-

rückt ist. Vernichten Sie diesen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben. Es darf nichts von ihm übrigbleiben.“

So ist das französisch-russische Bündnis von jetzt ab nichts weiter als ein Trugbild, eine Vorspiegelung. Aber in ihren geheimsten Gedanken stimmen die beiden Herrscher vollkommen überein. Napoleon sagte zum Herzog von Rovigo: „Meine Feinde haben miteinander verabredet, sich ein Rendezvous auf meinem Grabe zu geben. Fragt sich nur, wer als erster ankommen wird.“ Und Alexander sagt zu Schwarzenberg: „Wir müssen uns für die Zukunft bereithalten, müssen unsere Kräfte für bessere Gelegenheiten aufsparen und abwarten, bis die Stunde der Rache geschlagen hat.“

Am 5. Juli unterliegt die österreichische Armee bei Wagram. Für Napoleon bedeutet die Schlacht einen glänzenden Sieg, aber sie hat ungeheure Verluste gekostet. Und Österreich steht immer noch mächtig da. Im Jahre 1805 hat Franz I. vierundzwanzig Tage nach der Schlacht von Austerlitz den Frieden unterzeichnen müssen. 1809 gibt er erst hundert Tage nach der Schlacht von Wagram seine Einwilligung zur Unterzeichnung. In den Augen ganz Europas ist der am 14. Oktober unterzeichnete Wiener Vertrag ein mächtiger Prestigeverlust für Frankreich. Wenn das Haus Habsburg auch in Galizien, in der Salzburger Gegend und in den illyrischen Provinzen Opfer an Land hat bringen müssen, so gewinnt es dafür die Erkenntnis, daß das napoleonische Reich nicht mehr lebensfähig ist. Es ist gar zu groß geworden. Die von ihm eroberten Länder liegen zu weit auseinander. Von einem Tage zum anderen kann es „plötzlich eine Ruine sein“.

Als Belohnung für seine scheinbare Mitwirkung hat sich Rußland in dem Wiener Vertrage mit einem beschei-

denen Trinkgeld abfinden lassen. Es erhält den galizischen Distrikt von Tarnopol mit 400 000 Seelen, das entspricht „genau dem, was die Kaiserin Katharina jedem ihrer Günstlinge als Entschädigung gab, wenn sie einen anderen bevorzugte“.

Auch Petersburg ist der Meinung, daß dieser Krieg vor allem die Brüchigkeit des napoleonischen Gebäudes zu erkennen gab. Joseph de Maistre macht sich die allgemeine Auffassung zu eigen und schreibt: „Alles in allem, Österreich ist auf der Lauer, Rußland ist auf der Lauer, England ist auf der Lauer, Spanien ist nicht erobert... Alexander kann sich schmeicheln, sein Schiff mit seltener Geschicklichkeit gesteuert zu haben: *Ich habe sie alle schwatzen lassen und habe indessen die Moldau und Walachei hinzuerworben. Soeben habe ich 400 000 Untertanen in Galizien meinem Reiche einverleibt. Die polnischen Hoffnungen habe ich etwas gedämpft. Und schließlich habe ich Österreich durch meinen Einfluß gerettet!*“

Der Zar ändert seine Haltung Caulaincourt gegenüber in keiner Weise. Mit höflichen Worten kommt er ihm weiter in größter Liebenswürdigkeit entgegen. Die russische Gesellschaft hingegen macht kein Hehl aus ihren Sympathien für Österreich. Und die Favoritin, die schöne Maria Antonowna, ist dabei wieder einmal allen mit Eifer voran. Auch hier ist Joseph de Maistre ein interessanter Berichterstatter: „Am letzten Sonntag wurde auf dem Landgut der Favoritin ein prächtiges Fest gegeben. Es fand ein Ball statt mit einem Abendessen von 200 gedecken. Dann wurde auf der Newa ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Allgemein wurde mit Erstaunen vermerkt, daß weder der französische Gesandte noch irgend ein anderer Franzose anwesend war. Man hatte zu allen

Räumen Zutritt. Alle Gemächer waren hell erleuchtet. In dem Kabinett der Favoritin, das mit auserlesener Pracht eingerichtet ist, sahen wir über dem Sofa, raten Sie, was? das Bild des Fürsten Schwarzenberg... Alle Leute stießen sich an: Gehen Sie doch hin und sehen Sie!... Gehen Sie!...“

Am 10. Dezember 1809 reist Alexander nach Twer. Dort wohnt seine Schwester, die Großfürstin Katharina, die er leidenschaftlich liebt. Sie ist seit elf Monaten mit dem Fürsten Georg von Oldenburg verheiratet. Von Twer will der Zar nach Moskau weiterreisen.

Die kleine Stadt Twer, die Hauptstadt eines Gouvernements, liegt 450 Werst von St. Petersburg und 160 von Moskau entfernt. Sie ist an den Ufern der oberen Wolga erbaut. Im 12. Jahrhundert von dem Fürsten Vsevolod von Wladimir gegründet, schloß sie bald viele Kirchen, berühmte Gräber und Klöster in ihren Mauern ein. Der fromme Russe verehrte diese Stätten mit Inbrunst. Zur Zeit der Wallfahrten fühlte man dort das Herz des orthodoxen Heiligen Rußland laut pochen.

Der Gatte der Katharina Pawlowna, der Prinz Georg von Oldenburg, war der Generalgouverneur der Provinz. Er war unbedeutend, schlecht gewachsen, linkisch und stotterte. Seine Gemahlin war 21 Jahre alt. Im Gegensatz zu ihm fiel sie durch ihren freien, lebhaften Geist auf. Sie besaß einen beißenden Spott und war sogleich mit ihren Einwänden zur Stelle. Dabei sprühten ihre Augen nur so von Temperament. Sie war eigentlich nicht schön. Ihre Nase war zu kurz, ihre Züge ein wenig zu grob. Aber sie hatte blühende Farben und prächtiges Haar. Mit ihrem schlanken Körper, ihren einschmeichelnden Bewegungen wußte sie in verführerischer Anmut herauszufordern und

zu spielen. Und sie hatte mehr als einmal Erfolg damit. Ihre romantischen Irrfahrten waren nicht mehr zu zählen. Ihr Bruder Alexander war von ihr entzückt. Für ihn war sie „die köstlichste Törlin der Welt“... Er konnte ihr nicht oft genug sagen: „Daß Du mich gern hast, das macht mein Glück vollständig... Ich liebe Dich wie toll, wie besessen, wie wahnsinnig...“ und er ging noch weiter.

In Twer, dieser Hochburg des nationalen und religiösen Konservatismus, hielt sie mit großer Pracht Hof. Sie entfaltete den größten Prunk, und ihr Bruder ließ ihren Launen freie Bahn. Er bezahlte alles.

Die bösen Zungen in St. Petersburg wollten wissen, daß sie hochfliegende politische Pläne hege. Es ging sogar das Gerücht, daß sie es darauf abgesehen habe, die Krone an sich zu reißen, falls ihr geliebter Bruder Alexander, so wie ihr Vater, einstmals tragisch enden sollte. Schließlich wäre ihre Thronbesteigung durchaus nichts Ungewöhnliches, wäre nicht willkürlicher gewesen als jene der Katharina Alexejewna im Jahre 1762. Wie dem auch sei, jedenfalls besaß sie ein außerordentliches Interesse für die Staatsgeschäfte. Mit durchdringendem Scharfsinn übersah sie Menschen und Dinge. Mit Kühnheit und Fingerspitzengefühl behandelte sie die Fragen der Macht und der Verantwortung eines Staatsoberhauptes. In Rußland war nach ihrer Meinung nur das autokratische System möglich. Alle nebelhaften liberalen Träume waren ihr zuwider. Es ging von ihr das Wort um: „Ich möchte lieber die Frau eines Popen sein als die Herrscherin eines Landes, das Frankreich hörig ist!“ Diese Dinge bildeten das beständige Gespräch zwischen ihr und ihrem Bruder.

Ein Kreis hervorragender Männer — man sagte sogar „eine Partei“ — kam an ihrem Hofe zusammen. Es

waren dies der Fürst Bagration, der tapfer in den Jahren 1805—1807 gekämpft hatte und den sie offen als ihren Freund behandelte, — dann der Historiker Karamsin, der Wortführer der reaktionären nationalen Kreise, der leidenschaftliche Fürsprecher des reinen Absolutismus und daher der geschworene Feind Speranskijs, — schließlich der Graf Feodor Wassiljewitsch Rostoptschin, prahlerisch und wild, mutig, schlau und verschmitzt, unerbittlich in seinem Groll, ein wütender Franzosenhasser, der Abgott der moskowitischen Patrioten. Häufig erhielt Katharina in Twer auch den Besuch ihrer Mutter, der stolzen Maria Feodorowna, die in ihre Tochter vernarrt war und nichts dabei fand, daß sie nach Belieben mit ihr umsprang, sie neckte und foppte. Die sonst so unnahbare Herrscherin hielt das für originell.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Twer nimmt der Zar seine Schwester mit nach Moskau.

Enthusiastisch werden beide Majestäten dort empfangen.

Vor dem Kreml, auf dem Roten Platz, am Tore des Heilandes und vor der Uspenski-Kathedrale ist der Andrang so gewaltig, daß der kaiserliche Zug nur schrittweise vorwärts kommt. Bald ist der Zar von Menschen eingeschlossen. Die Muschiks werfen sich in ihrem Rausch und ihrer Begeisterung unter die Füße des Pferdes, das die Heilige Majestät trägt. Alexander ruft ihnen zu: „Geht aus dem Wege, liebe Kinder! Laßt mich durch! ...“ Sie erwidern: „Nein, nein, Väterchen! Reitet über uns hinweg, zertretet uns! ...“ Dem Zaren kommen die Tränen in die Augen, so sehr ist er von der echten Begeisterung des Volkes gerührt. So geht es weiter in den folgenden Tagen.

Am 27. Dezember fährt der Monarch in seine Hauptstadt zurück.

Die Eindrücke, die der Zar von diesem kurzen Besuch in Twer und Moskau mitbringt, bewegen ihn sehr. Sie lassen ihn nicht los. Er fühlt sich zurückversetzt in die Zeiten des alten heiligen und byzantinischen Rußland, in das Rußland der mittelalterlichen Zaren, die das große Reich zusammenfaßten. Wohl zum ersten Male hat er die furchtbare und mysteriöse Macht der Volksseele verspürt, die ihm gehört und die er nach Gutdünken einsetzen kann.

Am Tage nach seiner Ankunft empfängt er Caulaincourt, der um eine sofortige Audienz nachgesucht hat. Er habe eine bedeutsame und *sehr geheime* Angelegenheit vorzutragen.

Der französische Gesandte ist beauftragt, dem Zaren folgendes zu melden: 1. da Napoleon im Begriffe steht, sich scheiden zu lassen, möchte er „binnen zwei Tagen“ genau wissen, ob er auf die Hand der Großfürstin Anna, der jüngeren Schwester des Zaren, rechnen könne. 2. Napoleon ist bereit, sich mit seinem Verbündeten von Tilsit zu verständigen, „um die Erinnerung an Polen in den Herzen seiner ehemaligen Untertanen völlig auszulöschen“. Er ist sogar dafür: „daß das Wort Polen, als Bezeichnung für Land und Volk, nicht nur aus allen politischen Verhandlungen, sondern auch aus der Geschichte verschwindet“. Das bedeutet also: „Um den Preis einer Großfürstin bietet Napoleon dem Zaren an, ihm nicht nur Polen zu überlassen, sondern auch dafür zu sorgen, daß es niemals wieder entsteht und die Hoffnung aufgibt, jemals wieder frei zu werden. Frankreich willigt ein, Bundesgenosse und Garant einer verbrecherischen Teil-

lung zu werden...“ Es ist schmerzlich, daran zu denken, daß eine solche Instruktion in den Archiven der französischen Diplomatie vorhanden ist.

In der Frage der Großfürstin zeigt sich Alexander sofort sehr wohlgeneigt. Wie, sollte er sich nicht glücklich schätzen, seinen geliebten Verbündeten als seinen Schwager zu begrüßen? ... Er macht allerdings den Vorbehalt, daß in dieser Angelegenheit seine Mutter das letzte Wort habe. Nach dem Testament des Kaisers Paul besitze sie das ausschließliche Recht, über die Heirat ihrer Töchter zu bestimmen. Leider weilt die Kaiserin Maria Feodorowna zur Zeit in Gatschina. Die von Napoleon festgesetzte Frist von achtundvierzig Stunden ist also nicht ausreichend. „Ich brauche zehn Tage mehr, um mich mit meiner Mutter zu besprechen.“

Daß dieser Aufschub ein Vorwand sein könnte, der nur eine spätere Absage einleiten soll, daran scheint Caulaincourt nicht einen Augenblick gedacht zu haben.

Aber in der polnischen Frage handelt Caulaincourt sofort. Napoleon hat ihm *Vollmacht* gegeben; er dürfe sich in dieser Sache den Wünschen Alexanders anpassen: „Seien Sie mit allen Vorschlägen einverstanden, die irgendwie zu dem Ziele führen, jeden Gedanken an eine Wiederherstellung Polens auszutilgen.“

Schon am 4. Januar 1810 unterzeichnet Caulaincourt gemeinsam mit dem Kanzler Rumjantsow einen geheimen Vertrag, der sich in dieser entscheidenden Klausel zusammenfaßt: „Das Königreich Polen wird niemals wiederhergestellt werden.“

Im übrigen scheint Caulaincourt sich nicht gefragt zu haben, ob nach Napoleons Meinung zwischen der Einigung in der Heiratsfrage und der Vereinbarung über Polen nicht

eine Verbindung bestände, ob die endgültige Unterdrückung der polnischen Nationalität nicht die Gewährung der Heirat zur stillschweigenden Voraussetzung habe.

Inzwischen sind die zehn Tage vorbei. Der Zar bittet um weitere zehn Tage. Die Kaiserin Maria Feodorowna will sich in dieser Angelegenheit mit der Großfürstin Katharina von Oldenburg besprechen. So versteckt sich die Mutter jetzt hinter der Tochter, wie sich Alexander zunächst hinter seiner Mutter verschanzt hat.

Caulaincourt, weit entfernt davon, argwöhnisch zu werden, berichtet an Napoleon von Alexanders ausgezeichneten Maßnahmen. Der Zar wünsche nichts so sehr, als das russisch-französische Bündnis noch durch Familienbande auf das engste für alle Zeiten zu befestigen. Und mit bewunderungswürdigem Scharfblick schreibt Caulaincourt an Talleyrand: „Ich kann mir nicht denken, daß jemals ein Gesandter mit solchem Entgegenkommen behandelt worden ist wie ich. Der Kaiser und sein Kanzler schenken mir das größte Vertrauen, ja mehr noch, Beweise ihrer Freundschaft.“

Napoleon aber hat vom ersten Tage an das Spiel Alexanders durchschaut. Er verstand, daß der Zar unter seinen lebenswürdigen Worten, seinen Ausflüchten und Bitten um Fristverlängerungen nur eine Absage verbergen wollte.

Er birst von Wut, als er erfährt, daß sein Gesandter in so törichter Weise die polnische Karte aus der Hand gegeben hat, ohne sich vorher die geringste Garantie, das geringste Versprechen für die Heirat gesichert zu haben. Er denkt nicht daran, das Abkommen vom 4. Januar zu ratifizieren.

Gibt er nicht zu früh seine Hoffnungen auf? Die endgültige Antwort Alexanders kennt er doch noch nicht.

Eine innere Stimme bestätigt ihm, daß sein Instinkt ihn nicht täuscht. Es ist klar, Caulaincourt hat sich abermals einfangen lassen. Er scheint nicht einmal zu ahnen, daß der Zar nur darauf ausgeht, ihn an der Nase zu führen.

Napoleon hält sich nicht mehr an seine Abmachungen gebunden. Er hat seine Handlungsfreiheit zurückgewonnen. Jetzt kann er seinem hinterhältigen Verbündeten die kurze prompte Antwort erteilen, die ihm dieser in beleidigender Weise immer wieder vorenthält.

Wie im Kriege, hat er für jede Möglichkeit einen Gegenzug bereit. Das nannte er „sich rückversichern“.

Er benutzt eine behutsam vorfühlende Andeutung aus Wien und fädelt so nebenbei eine Verhandlung mit Franz I. ein, den er bei Wagram besiegte. In wenigen Tagen, in wenigen Stunden hat er sein Ziel erreicht. Er erhält die Hand der Erzherzogin Marie Luise.

Die Verhandlungen werden offiziell am 6. Februar eingeleitet. Der Prinz Eugen Beauharnais übermittelt die Wünsche des Kaisers an den Fürsten von Schwarzenberg, der als Gesandter nach Paris gekommen war. Am übernächsten Tage, am 8. Februar, sind die Besprechungen abgeschlossen. Der Heiratskontrakt wird jenem von Ludwig XIV. und der Marie Antoinette genau nachgebildet und wird noch am selben Abend nach Wien geschickt.

Während man auf diese Weise die Vorverhandlungen für die Heirat betrieb, reiste endlich ein Kurier von St. Petersburg ab, um „die Entschließung“ des Zaren in Paris zu überreichen.

Napoleon hatte das richtige Gefühl gehabt: Alexander verschanzte sich hinter dem eigensinnigen Widerstande, den er bei seiner Mutter gefunden hatte. Als einziger

Grund dafür, daß man der Bitte Napoleons nicht nachkam, wurde das jugendliche Alter der Großfürstin Anna angeführt. Sie ist doch noch so jung! Gewiß ist sie heiratsfähig, das beweist ihre Entwicklung seit den letzten fünf Monaten, aber sie ist kaum sechzehn Jahre alt! ... Gewiß würde es auch für die Zarin Maria Feodorowna die größte Ehre bedeuten, ihre Tochter mit dem erlauchten Kaiser der Franzosen verbunden zu wissen: „Doch sie hat sich in keiner Weise entschließen, hat die Furcht nicht überwinden können, das Leben der jungen Fürstin durch eine vorzeitige Heirat zu gefährden. Leider hat die Zarin schon zwei Töchter zu beklagen, weil sie sie zu jung verheiratet hat...“ Alexander schloß seine Antwort mit den Ausdrücken lebhaften Bedauerns. Es tue ihm sehr leid, daß er Napoleon nur „Wünsche für sein künftiges Glück“ mit auf den Weg geben könne, er wäre sehr froh gewesen, wenn nur irgend die Möglichkeit bestanden hätte, „Napoleon eine seiner Schwestern als Unterpand seiner Freundschaft zu überlassen“.

In Wirklichkeit war der Einwand, die Prinzessin sei zu jung, natürlich nur vorgeschützt. Und die Kaiserinwitwe hatte nicht allein Widerspruch erhoben. Alexander und Katharina hatten sich vom ersten Tage an mit ihr verständigt. Sie fanden die Forderung Napoleons unmöglich, sie verletzte beide tief in ihrem dynastischen Stolz und mußte unbedingt zurückgewiesen werden. „Die Heirat eines Souveräns kommt nicht in vierundzwanzig Stunden zustande. Solche Beziehungen müssen von weit her angebahnt werden und bedürfen eines gegenseitigen Einvernehmens.“ Nein, es war ein unerträglicher Gedanke, eine Romanow mit einem Emporkömmling der französischen Revolution zu verheiraten. Was war denn Napoleon an-

deres als ein Kronenräuber, der alle menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen trat, ein Ketzer, ein Apostat, der Verbrechen und Fluch auf sich geladen hatte! Schauernd schreckten sie vor ihm zurück. War denn das Gewissen der Romanow so makellos und so rein? ... Hat-ten sich die Romanow beim Tode des Zarewitsch Alexis und der Zaren Iwan VI., Peter III. und Paul I. nichts vorzuwerfen? ...

Alexander hatte gehofft, daß die polnische Konvention für Napoleon eine abgemachte Sache sei und daß er sie ratifizieren würde, um den Anschein zu vermeiden, als bestehe zwischen dem Opfer Polens und der Hand der Großfürstin auch nur der geringste Zusammenhang. Daher war er Caulaincourt bei den Vorbesprechungen mit größter Herzlichkeit entgegengekommen, hatte sich ganz so gegeben, als ob er nicht den geringsten Zweifel hege, daß die Heirat zustandekomme und hatte den Eigensinn seiner Mutter nur zum Vorwand genommen, um viel, recht viel Zeit zu gewinnen. Dann würde der Zar also alles, was er wollte, bekommen haben, ohne etwas dafür hinzugeben. Nein, so naiv war Napoleon nicht.

In aller Eile wird die Depesche, die Caulaincourt Napoleons Heirat mit der österreichischen Prinzessin Marie Luise anzeigt, am 7. Februar einem Boten übergeben. Aber erst am 23. Februar wird sie Caulaincourt zugestellt.

Alexander ist viel zu stolz, um sich den geringsten Unwillen oder irgendwelche Verstimmung anmerken zu lassen. In aller Ruhe, ohne in der Miene oder im Tonfall eine Erregung zu verraten, erklärt er Caulaincourt:

„Sagen Sie dem Kaiser zu der Wahl, die er getroffen hat, meine herzlichsten Glückwünsche. Er will Kinder haben. Ganz Frankreich verlangt das von ihm. In diesem

Hinblick war die erwählte Partnerin sicherlich vorzuziehen. Für Österreich und für Europa bedeutet das einen Gewinn. Es ist ein Unterpfand des Friedens. Daher freue ich mich, daß es so gekommen ist... Ich danke Ihrem Herrscher ganz besonders dafür, daß er die Nachricht von seiner Verheiratung mir vor allen andern hat übermitteln lassen.“

Mit diesen Worten glaubt Alexander, die gesellschaftlichen Formen genügend gewahrt zu haben. Aber man soll nicht annehmen, daß er sich leichtgläubig von Napoleon täuschen ließ. So fügt er hinzu:

„Als Ihr Kaiser den Entschluß faßte, eine österreichische Prinzessin zu heiraten, hatte er meine endgültige Antwort noch nicht erhalten. Augenscheinlich hat er nach zwei Seiten zur gleichen Zeit Verhandlungen geführt, denn er erhielt die Hand der Erzherzogin schon am 7. Februar.“

Am Schluß des Gespräches gab er jedem seiner Worte Nachdruck und bemerkte sehr ernst, er wundere sich, daß der polnische Vertrag noch nicht ratifiziert sei. Was das zu bedeuten hätte?

„Aus welchem Grunde verzögert man jetzt, was man mir doch feierlich versprochen hat? ... Ob man dem Vertrag nun zustimmen will oder nicht, zum mindesten muß man mir wohl klar und bestimmt antworten, und dies um so mehr, als man auf französischer Seite bei jedem kleinsten Anlaß Kuriere schickt. Die Einhaltung der Termine ist eine Ehrenpflicht...“

Als in der russischen Gesellschaft die Heirat Napoleons mit Marie Luise bekannt wird, sind alle wie vor den Kopf geschlagen. Das bedeutet das Ende des französisch-russischen Bündnisses! Was wird die Folge sein? Allgemein

meint man: „Jetzt hat Napoleon durch Österreich Rückendeckung. Es wird nicht lange dauern, dann greift er Rußland an.“

Nachdem die Aufregung sich etwas gelegt hat, bleibt die Entrüstung. Die Hintergründe der verfehlten Verhandlungen werden bekannt. Man empfindet es als eine Schmach sondergleichen, daß Napoleon unter der Hand mit dem Hause Habsburg anbändelte, während er sich offiziell an die Romanow gewandt hatte, und daß er nicht einmal die Antwort des Zaren abgewartet hat, bevor er sich mit einer Erzherzogin verlobte. Schließlich bleibt auch nicht verborgen, daß Napoleon es höhnisch abgelehnt hat, einen von ihm selbst vorgeschlagenen Vertrag zu ratifizieren, der bereits von seinem Gesandten unterzeichnet war und der dahin zielte, Rußland gegen eine Wiederherstellung Polens zu schützen. Diesmal ist das Maß voll, und der Zorn kennt keine Grenzen mehr.

Für Alexander bedeuten die letzten Vorgänge die bitterste Prüfung, die er bisher zu bestehen hatte. Alle in seiner Umgebung sind entsetzt darüber, wie niedergeschlagen er ist. Durch seine Geheimpolizei wird er genau davon unterrichtet, in welcher tolleren Weise er in den Salons angegriffen wird. „Er sei unfähig, einen Krieg zu gewinnen und ebenso unfähig, den Frieden zu sichern! ... Er führe Rußland in Schmach und an den Rand des Abgrundes! ... Was kann man auch schließlich von einem Regenten erwarten, der mit einem Morde begonnen hat!...“ Wiederum gehen Gerüchte um von Aufruhr und Verschwörung. Als Alexander sich zu einem seiner Vertrauten ausspricht, sagt er voller Leid im Herzen: „Ich sehe schon, das alles endet nicht gut. Das bedeutet meinen Tod! ... Nun, es heißt sich gedulden! ...“

X

Alexander rüstet sich

„Österreich hat dem Minotauros eine schöne junge Kuh geopfert“, pflegte der Fürst von Ligne zu sagen. Ende März 1810 wird die „schöne junge Kuh“ von Napoleon im Schlosse von Compiègne empfangen, die Hochzeit wird mit großem Pomp gefeiert. Vier Wochen später hat Alexander sich wieder vollständig in der Gewalt. Eine tiefe Wandlung ist in ihm vorgegangen. Seine Sprache und seine Haltung verraten Festigkeit. Mit Feuereifer geht er an die Arbeit, zeigt Entschlossenheit und ist voller Selbstvertrauen. Diese Monate des März und April 1810 sind für seine Regierungszeit von entscheidender Bedeutung.

Zum ersten Male ist er frei von allen Illusionen und sieht die Dinge klar und nüchtern. Er hat Napoleon durchschaut und hat jetzt die Brüchigkeit seines Werkes erkannt.

In moralischer Hinsicht erscheint er in den folgenden fünf Jahren noch immer nicht gefestigt, vielfach treibt er noch ein doppeltes Spiel und ohne Bedenken bedient er sich der Verstellung und der Ausflüchte; auf politischem Gebiet jedoch entfaltet er in der Folgezeit eine Reihe von Eigenschaften, wie man sie in dieser Vereinigung nicht alle Tage antrifft: Klugheit, Wirklichkeits-

sinn, Methodik, Folgerichtigkeit im Planen und Handeln. Er versteht zu schweigen, er ist tapfer und beweist eine Kühnheit, die mit Besonnenheit gepaart ist. Zäh setzt er seinen Willen durch. Und schließlich zeigt er jene natürliche, angeborene Ungezwungenheit im Befehlen, jene schnelle Auffassungsgabe und jene Überlegenheit der Einstellung und des Weitblicks, die ihm später den Beinamen des „Agamemnons unter den Königen“ eintragen. Dies trifft um so mehr zu, als er sich beständig gegen die Überrumpelungen seiner Einbildungskraft wie seiner Depressionen zur Wehr zu setzen hat.

Diese innere Einstellung zum napoleonischen Kaisertum begann, zaghaft und verschwommen, einige Monate nach Tilsit. Die Unterhaltungen in Erfurt verstärkten sie beträchtlich. Ihre endgültige Form fand sie in den ersten Monaten des Jahres 1810, und zwar unter einem geheimen Einfluß, den die Zeitgenossen nicht bemerkt zu haben scheinen, — unter dem Einfluß von Joseph de Maistre.

Joseph de Maistre war der Petersburger Gesandte Victor Emanuels I., des Königs von Sardinien, der zurückgezogen in Cagliari lebte, seitdem Piemont und Savoyen von Frankreich annektiert worden waren. Der Graf hatte es verstanden, sich ganz aus eigener Kraft in der russischen Gesellschaft eine bevorzugte Stellung zu verschaffen. Er verdankte sie der Lebendigkeit seines Geistes, seiner Lebenswürdigkeit und seiner mutigen Lebenshaltung. Denn da er nur unter größten Schwierigkeiten mit Cagliari in Verbindung bleiben konnte und fast ständig ohne Mittel war, so sah er sich gezwungen, sich in aller Verschwiegenheit die peinlichsten Beschränkungen aufzuerlegen und häufig genug „die Suppe mit seinem Kammerdiener zu teilen“... Eines trüben Dezembertages schrieb er: „Schon im zwei-

ten Winter lebe ich hier ohne Pelzmantel. Das bedeutet soviel, als wenn man in Cagliari kein Hemd auf dem Leibe hätte. Komme ich vom Hofe oder vom Kanzler aus all dem asiatischen Pomp, dann wirft mir ein Lakai, der mehr schon ein Schurke ist, einen Trödlermantel um die Schultern.“

Dennoch war er in den Salons der Hauptstadt, in denen in der ungezwungensten Weise politisiert wurde, ein sehr gern gesehener Gast, z. B. bei dem Grafen Rumjantsow, bei der Gräfin Potocka, dem Grafen Stroganow, der Fürstin Waldemar-Galitzin, der Gräfin von Lieven, dem Grafen Alexis Razumowsky, dem Grafen Golowin, der Fürstin Alexis Galitzin, die die Schwägerin des gewalttätigen Rostoptschin war und so fort...

Seine Korrespondenz an den Hof von Sardinien leitete er ganz verwegen über London, Wien und Konstantinopel. Er hatte übrigens bald heraus, daß alle seine Depeschen von dem Geheimkabinett in St. Petersburg gelesen und oft auch abgeschrieben wurden. Daraus erklärte er es sich, daß der Zar ihm mit besonderem Wohlwollen und mit besonderer Achtung entgegenkam. Oft baten der Kanzler Rumjantsow oder andere Minister ihn darum, schriftlich das niederzulegen, was er ihnen soeben gesagt hatte, „um es an Se. Kaiserliche Majestät weitergeben zu können“. Bald kommt sogar der Tag, zu Beginn des Jahres 1812, an dem der Oberhofmarschall, der Graf Tolstoï, ihm im Namen des Kaisers vorschlägt, „während des Krieges, der wohl jetzt unvermeidlich erscheint, alle offiziellen Schriftstücke Se. Majestät zu redigieren, ohne sich zuvor mit dem Kaiser oder mit dem Kanzler in persönliches Einvernehmen zu setzen...“ Einen Monat später, am 21. April — Alexander ist soeben nach einem feierlichen Gottesdienst

in der Kirche Notre-Dame von Kasan zum Heere abgereist —, schreibt Joseph de Maistre: „Gestern hatte ich wieder eine Besprechung mit dem Kaiser, aber dieses Mal in seinem Privatkabinett. Die Unterhaltung könnte für mich sehr große Folgen haben. Beim Abschied hat der Kaiser mich voller Herzlichkeit umarmt.“ Während die französische Armee bis an den Njemen heranrückt, schreibt Joseph de Maistre am 7. Mai: „Ich rechne damit, daß ich morgen zum persönlichen Dienst des Zaren nach Polozk abreisen muß.“ Seine enge persönliche Beziehung zu Alexander ist nach alledem klar erwiesen.

In des Zaren offiziellen Depeschen, wie in seiner privaten Unterhaltung finden wir immer wieder Äußerungen von Joseph de Maistre, die wie Prophezeiungen klingen: „Napoleon wird von seinem maßlosen Dämon dazu angetrieben, immerfort das Ganze um des Ganzen willen auf das Spiel zu setzen... Solange er lebt, wird ein klar denkender Mensch sich nicht vorstellen können, daß Ruhe in der Welt einkehrt... Napoleon kann innerhalb seines Systems eine Macht wie Rußland nicht für sich bestehen lassen. Es erscheint als zwingend, daß er es angreifen muß. Der Krieg mit Rußland läßt sich nicht vermeiden; Polen ist der Zankapfel, um den er ausbrechen wird... Ich muß oft daran denken, auf welch schwachem Grunde die furchtbare Macht aufgebaut ist, die ganz Europa in Angst und Schrecken hält... Überall sieht man in diesem Reiche bereits die Anzeichen eines unfehlbaren Zusammenbruchs. Man läßt sich darüber hinwegtäuschen, weil man sie außerhalb Frankreichs sucht. Sie sind einzig in Frankreich selbst zu finden... Aller Aufwand und alle äußeren Erfolge können mich nicht davon abbringen. Man wird mir entgegenhalten: *Wo ist denn die Macht, die diesen*

Koloß stürzen könnte? Und ich antworte: *Es brauchten sich nur drei oder vier Männer bei einem Souper in Paris zusammenzufinden und sich zu verständigen...* Keine Macht außerhalb Frankreichs kann Frankreich besiegen. Wohl aber kann es aus sich selbst heraus den Todesstoß erhalten. Was den Zeitpunkt betrifft, so war ich von jeher der Meinung, daß dies menschlicher Weisheit verborgen ist... Dieses ganze politische Problem läuft immer wieder auf denselben Punkt hinaus: die Franzosen müssen endlich davon überzeugt werden, daß die Welt nur gegen Bonaparte Krieg führt und daß Frankreich nicht zum Frieden kommt, solange er an der Spitze des Staates steht. Man muß ihnen darüber hinaus klarmachen, daß man ihnen im übrigen nichts wegnehmen will...“

Genau so dachten von ihrem Standpunkt aus Metternich und Talleyrand: Napoleon hatte die Grenzen des Möglichen überschritten, sein Sturz war unvermeidlich. Das ungeheure Reich, dessen einzelne Teile zu weit auseinander lagen, und die sich in ihrem Wesen völlig widersprachen, verurteilte ihn dazu, ohne Unterlaß Krieg zu führen, ohne Unterlaß zu erobern. Aber jene Beiden waren in ihrem Vorausblick nicht so klar und bestimmt wie de Maistre. Sie konnten sich beide keine rechte Vorstellung von jenem „Moment“ machen, das unfehlbar zur Katastrophe führen mußte; sie ahnten beide nicht, daß die unmittelbaren Ursachen des Zusammenbruchs sich aus Frankreich selbst entwickeln würden.

Im Laufe des März 1810, ungefähr zwei Monate, nachdem Napoleons Heirat mit Marie Luise bekannt wurde,

scheint sich Alexander darüber klar geworden zu sein, daß er früher oder später einem Kriege mit Napoleon nicht mehr ausweichen könne.

In diesem Sinne hat er sich zuerst dem Fürsten Adam Czartoryski, seinem besten Freunde von einst, mitgeteilt. Czartoryski war ein ganzes Jahr in Polen gewesen und war jetzt soeben wieder nach St. Petersburg zurückgekehrt. Nach dem Frieden von Tilsit war der Zar ihm nicht mehr mit der alten Gunst begegnet.

Ziemlich undurchsichtige Gründe, unter anderen wohl eine Erneuerung der romantischen Beziehung zu der Zarin Elisabeth, lockten den verführerischen Polen an die Ufer der Newa zurück. Und sogleich waren die beiden Männer, die sich in so vieler Hinsicht ähnelten und dennoch unterschieden, wieder die engsten Freunde. Durch viele Stunden zogen sich, wie einst 1804, ihre Unterhaltungen hin.

Alexander bewies dem Freunde sein volles Vertrauen dergestalt: er leugnete zunächst einmal vor ihm ab, daß er jenen Vertragsvorschlag Napoleons angenommen hätte, „das Wort Polen, sowohl als Bezeichnung für das Land wie für das Volk, nicht nur aus allen politischen Verhandlungen, sondern auch aus der Geschichte verschwinden zu lassen“. Czartoryski kannte den Wortlaut des Vertrages vom 4. Januar nicht genau. Nur hier und da waren ihm Einzelheiten mitgeteilt worden. Er besaß den Mut, dem Zaren zu gestehen, wie schmerzlich ihn das alles berühre. Wie konnte ein so hochherziger Fürst, den die Vorsehung zu den ritterlichsten Taten ausersehen hatte, sich dazu hergeben, unbarmherzig die polnische Nation und den polnischen Namen vom Erdboden vertilgen zu wollen? ... Alexander bestritt nicht, daß er Ver-

handlungen mit Napoleon zu einer Verständigung über Polen begonnen hatte. Aber alles Verabscheuungswürdige an den Klauseln, über die Czartoryski sich so sehr erregte, schrieb er dem gewohnten Machiavellismus der französischen Diplomatie zur Last. Im übrigen wären die Verhandlungen ja noch nicht abgeschlossen. Rumjantsow sollte einen neuen Text vorschlagen. „Also, lieber Fürst, beruhigen Sie sich! Meine Gefühle für Polen haben sich nicht geändert. Ich beabsichtige nach wie vor, es unter Anlehnung an die russische Krone zu rekonstituieren... Sie sehen: ich stehe zu unseren früheren Plänen...“

Es war für Czartoryski nicht schwer, aus diesen ehrsamten Eröffnungen seines erlauchten Freundes herauszuhören, daß er ein *russisches Polen* zu begründen wünschte, das später mit jenem *französischen Polen* vereinigt werden sollte, das Napoleon an der Weichsel in der Gestalt des Großherzogtums Warschau geschaffen hatte. Was Czartoryski aber nicht wußte und was er auch kaum für möglich gehalten hätte, war, daß der Zar zu derselben Stunde, in der er ihm anvertraute, Polen unter dem Zepter der Romanow wiederherstellen zu wollen, bei Napoleon einen letzten Versuch unternahm, „die Vertragsbande noch enger zu verknüpfen“, indem sich beide gegenseitig darauf verpflichten sollten: „das Königreich Polen wird niemals wieder errichtet“.

Die freundschaftlichen Beteuerungen des Zaren über die Landsleute des Fürsten Czartoryski wurden also in dem Augenblick zurückgestellt, in dem sich die Wahrscheinlichkeit anzeigte, daß der Verbündete von Tilsit und Erfurt gleichfalls auf den wertvollen Trumpf der „polnischen Karte“ zurückgriff.

Mehrere Male läßt sich Alexander mit Czartoryski in Erörterungen über einen etwaigen Krieg mit Frankreich ein. Er hält ihn für unvermeidlich, also heißt es, seine Vorbereitungen zu treffen. Aber er verhehlt sich nicht die großen Gefahren... Daß Napoleons Reich zum Untergange verdammt ist, darüber besteht kein Zweifel mehr. Doch wäre es gefährlich, leugnen zu wollen, daß Napoleon noch immer über eine ungeheure Macht verfügt! ... Und sollte er sich zum Fall verurteilt sehen, mit welchen neuen Geniestreichen würde er die Welt überraschen! ...

Eines Tages fragt Czartoryski, was eigentlich Wahres an dem Gerücht sei, daß Bonaparte an Geistesstörungen leide, daß er von Anfällen der Wut und der Epilepsie heimgesucht werde. Sogleich entgegnet ihm Alexander:

„Bonaparte verrückt! ... Was für eine verrückte Idee! ... Wer daran glaubt, der kennt ihn wahrlich nicht! ... In der höchsten Aufregung bleibt er ruhig und besonnen. Wenn er aufbraust, so nur deshalb, um die anderen zu erschrecken! ... Alles bei ihm ist vorher überlegt und abgewogen. Er berechnet jede seiner Handlungen, auch jene, die jäh, tollkühn, leidenschaftlich anmuten. Seine Gesundheit ist ausgezeichnet. Er ist niemals krank gewesen. Er ist ein unverwüstlicher Arbeiter, der keine Ermüdung kennt...“

Durchschaute Napoleon ebenso richtig Alexanders Wesen und Temperament?

Bevor Czartoryski Anfang Mai nach Polen zurückkehrt, wird er noch ein letztes Mal zu einem vertraulichen Gespräch von dem Freunde empfangen.

Der Zar trägt keine Bedenken, ihm seine geheimsten Absichten mitzuteilen. Er erklärt ihm seinen Kriegsplan.

der in einer plötzlichen Offensive quer durch Polen besteht. Sehr nachdenklich meint er, daß das Drama in acht oder neun Monaten beginnen werde. Nach dieser Angabe, mit der er sich unmittelbar vor die krasse Wirklichkeit gestellt sieht, wird er plötzlich ganz bestürzt. „In diesem Augenblick“, schreibt der Fürst, „wurde die Miene des Kaisers düster und starr. Ich mußte an seine verstörten Augen in den Tagen von Austerlitz denken. Er war völlig niedergeschlagen. Ich verließ ihn in großer Unruhe darüber, was wohl noch geschehen könnte.“

Einige Tage später, am 23. Mai, gibt Caulaincourt ein glänzendes Fest, um die Vermählung Napoleons mit Marie Luise innerhalb der russischen Gesellschaft zu feiern. „Ihre Majestäten, der Kaiser und die beiden Kaiserinnen sprachen mir ihre Freude über den besonderen Anlaß aus, der sie diesmal zu dem Gesandten von Frankreich führte. Ihre Majestäten waren außerordentlich liebenswürdig. Sie erhöhten die Festfreude und geruhten, von neun Uhr abends bis zwei Uhr morgens zu bleiben...“

Nach außen hin wird das Bündnis also vollauf gewahrt.

Aber am folgenden Tage sagt Alexander zu Caulaincourt:

„Kaiser Napoleon wird es nicht entgangen sein, daß ich weiterhin treu zu unserer Allianz stehe. Warum läßt er mich solange auf die Antwort warten, die er mir in der polnischen Frage versprochen hat? Wenn der Kaiser nicht daran denkt, Polen wiederherzustellen, weshalb befleißigt man sich dann, Tag für Tag in Ihren Zeitungen das Großherzogtum Warschau als *Herzogtum Polen* zu

bezeichnen? Wünscht man eine solche Wiederherstellung? Dann sollte man es mir sagen. Ich verlange eine Antwort. Ich will wissen, woran ich mich zu halten habe...“

Caulaincourt fügt in seiner Depesche nach Paris folgende Bemerkung hinzu: „Es ist klar ersichtlich, daß der russische Hof über das Ausbleiben der Antwort höchst verletzt ist. Man gibt sogar zu verstehen, daß es sich hier um eine *Ungezogenheit sondergleichen* handle.“

Aber die erwartete und geforderte Antwort trifft nicht ein. Der Gatte der Marie Luise verlebt seine Flitterwochen und befindet sich auf der Hochzeitsreise. Er führt „seine schöne junge Kuh“ durch die Weiden Belgiens und Flanderns. Stolz zeigt er der Tochter der Habsburger jene Provinzen, die noch vor kurzem zum Hause Österreich gehörten.

Alexander spielt seitdem nicht mehr auf die polnische Frage an. Caulaincourt weiß sehr wohl, was das zu bedeuten hat. Am liebsten möchte er sich so schnell wie möglich von der Verantwortung für das entlasten, was nun unweigerlich folgen muß. Immer wieder fordert er seine Rückberufung. Als Grund, als wahrhaft triftigen Grund, gibt er an, daß er schon drei lange Winter im russischen Klima ausgehalten hätte, einen vierten könne er nicht ertragen; er weist auf ein Brust- und Halsleiden und auf Rheumatismus hin. Als Napoleon sich wenig empfänglich für derartige Gründe zeigt, führt er andere an, die wirksamer sind. Der Gesandte stellt fest, daß man ihm seit einigen Monaten am Zarenhofe nicht mehr mit der gewohnten Aufmerksamkeit begegne. „Ich habe hier lange Zeit die erste Rolle gespielt. *Im vollsten Sinne des Wortes war ich der Statthalter Kaiser Napoleons in*

St. Petersburg. Der Ausdruck mag etwas übertrieben klingen, aber so war es wahrhaftig. Wenn ich daran denke, welches Ansehen ich in den weitesten Kreisen genoß und mit welchem Vertrauen mir der Zar, nach der Ansicht seiner nächsten Umgebung, entgegenkam! Kaiser Alexander bezeugte mir in der Tat eine unbegrenzte, ja, ich möchte sagen, herzliche Freundschaft... Jetzt ist alles anders geworden. Zwar erfüllt man dem Gesandten gegenüber mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle äußeren Pflichten und Verbindlichkeiten, und alle Kreise richten sich in dieser Beziehung nach dem Zaren; aber von Herzlichkeit und Vertrauen kann nicht mehr die Rede sein. Ich predige tauben Ohren...“

Das sind triftige Gründe. Noch eine andere Tatsache macht auf Napoleon starken Eindruck. Der Gesandte wagt es zum ersten Male, ein der Wahrheit gemäßes Bild von dem russischen Autokraten zu entwerfen: „Ich glaube, daß man den Zaren nicht so beurteilt, wie er eigentlich ist. Man soll sich nicht täuschen. Er ist kein schwacher Mensch, er kann viele Widerwärtigkeiten ertragen, läßt aber seinen Verdruß nicht merken... Aber diese Geschmeidigkeit seines Charakters hat ihre Grenzen. Er geht nicht über eine bestimmte Linie hinaus, die er sich gezogen hat. Diese Linie ist wie aus Eisen, er weicht um keinen Fußbreit von ihr ab. Denn auf dem Grunde dieses sich wohlwollend, freimütig und zuverlässig gebenden Gebarens *schlummert eine Gabe meisterhafter Verstellungskunst von solcher Beharrlichkeit, daß jeder Widerstand an ihr zerbrechen muß...*“

Diese verschiedenen Hinweise bewirken, daß Napoleon Caulaincourt noch bis zum Monat Mai 1811 auf seinem Posten beläßt, um ihn sodann durch den General de Lauri-

ston zu ersetzen, einen einfachen Statisten von durchsichtiger Lauterkeit, der in den Händen Alexanders nur ein Spielzeug ist.

In den letzten Monaten seiner Gesandtschaft hätte Caulaincourt viele interessante Dinge beobachten können. Er hat es vorgezogen, sie nicht zu sehen, oder sie zu beschönigen, wenn man ihn von Paris aus darauf aufmerksam machte.

Seit dem Mai 1810 verstärkt Alexander seine Heeresmacht. Meisterhaft und ohne die geringste Ahnung der Öffentlichkeit wird unter dem energischen Antrieb der „Bulldogge“ Araktschejew, unterstützt von dem zukünftigen Generalissimus Barclay de Tolly, daran gearbeitet. Die Effektivstärken werden aufgefüllt, die Truppen erhalten methodischen Unterricht, Manöver werden veranstaltet, eifrig wird in den Arsenalen geschafft, große Magazine werden errichtet, und mit aller Beschleunigung wird die Grenze ausgebaut und befestigt, vor allem die offene Durchbruchsstelle zwischen Düna und Dnjepr, „dieser wunde Punkt des Reiches“. Leidenschaftlich verfolgt der russische Monarch diese Anstrengungen. Bald denkt er nicht mehr nur daran, sich gegen einen französischen Angriff zu schützen; er überlegt, ob er nicht mit einer plötzlichen Offensive über Napoleon herfallen solle, bevor dieser Zeit gefunden hat, den spanischen Krieg zu beenden, durch den er noch festgehalten wird. Tagtäglich marschieren Truppen in kleinen Verbänden, Bataillon um Bataillon, der Düna, dem Njemen, der Beresina und dem Dnjepr entgegen. Zu Anfang des Jahres 1811 stehen

ihm 225 000 Mann zur Verfügung. Alle sind tadellos ausgerüstet und gut verteilt. Napoleon könnte ihnen während mehrerer Monate höchstens 60 000 Franzosen gegenüberstellen, die im übrigen in ganz Deutschland verstreut sind, und außerdem die wenig sicheren Kontingente der Rheinbundarmee.

Trotz der strengsten Vorsicht werden die russischen Truppenbewegungen schließlich doch bekannt. In den Salons von Petersburg ist man darüber sehr beunruhigt. Fortwährend wird davon gesprochen. Caulaincourt ist der einzige, der sich keine Gedanken darüber macht. Es ist dem Zaren ein leichtes, ihm auseinanderzusetzen, daß es sich nur um Defensivmaßregeln handelt, wie sie alle Staaten, auch die friedfertigsten, an ihren Grenzen vornehmen:

„Ich beabsichtige durchaus nicht, mit diesen Neuordnungen die Stärke des Heeres zu vermehren... Ich habe keinen Mann mehr als gewöhnlich unter die Waffen gerufen. Die Zahl der Soldaten ist die gleiche geblieben...“ Und eine jede Erklärung unterstreicht er mit immer den gleichen Worten: „Ich bin und bleibe derselbe, als den Kaiser Napoleon mich in Tilsit und Erfurt kennengelernt hat. Ich stehe frei und offen wie früher zu dem Bündnis... Sagen Sie Ihrem Kaiser, er habe keinen Verbündeten, der mehr auf seine Interessen bedacht sei... Ich verberge Ihnen nichts, mein General, ich halte mit nichts zurück. Meine Hoffnung ist und bleibt unser Bündnis und der Friede...“

Zur gleichen Zeit überlegt er ernstlich, wie er die Polen in den Krieg hineinziehen und, mitreißend sozusagen, das von Empörung bebede Deutschland zur allgemeinen Erhebung bringen könnte. Czartoryski ist nicht mehr in Petersburg. Er weilt auf seinem königlichen Landsitz

Pulawy an der Weichsel. In zwei Briefen, unter dem Datum des 25. Dezember 1810 und des 31. Januar 1811, setzt Alexander ihm seinen Plan auseinander. Er habe die Absicht, Polen wiederherzustellen, „alle Territorien, die einstmals Polen bildeten, zusammenzufassen, einbegriffen die russischen Provinzen, ausgenommen jedoch Weißrußland.“ Dieses neue Königreich Polen, das sich bis zur Düna, zur Beresina und zum Dnjepr erstreckt, „wird für immer mit Rußland vereinigt sein. Sein Herrscher trägt künftighin den Titel *eines Kaisers von Rußland und eines Königs von Polen*...“ Jetzt haben die Polen es in der Hand; nie vielleicht kehrt diese Gelegenheit wieder, ihr Vaterland vor dem Untergange zu retten. Galizien würde sich höchstwahrscheinlich anschließen... Der Zar bittet Czartoryski, sich mit den ersten Staatsmännern und Heerführern seiner Nation vertraulich zu besprechen. Er soll vorfühlen und sie mit den Plänen Alexanders bekannt machen, soll feststellen, ob sie entschlossen sind, zusammen mit den russischen Heeren die napoleonische Macht zu zertrümmern und Europa zu befreien... „Bevor ich nicht genau weiß, ob ich auf die polnische Unterstützung rechnen darf, werde ich den Krieg mit Frankreich nicht beginnen.“ Zum Schluß fügt er hinzu: „Mit Hilfe der Polen wäre der glückliche Ausgang des Krieges gesichert; und zwar nicht durch einen Sieg über den Strategen Napoleon, sondern einfach durch den Mangel an Kräften, an dem er leiden wird. Hinzu kommt die Verzweiflung, von der ganz Deutschland ergriffen ist, und die sich in seinem Rücken zusammenballen wird...“

Während Czartoryski in aller Heimlichkeit seine Fühler ausstreckt, bemüht sich Alexander für den Fall eines Bruches mit Napoleon um ein Einvernehmen mit Österreich.

In diesem Spiel hinter den Kulissen beweist er, was das Fingerspitzengefühl wie die Versprechungen und Verdächtigungen anlangt, nun eine erstaunliche Meisterschaft.

Und gerade die Heirat der Marie Luise gibt ihm die Gelegenheit für eine erste Annäherung. Kaum ist die Ehe geschlossen, so läßt er in Wien zum Ausdruck bringen, daß er ganz besonders glücklich darüber sei, denn nun brauche Rußland kein Versteck mehr zu spielen und könne ohne Vorbehalt seine freundliche Gesinnung Österreich gegenüber bekennen. Die Häuser Romanow und Habsburg besäßen ja tausend Gründe dafür, sich zu verbinden und zu schätzen. „Ein weniger weitblickender Herrscher als Kaiser Alexander hätte die politischen Konsequenzen einer solchen Eheverbindung vielleicht verkleinert oder hätte sogar Eifersucht empfunden. Im Gegenteil, er erblickt darin die Möglichkeit, ohne Aufsehen die Beziehungen zu einem Hofe wieder aufzunehmen, die er vor kurzer Zeit erst zu seinem Bedauern hatte abbrechen müssen.“

Bald entspinnt sich zwischen St. Petersburg und Wien ein lebhafter Gedankenaustausch.

Am 16. Februar 1811 bittet Alexander den General Saint-Julien, den Sonderbeauftragten Österreichs, zu sich, der ein ausgezeichnete Diplomat und ein kluger Kopf ist, überdies ein vorzüglicher Kenner der russischen Verhältnisse. Nach außen hin wird er von dem Zaren mit der üblichen Höflichkeit behandelt. Mitunter aber trifft Alexander ihn in aller Stille in der Wohnung seines Oberhofmarschalls Tolstoï. An jenem Tage, am 16. Februar, eröffnet der Zar ihm folgendes:

„Ihr Kaiser Franz weiß es ja selbst, wie sehr ich seit dem Tage meines Bündnisses mit Frankreich vor allem

darauf hingearbeitet habe, jede Verwicklung zu vermeiden, die zu einer neuen Katastrophe hätte führen können. Aber die jüngsten Ereignisse könnten nun doch einen Krieg auslösen. Ich will alles tun, um ihn solange wie möglich hinauszuschieben. Sollte aber das Ansehen meines Reiches es verlangen, sollte man mich zwingen, so schlage ich los... Ich habe 200 000 Mann an den Grenzen meines Reiches zusammengezogen, die vom Feinde bedroht werden könnten. Hinter diesem Heere stehen 130 000 Mann, die jeden Augenblick die aktive Armee ergänzen können... Ich möchte, daß Ihr Herrscher darüber unterrichtet ist, wie stark die Kräfte sind, die ich einem Feinde entgegenstellen kann. Ich bezwecke mit diesen Angaben nicht, Ihrem Hofe irgendein Übereinkommen vorzuschlagen. Das liegt mir fern. Ich weiß, in welcher Lage Österreich sich befindet..."

Im Verlaufe des Gespräches entwickelt der Zar seine Gedanken weiter; aber er hat von der großen Katharina gelernt. Geschickt läßt er vor den Augen des Habsburgers eine glänzende Belohnung für das erhoffte gemeinsame Unternehmen auftauchen: „die Walachei, die Moldau und Serbien.“

Von diesen schwerwiegenden Vorbesprechungen sickert nichts nach außen durch. Nur Joseph de Maistres großartiger Spürsinn wittert etwas; er schreibt: „Die Art, mit der man hier in St. Petersburg dem österreichischen Bevollmächtigten entgegenkommt, läßt ziemlich klar erkennen, daß beide Höfe es als das Klügste erkannt haben, keiner Verstimmung Raum zu geben und gemeinsam am gleichen Strang zu ziehen.“

Im krassen Gegensatz hierzu lauten die Berichte, die Napoleon von Caulaincourt über die Beziehungen zwischen Österreich und Rußland empfängt, folgendermaßen:

„Der Kaiser Alexander hat wörtlich zu mir gesagt: *Vor der Heirat wie auch nachher habe ich Ihnen klar zu erkennen gegeben, wie ich über Österreich denke. Ich freue mich über seine politische Verbindung mit Frankreich...*“

„Vom Kanzler Rumjantsow hörte ich, daß Rußland sich vor einiger Zeit über Serbien mit Österreich verständigt hätte und daß es mit Freuden alles tun würde, was den Serben von Vorteil sei. Daraus darf man schließen, daß Rußland mit Österreich dahin überein gekommen ist, Serbien unter seine Herrschaft zu bringen. Ich möchte hier natürlich nicht mehr als eine Vermutung wagen...“

„In Briefen aus Deutschland liest man hin und wieder von bestimmten Absichten Österreichs, die Rußland Anlaß zur Sorge geben müßten. Die russische Regierung jedoch scheint in dieser Hinsicht keinen Argwohn zu hegen. Herr von Saint-Julien hat seit langem weder Kuriere empfangen noch abgeschickt. Ich glaube, daß er keinerlei wichtige Verhandlungen führt und keinen bestimmten Auftrag besitzt...“

„Herr von Saint-Julien empfängt wenig Kuriere, er scheint sich mehr um allerhand persönliche Kleinigkeiten zu kümmern als um die Politik. Sein anspruchsvolles Auftreten, seine eitle selbstherrliche Art werden in der Gesellschaft als ziemlich lächerlich empfunden. Noch weniger aber wird ihm am Hofe irgendwelches Entgegenkommen gezeigt...“

„Herr von Saint-Julien hat Botschaft durch einen Kurier erhalten. Die Nachrichten bezogen sich auf kürzlich vorgesehene Finanzmaßregelungen. Sonst aber soll er nichts Sonderliches gebracht haben...“

„Bei jeder Gelegenheit weist Herr von Saint-Julien darauf hin, daß Österreich niemals feindlich zu Rußland gestanden habe. Es habe auch kein Interesse daran, Rußland zu schädigen. Es denke auch nicht mehr an all die Verluste, die ihm

Rußland im letzten Kriege zugefügt habe, und werde, wie sich die Dinge auch entwickeln mögen, in jedem Falle neutral bleiben. Herr Rumjantsow hat mir mitgeteilt, daß er gleichfalls aus Wien einen Kurier empfangen hätte, der aber nur den letzten Finanzerlaß Österreichs brachte...“

Dies ist alles, was Napoleon von seinem Gesandten über das erfährt, was zwischen Wien und St. Petersburg gegen ihn gesponnen wird.

Und schließlich: durch einen Geheimkurier läßt Alexander London wissen, daß er im Begriffe stehe, vom französischen Bündnis zurückzutreten. Damit man ihm Glauben schenke, verspricht er der britischen Regierung, die durch die Kontinentalsperre auferlegten Zölle nicht mehr zu beachten. Auch davon merkt Caulaincourt nichts.

So sehr Alexander auch mit falschen Angaben, mit Schlichen, mit Verschleierungen und Zweideutigkeiten operierte, so wenig konnte er die Wachsamkeit Napoleons einschläfern. In den ersten Dezembertagen 1810 empfing Napoleon einige Nachrichten aus Polen, die ihn aufhorchen ließen. In harten Worten wirft er Caulaincourt vor, daß er ihn so schlecht über die militärischen Befestigungsarbeiten Rußlands in Litauen unterrichtet hätte. Gewiß denkt er noch nicht daran, daß Rußland den sehr unwahrscheinlichen Entschluß gefaßt haben könnte, ihn anzugreifen. Aber er vermutet, daß es sich stark genug machen wolle, um die Kontinentalsperre ungestraft künden und sich mit England auf guten Fuß stellen zu können. Dies beunruhigt ihn um so mehr, als er glaubte, endlich die britische Macht zertrümmern zu können. Das

war natürlich nur möglich, wenn die Häfen Rußlands den englischen Schiffen weiterhin gesperrt blieben.

Bevor noch der Dezember des Jahres 1810 zu Ende geht, erfährt das russisch-französische Bündnis von Tilsit zwei weitere Belastungsproben, und zwar nicht aus dem Halbdunkel der Kanzleien, sondern in der offensten Weise durch die beiden Herrscher Napoleon und Alexander selbst. Man glaubt allgemein, daß dies den endgültigen Bruch der Beziehungen bedeute.

Napoleon ist entschlossen, rücksichtslos den englischen Handel lahmzulegen. Darüber läßt er das englische Kabinett nicht mehr im Zweifel. Mit einem Federstrich annectiert er alle hanseatischen Gebiete in der Ems- und der Wesergegend, um sich dort der strengsten Durchführung der Kontinentalsperre zu vergewissern. Bei dieser Annexion wurde auch das kleine Herzogtum Oldenburg mitgeschluckt, das Erbteil eines alten deutschen Herrscherhauses, dessen Zweig Holstein-Gottorp mit den Romanow verschwägert war. Außerdem war der gegenwärtige Herzog der Schwiegervater der Großfürstin Katharina Pawlowna. So wohlbekannt die napoleonischen Gewaltstreiche auch bereits waren, so erblickte die russische Gesellschaft in der Annexion Oldenburgs „eine öffentliche Beschimpfung, eine Ohrfeige, die einer befreundeten Macht verabfolgt wurde.“ Dies sind die wörtlichen Ausdrücke, die Alexander Caulaincourt gegenüber gebraucht, und er schließt seine Unterredung mit den Worten: „Ich verlange Genugthuung.“

Und das zweite: wenige Tage, bevor die Annexion der hanseatischen Gebiete bekannt wurde, hatte der Zar einen Ukas veröffentlicht, der die Zolltarife seines Reiches veränderte. Die englischen Waren konnten unter neutraler

Flagge ohne Zoll in Rußland eingeführt werden, während die französischen Waren, die auf dem Landwege kamen, mit Schutzzöllen belegt wurden.

Napoleon weiß sofort, was er davon zu halten hat. Der Zollukas bedeutet die Verwerfung des Tilsiter Vertrages. Damit hat der Zar die Kontinentalsperre zunichte gemacht und England die Hand hingestreckt. Neue Zwistigkeiten im Osten Europas kündten sich an, die harte Lektion von Friedland scheint nutzlos gewesen zu sein.

Im Laufe des Januar 1811 faßt der Zar den unwider-
rufflichen Entschluß, zwischen sich und Napoleon das
Glück der Waffen entscheiden zu lassen. Bevor er sich
endgültig dazu durchringt, hat er mehrere Anfälle von
Angst und Verzweiflung zu bestehen, sein Gesicht wird
finster, sein „scheuer und verstörter Blick“ erschreckt sei-
ne Umgebung. Er spricht kaum, am liebsten ist er allein.

Plötzlich reist er nach Twer, wo seine Schwester Katha-
rina ihn sofort wieder zu sich bringt. Diese lebensstrot-
zende Frau schäumte über von Mut und Entschlußkraft.
Klug und klarblickend, wie sie überdies war, besaß sie
einen gebieterischen Einfluß auf ihren Bruder. Joseph
de Maistre hatte eine hohe Meinung von ihr: „Sie ist ein
fähiger Kopf. Vor allem besitzt sie die Gabe, die Zukunft
zu übersehen und scheut nicht vor den schärfsten Ent-
schlüssen zurück.“ Sie spielte bei ihrem Bruder die gleiche
Rolle der Beraterin und Trösterin, wie die Königin Mar-
garete von Navarra bei Franz I. und die Markgräfin Wil-
helmine von Bayreuth bei Friedrich dem Großen. Katha-
rina selbst stand wiederum unter dem Einfluß des wil-

den Rostoptschin. Sie verehrte und bewunderte ihn. Mehr und mehr verkörperte er die extremsten Tendenzen des russischen Patriotismus.

Sie war eine unversöhnliche Feindin Napoleons, wünschte den Krieg und tat alles, um Alexander hineinzuhetzen.

Anfang Mai 1811 zauderte Alexander nicht länger. Zum dritten Male wollte er das Waffenlos herausfordern, um das napoleonische Joch abzuschütteln und Europa zu befreien.

Der Entschluß zu diesem gefährlichen Abenteuer, bei dem er nicht nur seinen Thron und sein Leben, sondern auch Glück, Größe und Zukunft seines Volkes auf das Spiel setzte, wurde ihm zweifellos durch den neuen Feldzugsplan erleichtert, für den man ihn überzeugt hatte.

Zuerst hatte Alexander daran gedacht, mit gewaltiger Heereswucht über den Korsen herzufallen. Aber das war gar zu gefährlich. Erste Bedingung hierfür wäre ein plötzlicher Einfall in Polen und die tätige Unterstützung der Polen gewesen. Nach allem, was Czartoryski ihm berichtet hatte, war diese Beihilfe zum mindesten fragwürdig. Schließlich hatte er in Wien und Berlin vorfühlen lassen, hatte aber auch hier nur sehr vage Zustimmung gefunden. Man war dort noch recht ängstlich und fand viele schöne Redensarten und Ausflüchte.

In St. Petersburg waren damals zwei preußische Offiziere, der General von Phull und der Oberst von Clausewitz, die sich nach dem Frieden von Tilsit mit der Erniedrigung ihres Vaterlandes nicht abfinden konnten und sich der russischen Armee zur Verfügung gestellt hatten.

Alle beide, vor allem Clausewitz, waren hochbefähigte Strategen. Sie hatten den Gedanken gefaßt, der französischen Armee mit einem Feldzugsplan zu begegnen, der

sich auf die unschätzbaren Vorteile der Natur Rußlands, nämlich auf sein Klima und seine ungeheuere Ausdehnung gründete. Auf keinen Fall sich Napoleon zu einer Entscheidungsschlacht stellen, wie bei Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram! Allen seinen Angriffen nach Möglichkeit ausweichen! Auf diese Weise werde er in das Innere des Landes gelockt. Dort solle man ihn ins Leere stoßen lassen, solle die Verbindungslinien seiner Truppen immer dünner und länger werden lassen und ihn in den Flanken durch Plänkeleien belästigen. So könne man ruhig auf den Tag warten, an dem das Schicksal spräche. Der ständige Verbrauch seiner Streitkräfte, die drohende Angst der Umklammerung, die überstürzte Hast auf der Flucht, die weiten Landstrecken, die die Soldaten überwinden müßten, die Härte des russischen Winters würden Napoleon und seine Truppen unfehlbar ins Verderben reißen.

Zwei und einhalb Jahre später, am 12. Dezember 1813, macht Alexander in Frankfurt Station und richtet an den General von Phull die folgenden ehrenvollen Worte:

„Ich komme soeben von den Ufern der Moskwa an die des Rheines und habe das Empfinden, die folgenden Zeilen an Sie richten und so einer Dankespflicht genügen zu müssen. Wenn ich heute in der Kunst der Kriegsführung einige Kenntnisse besitze, so danke ich sie in erster Linie nur Ihnen, der Sie mich in ihre Grundlagen eingeführt haben. Aber ich verdanke Ihnen noch mehr: Sie sind es gewesen, der den Feldzugsplan von 1812 eronnen hat, durch den mit Hilfe der Vorsehung Rußland und schließlich auch Europa gerettet wurden“.

Als Alexander die strategischen Vorschläge der beiden preußischen Offiziere überdenkt, sagt er: „Wahrschein-

lich werde ich im Anfang einige Schlappen einstecken müssen; aber das soll mir den Mut nicht nehmen. Ich ziehe mich in das Innere meines Landes zurück, und bald werden zwischen Napoleons und meinen Heeren weite, wüste Strecken liegen. Männer, Frauen, Vieh und Pferde, ich werde alles mitnehmen..." Und Rostoptschin fügt im gleichen Sinne hinzu: „Der Kaiser von Rußland ist in Moskau noch immer mächtig, in Kasan gefährlich, in Tobolsk unüberwindlich..."

Endlich ruft Napoleon Caulaincourt zurück. Er ist verärgert darüber, daß er von ihm so ungenügend über die Rüstungen Rußlands unterrichtet wurde. Zum Nachfolger bestimmt er den General de Lauriston.

Bis zum letzten Tage seiner Amtsdauer, dem 9. Mai 1811, fährt Caulaincourt fort, nach Paris die Aufrichtigkeit der Gesinnung des Zaren und seine friedlichen Absichten zu melden. Zwischen beiden Reichen bestehe nach wie vor eine herzliche Freundschaft und volles Vertrauen. Allerdings habe die Annexion Oldenburgs den Stolz der russischen Gesellschaft sehr verletzt, und in den französischen feindlichen Kreisen höre man immer wieder, daß Frankreich in kurzer Zeit Rußland angreifen werde. Alexander selbst sei beunruhigt über die wiederholten Nachrichten, daß französische Truppen mit Artilleriematerial und langen Munitionszügen über den Rhein in Richtung Oder gingen. Eines Tages sagte er sehr betrübt: „Will Kaiser Napoleon wirklich gegen mich ziehen?... Dann tut er es ohne jeden Grund. Wenn es nicht anders sein soll, werde ich mich zu wehren wissen. Ich selbst und alle Russen, wir werden mit der Waffe in der Faust fallen, um unsere Unabhängigkeit zu retten“. Die Offenheit, mit

der Alexander dies alles sage, müsse Napoleon zur Genüge beweisen, wie getreu er ihm weiterhin verbunden sei. Und schließlich übermittelt Caulaincourt ohne Kommentar und Vorbehalt nach Paris, was der Kanzler Rumjantsov ihm erklärte: „Zu diesem Bündnis steht Rußland aufrichtig und ohne Falsch.“

Die Abberufung des Gesandten erregt in den Salons der Hauptstadt einiges Aufsehen. Keinen Augenblick glaubt man an die vorgeblichen Gesundheitsrücksichten. Joseph de Maistre faßt die vorherrschende Meinung zusammen: „Kaiser Napoleon wirft ihm vor, er habe ihn nicht schnell und ausführlich genug über die ungeheuren Kriegsvorbereitungen in Polen informiert...“ Und einige Tage später fügt er noch diese Worte hinzu, die vieles ahnen lassen: „Soeben ist Caulaincourt abgereist... Wer weiß, wie es in seinem Herzen aussieht, was er von seinem Herrn denkt und was er von ihm befürchtet. Nach Empfang einer bestimmten Depesche sagte er zu einer Dame: *„Es gibt Augenblicke im Leben, in denen ein ehrenhafter Mann tot zu sein wünschte...“* Daß er doch einige Monate zuvor gestorben wäre!

Bis zum Ende des Jahres 1811 betreibt Alexander in möglichster Heimlichkeit und unermüdlich die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen des furchtbaren Völkerringens, dessen Gefahren er mit vollem Bewußtsein auf sich nimmt, dessen Schuld und Fluch jedoch in den Augen der Welt einzig und allein Napoleon zur Last fallen soll.

Niemals ist der Kurierdienst zwischen Paris und St. Petersburg bis dahin lebhafter gewesen. Aber weder Absender noch Empfänger nehmen dieses Geschreibsel der

Kanzleien, „diese magere Kost“ noch ernst. Das Drama wird heimlich in Wien, in Berlin und London eingeleitet. Außerdem spielt noch eine Nebenhandlung in Stockholm, wo sich Bernadotte, der inzwischen Kronprinz von Schweden geworden ist, in seinen Träumen bereits auf dem Throne Frankreichs sieht, — ferner in Neapel, wo Murat ebenfalls das napoleonische Joch abschütteln will —, und schließlich im äußersten Spanien, wo die nationale Regentschaft in Cadix überall Verbündete sucht, um die Befreiung von der französischen Herrschaft zu einem glücklichen Ende zu führen.

Alexander hat persönlich alle Fäden dieser gewaltigen diplomatischen Unternehmung in der Hand; in der Mehrzahl der Fälle sind seine Minister und Gesandten nicht eingeweiht. Solche versteckten, gewundenen, sich überkreuzenden Aktionen sind so recht nach seinem Herzen. Die Geheimdiplomatie Ludwigs des XV., das berüchtigte „Secret du Roi“, hat keine schöneren Tage erlebt.

Lauriston bemerkt in seinem unschuldigen Optimismus nichts von alledem. Er ist ebenso blind wie Caulaincourt, nur daß er es von Natur aus war. Auch auf ihn trifft Napoleons Wort zu: „Was ich da in St. Petersburg habe, das sind keine Gesandten, sondern Kurtisanen des Kaisers Alexander I.“

In diesen Tagen intensivster Arbeit ist Alexander prächtiger Stimmung. Keine Hindernisse, keine Enttäuschungen können ihn von seinem Vorhaben abbringen. Er ist nicht mehr ängstlich, auch nicht mehr niedergedrückt wie im vergangenen Winter. Er ist auf der Höhe, — auch was seine Liebesabenteuer betrifft. Er betrügt die Naryschkin so häufig wie sie ihn. Er verliebt sich, er trennt sich —

der Reihe nach oder auch gleichzeitig, — von der schönen Frau Gerebtsow, dann von der französischen Schauspielerin Bourgoïn, von der einfachen Händlersfrau Bakarath, von einer Ehrendame der Großfürstin Katharina, „dem göttlichen Fräulein Mourawiew“, und so fort.

Bei seiner einzigartigen Veranlagung machen alle diese unaufhörlichen Sensationen seinen Kopf klar und nüchtern für seine ernsten politischen Aufgaben. Es sieht so aus, als ob diese Abenteuer ihm nur dazu dienten, sich von der Überfülle der Gedanken und von einer Überspannung der Nerven zu befreien.

Sobald er zur Politik zurückkehrt, richtet er alle Sinne und Kräfte sofort wieder auf Paris. Ausgezeichnet die Art und Weise, auf die er sich seine Informationen beschafft.

Einer seiner Agenten ist der Obert Tschernitschew, ein eleganter Offizier der russischen Garde. Er wird „der Postillon“ genannt, weil er fortwährend zwischen Petersburg und Paris und zwischen Paris und Petersburg unterwegs ist. Er ist unermüdlich und gönnt sich nicht eher Ruhe, als bis er wieder in seinem Kurierwagen sitzt, der mit erstaunlicher Schnelligkeit dahinrast. Einmal schafft er es, die Strecke von St. Petersburg bis Bayonne, das sind 7000 Kilometer hin und zurück, in vierunddreißig Tagen zurückzulegen.

Er hat es sofort verstanden, sich bei Napoleon beliebt zu machen. Fabelhaft paßt er sich an, weiß sofort, worauf es ankommt und hat ein untrügliches Gedächtnis. Er verfügt vor allem über die erste Tugend eines Adjutanten, nämlich über die, Gespräche wiederzugeben. Bald fühlt er sich in den Tuileries wie zu Hause. Der Kaiser plaudert stundenlang mit ihm. Er lädt ihn zum Essen

ein und nimmt ihn mit zur Jagd. Er überhäuft ihn mit Aufmerksamkeiten. Wenn mit Alexander schwierige Verhandlungen zu führen sind, dann wird Tschernitschew damit betraut.

Trotz alledem bleibt er in Napoleons Augen nur ein Vermittler, der allerdings hervorragend eingespielt ist, und letzten Endes ein Salonlöwe, ein Salonmajor. Sobald Tschernitschew seine offiziellen Arbeiten erledigt hat, scheint er für Krieg und Politik nicht mehr das geringste Interesse übrig zu haben. Dann kennt er nur die Gesellschaft und die Frauen.

Dank seinen dreißig Jahren, seiner gewinnenden Art, seiner schlanken Gestalt, seinem wohlgepflegten Haar, seinem etwas wollüstigen Munde, seinen liebkosenden, lauernnden Kalmückenaugen wird er angeschwärmt, ja angebetet. Die Herzogin von Abrantès versichert, daß keine Frau ihm widerstehen konnte: „Sie starben nicht alle gleich vor Liebe, aber sie waren alle von ihm hingerissen...“ Es heißt sogar, er sei mit Pauline Borghese, der Schwester Napoleons, befreundet gewesen.

Unter diesem Deckmantel eines Don Juan ist er nichts anderes als ein erstklassiger Spion, der sich meisterhaft auf Intrigen und Bestechungen versteht. Rings um die Tuilerien herum hat er seine Späher und Angeber. Seine Maitresse ist, bezeichnend genug, „eine Frau, deren Mann die intimsten Geheimnisse des Kaisers kennt“. Wer war diese Frau? Man schwankt zwischen mehreren Namen.

Aber er hat nicht nur in den Salons und Boudoirs sein Spionagenetz gespannt, selbst in den Büros des Kriegsministeriums sitzen seine Helfer, wodurch ihm nichts Geringeres zugänglich wird als die sogenannten „carnets de situation“, jene für Napoleon äußerst wert-

vollen Dokumente, die ihm täglich die Stärke und den Standort seiner Truppen angeben. Sie sind die Geheimschlüssel für alle seine Berechnungen und Pläne.

So bringt der Adjutant von jeder Reise seinem Herrn einen ganzen Packen von Nachrichten nach St. Petersburg mit, die aus den sichersten Quellen stammen.

Damit nicht genug. Alexander verfügt über noch bessere Möglichkeiten, um sich über alles, was in Frankreich vorgeht, auf dem laufenden zu halten.

Der erste Sekretär der russischen Gesandtschaft in Paris, der Graf von Nesselrode, der spätere Kanzler des Reiches, hat „sehr gute Beziehungen zu Talleyrand und einigen anderen Männern, die dem wachsenden, alles überwuchernden Ehrgeiz Napoleons entgegenarbeiteten“. Durch die häufigen Unterhaltungen Nesselrodes mit dem Fürsten von Benevent, der damals wieder Napoleons Vertrauen genießt, ist Alexander über die französische Politik genau im Bilde. Diese vertraulichen Besprechungen werden mit keiner Zeile in der offiziellen Korrespondenz erwähnt, und der russische Gesandte in Paris, der alte müde Fürst Kurakin, kennt nicht das Stichwort. Nesselrode hat mit dem Lieblingsminister des Zaren Speranskij eine Chiffre verabredet und spielt ihm durch Sonderkuriere eine Fülle von Nachrichten, Ratschlägen und Vermutungen in die Hände. Und alle diese Nachrichten lauten übereinstimmend: „Napoleon wartet nicht ab, bis er Spanien unterworfen hat, um seine Truppen an die Weichsel zu führen und das Königreich Polen wiederherzustellen... Rußland muß, unter welchen Bedingungen auch immer, sofort seinen Krieg mit der Türkei beenden, muß zu gleicher Zeit sich mit Österreich verständigen und ihm Serbien anbieten... Österreich und Rußland müssen ein Bündnis ab-

schließen. Nur so ist ein Übergewicht in Europa gewährleistet... Der Krieg in Spanien dauert mindestens noch ein Jahr, also können die französischen Truppen etwa im April 1812 erst an der Weichsel und am Njemen vorgehen... Rußland muß sofort mit England in Verhandlungen eintreten, damit die Subsidien und der englische Beistand genau bis zum 1. April 1812 geregelt sind..."

Der Fürst von Benevent glaubt, für seine glänzenden Auskünfte eine gute Belohnung beanspruchen zu dürfen. Sie wird ihm in Gestalt von „Handelslizenzen mit England“ gewährt. Auf solche Weise umging man in Rußland die Beschränkungen der Kontinentalsperre. Eines Tages jedoch wird Talleyrand unverschämt und schreibt dem Kaiser Alexander: „Ich brauche 1500 Francs... Wenn das an sich auch keine große Summe ist, so muß ich doch sehr vorsichtig bei der Beschaffung sein. Wenn ich mich an Ew. Majestät wende, so nur deshalb, um der vornehmen und wohlwollenden Gesinnung Ew. Majestät die Ehre zu geben..."

Der Zar hat sich über diesen anmaßenden Brief köstlich amüsiert und zögert nicht, mit feiner Ironie zu antworten: „Mein Fürst von Benevent, zu meiner großen Genugtuung lese ich, welches Vertrauen Sie zu mir haben. Ich danke Ihnen dafür. Aber wie könnte ich Ihrem Wunsche entsprechen? Da Sie mir nun einmal durch das Walten der Vorsehung als ein Ausländer gegenüberstehen, der durch seine persönlichen Fähigkeiten die Politik seines Landes stets in hervorragendem Maße bestimmen wird, so darf ich meinem Wohlwollen, das ich für Sie empfinde, leider nicht nachgeben... Ich bedaure es sehr, mein Fürst, daß ich mir selbst das Vergnügen versagen muß, Ihnen zu Gefallen zu sein“.

Talleyrand muß sich also mit den „Handelslizenzen“ begnügen, die übrigens zu hohen Kursen auf dem Londoner Markt gehandelt werden.

Das im März 1810 von Nesselrode eingerichtete Spionagebüro erhält im Frühling 1811, da Caulaincourt nach Paris kommt, eine neue Quelle.

Der Gesandte, der immer noch so tat, als glaube er an die Loyalität Alexanders, und der sich mehr als einmal als Garant dieser Überzeugung vor Napoleon stellte, mußte in Paris einen schrecklichen Zornesausbruch des Kaisers über sich ergehen lassen.

„Alexander will gegen mich Krieg führen! ... Sie haben sich von Alexander und von den Russen narren lassen! ... Die Russen sind wahnsinnig. Glauben sie etwa, sie könnten mich am Gängelband führen, wie sie es unter Katharina mit ihrem König von Polen gemacht haben? Ich bin nicht Ludwig XV. Eine solche Demütigung wird sich das französische Volk nicht gefallen lassen ... Ich wiederhole: Alexander ist ebenso hinterhältig wie schwach. Er ist ein Bauernfänger! ...“

Und schließlich schleudert der Kaiser ihm diese Beleidigung in das Gesicht:

„Sie sprechen selbst schon wie ein Russe! ... Sie sind ein regelrechter Russe geworden!“

Caulaincourt ist durch diesen scharfen Verweis auf das tiefste verbittert, merkt bald, daß der Kaiser ihm die kalte Schulter zeigt und ihm ausweicht, und denkt zuerst daran, aus dem Staatsdienst zu scheiden und auch sein Amt als Oberstallmeister zur Verfügung zu stellen. Aber Talleyrand, „der hinkende Teufel“, hat ihn schnell wieder auf den richtigen Weg gebracht. Da sie alle unter einer Decke stecken, so weiß Nesselrode von nun an nicht nur alles,

erteilte Ohrfeige ist nicht nur die Ankündigung des Krieges von 1812, sie ist zugleich die Vorbedingung aller seiner Phasen und Wechselfälle.

„Napoleon ist wahnsinnig geworden“, heißt es in Petersburg, in London, in Berlin, in Wien, sobald man dort erfährt, zu welchen Schmähungen er sich hat hinreißen lassen. Ganz im Gegenteil! Niemals hat er klarer und vernünftiger vorausgedacht, niemals sein Wort meisterhafter beherrscht. Indem er seine Jupiterblitze schleuderte, lagerte hinter dem Ungestüm eine tiefe Berechnung.

Es ist kaum anzunehmen, daß Napoleon damals schon an einen endgültigen Bruch mit seinem Verbündeten von Tilsit geglaubt hat. Zum mindesten konnte er sich nicht vorstellen, daß dieser Bruch zwangsläufig den Krieg nach sich ziehen würde, und schon gar nicht einen Krieg, der mit verbissener Kraft bis zum Äußersten geführt würde. Er glaubte nicht daran, daß Alexander es wagen würde, sich mit ihm zu messen. Nach seiner Meinung war das ganze Verhalten des Zaren in diesem letzten Jahre nichts anderes als Prahlerei, von der bei festem Zugreifen nichts als Verzagtheit übrigbleiben würde. „Alexander“, sagte er sich, „macht sich keine Vorstellung von den Streitkräften, die ich gegen ihn ins Feld stellen kann...“ Wenn er die 500 000 Mann der Großen Armee an seinen Grenzen aufgestellt sieht, wird ihm der Übermut schnell vergehen. Er wird um nichts anderes sonst als um Verhandlungen und um Nachsicht bitten. Sollte er damit zu lange zögern, so wird die furchtbare Stoßkraft der ersten Angriffe ihn bald zur Kapitulation zwingen. Solcher Art waren Napoleons Erwägungen. Alexander wird sich in der Furcht und unter dem Druck einer drohenden Niederlage

zu neuen persönlichen Verhandlungen bereitfinden, und auf anderen Grundlagen wird die verfehlte Zusammenarbeit von Tilsit und Erfurt erneuert werden. Daß dies der letzte Hintergedanke Napoleons war, geht aus den folgenden Worten hervor, die er am 25. Februar 1812 an Tschernitschew richtete:

„Sagen Sie nur ruhig dem Kaiser Alexander: Wenn es das Schicksal will, daß wir Krieg miteinander führen müssen, so werde ich mich ohne Haß, ohne Voreingenommenheit in ritterlicher Weise mit ihm messen. Sollten es die Umstände erlauben, *so werde ich ihn sogar dazu einladen, innerhalb der Vorpostenkette mit mir zu frühstücken.*“

Er rechnet also damit, daß der Zar nicht die geistige und sittliche Kraft aufbringen werde, ihm zu widerstehen, vielmehr umfallen und bald in das französische Fahrwasser zurückfinden werde. Hier sehen wir abermals, wie Napoleons Latinität, sein logisches und lineares Denken und sein Unvermögen, in fremdartige Seelen einzudringen, ihn zu einer gefährlich falschen Einschätzung Alexanders verleiten. Er hält Alexander — sehr zu Recht — für doppelzüngig und hinterlistig und glaubt daher, seinen ganzen Charakter auf die einfache Formel: Schwäche plus Unbeständigkeit plus Wankelmuth bringen zu können. Hier liegt der Fehler. „Ein Hase, der eine Ladung Schrot in den Kopf bekommen hat und der nun auf der Flucht einen Haken nach dem anderen schlägt, ohne zu wissen, wohin er laufen soll“, das ist das Bild, das er in jenem Augustmonat von 1811 von seinem treulosen Verbündeten besitzt.

Alexander hingegen hat sich seit vier Jahren, seitdem die Trugbilder von Tilsit aus seinem Kopfe schwanden,

mit aller Zähigkeit in diesen einen Gedanken verbohrt, eines Tages die französische Macht niederzuringen.

In diesem Zusammenhange muß man sich jenes vertraulichen Schreibens erinnern, das er am 25. August 1808, bevor er sich nach Erfurt begab, an seine Mutter richtete: „Tun wir so, als wollten wir das Bündnis mit Frankreich fester knüpfen, wiegen wir den Verbündeten in Sicherheit. So gewinne ich Zeit und kann in Ruhe meine Vorbereitungen treffen...“ Ebenso muß man sich noch einmal in das Gedächtnis rufen, was er nach all den vielen Liebenswürdigkeiten und freundschaftlichen Bezeugungen von Erfurt an seine Schwester, die Großfürstin Katharina, schrieb: „Bonaparte denkt, ich sei nichts weiter als ein Dummkopf. Wer zuletzt lacht, lacht am besten...“ Seit diesem Tage haben seine Haltung und sein Programm sich nicht geändert. Vor seinen engsten Mitarbeitern pflegte er gern — und mit vollem Recht — zu sagen: „Ich verfolge meinen Weg mit unerschütterlicher Beständigkeit.“

Es hat bei alledem nichts zu sagen, daß seine nervöse Veranlagung ihm oft schmerzliche Stunden bereitete, in denen er furchtsam und kleinmütig war, da er aus ihnen nur immer gefestigter in seinen Entschlüssen hervorgegangen ist. Joseph de Maistre hat von ihm den folgenden Ausspruch festgehalten: „Ich erinnere mich an eins der Worte, die Napoleon in Erfurt zu mir gesagt hat: *Im Kriege ist die Beharrlichkeit alles. Ihr allein habe ich meine Siege zu verdanken.* Ich werde ihm beweisen, daß ich seine Lehre nicht vergessen habe.“

In den ersten Monaten des Jahres 1812 setzt Alexander seine militärischen und diplomatischen Vorbereitungen fieberhaft fort.

Er ist noch nicht fest entschlossen, ob er selbst den Oberbefehl über seine Truppen übernehmen soll; jedenfalls will er sich stets in nächster Nähe der militärischen Operationen halten. Deshalb ernennt er den Grafen Soltikow zum Präsidenten des Staats- und Ministerrates und überträgt ihm außerordentliche Vollmachten.

Sodann werden unter dem Kommando des Kriegsministers Barclay de Tolly, des Fürsten Bagration und des Generals Tormassow drei Armeen mit einer Truppenzahl von insgesamt 550 000 Mann zwischen dem Njemen und der Düna konzentriert. Trotz lebhaften Widerspruchs seines Stabes besteht Alexander darauf, daß der ihm von dem General Phull vorgeschlagene Operationsplan, soweit es die Umstände nur erlauben, innegehalten und also der plänkelnde strategische Rückzug auf die Düna und Bersina durchgeführt wird. So veranlaßt er mit Nachdruck, daß bei Drissa, zwischen Dünaburg und Witebsk, ein riesiges verschanztes Lager gebaut wird, das dem großen Rückzugsmanöver zum Auffangspunkt dienen soll. Zweifellos wird die Räumung gewaltige Strecken der Plünderung und Verwüstung preisgeben. Aber so schmerzlich dieses Opfer auch sein mag, es muß gebracht werden, denn Rußlands Rettung hängt davon ab.

In den diplomatischen Verhandlungen läßt Alexander seine ganze machiavellistische Kunst spielen, um im geheimen die Bündnisverträge zu tilgen, die Preußen und Österreich, den Tod im Herzen, mit Napoleon abschließen mußten.

Am 24. Februar wurde Friedrich Wilhelm III. wort-

wörtlich an der Kehle gepackt und mußte die Erniedrigung auf sich nehmen, mit dem Sieger von Jena einen Vertrag zu schließen, der ihn dazu verpflichtete, ein Hilfskorps von 20 000 Mann gegen Rußland zu stellen. Aber aus St. Petersburg treffen dermaßen gut gewählte Worte in Berlin ein, daß der Hohenzoller dem ritterlichen Freunde seiner verstorbenen Gemahlin am 31. März antworten kann: „Kommt es zum Kriege, dann werden wir uns nicht mehr Schaden antun, als die zwingende Notwendigkeit erfordert. Immer werden wir dessen eingedenk sein, daß wir zusammengehören und daß der Tag kommen wird, an dem wir wieder Verbündete sind. Wenn wir uns im Augenblick auch dem Schicksal fügen müssen, so werden wir uns doch die Freiheit unserer Gedanken und Gefühle wahren. Majestät, seien Sie der meinen gewiß. Ich setze meine Ehre darein, für mein ganzes Leben Ew. Majestät treuer Bruder, Freund und Verbündeter von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu bleiben.“

Zwischen St. Petersburg und Wien sind die Verhandlungen nicht so einfach. Doch Alexander versteht die Argumente vorzubringen, die die Minister des Kaiser Franz am ehesten überzeugen: „Unsere Interessen sind die gleichen. Werde ich geschlagen, was wird dann aus Österreich?...“ Auch Metternich beeilt sich, sich auf „das Schicksal, dem man sich fügen müsse“ und auf „die zwingende Notwendigkeit“ zu berufen, um den Bündnisvertrag zu entschuldigen, den der österreichische Gesandte Schwarzenberg soeben am 14. März in Paris unterzeichnet hat. Metternich fügt hinzu, daß deshalb jedoch „Rußland und Österreich nicht aufhören dürften, sich im geheimen zu verständigen“. Im übrigen werden die 30 000 Österreicher, die in der Bukowina den rechten Flügel der Gro-

ßen Armee bilden, genau so vorsichtig manövrieren, wie zur Zeit der Schlacht von Wagram das russische Kontingent in Galizien.

Schließlich sichert sich Alexander am 5. April dieses Jahres noch die Offensiv- und Defensivhilfe Schwedens. Darüber hinaus erteilt ihm Bernadotte wertvolle Ratschläge, wie Napoleon zu besiegen sei. Er vergißt völlig, daß er von Geburt Franzose ist und daß er sein Glück seinem alten Waffengefährten Napoleon zu verdanken hat. In seiner Eifersucht und in seinem Groll schämt sich der Gasconer nicht, an Alexander zu schreiben: „Ziehen Sie den Krieg in die Länge. Vermeiden Sie große entscheidende Schlachten. Ermüden Sie den Feind durch Märsche und Gegenmärsche. Das ist für den französischen Soldaten das Schlimmste, was es gibt und was ihn am ehesten zermürbt. Setzen Sie vor allem und überall recht viele Kosaken ein... Werden Sie dennoch zurückgeschlagen, so bleiben Sie standhaft. Sollten Ihre Truppen sich hinter die Newa zurückziehen müssen, so könnte sich das Heer dort schnell wieder ordnen. Dann nur nicht den Mut verlieren! Und mit Napoleon wird es so kommen, wie mit Karl XII. bei Poltawa. Ist Napoleon einmal entscheidend geschlagen, dann verliert er den Kopf. Er wäre dann fähig, alles im Stich zu lassen oder sich selber den Tod zu geben...“

Auf das drängende Zureden von Talleyrand und durch wertvolle Dienste Englands schließt der Zar endlich am 28. Mai mit der Türkei seinen Frieden. Damit werden die russischen Streitkräfte an der Donau frei und können so gleich nach dem Norden marschieren.

Für „einen Hasen, der eine Ladung Schrot in den Kopf bekommen hat“, hat Alexander in diesem ersten Vierteljahr des Jahres 1812 keine schlechte Arbeit geleistet.

Aber das ist noch nicht alles. In der Innenpolitik trifft er eine schwerwiegende Maßnahme, die beinahe wie ein Staatsstreich anmutet. Er verabschiedet plötzlich und ohne Angabe eines Grundes den Staatssekretär seines Reiches, seinen ersten Minister, seinen engsten Mitarbeiter Speranskij.

Am Abend des 29. März wird der Günstling in den Palast befohlen. Hier bleibt er zwei Stunden mit dem Herrscher allein.

Nach Schluß der Unterredung wird die Tür des kaiserlichen Kabinetts geöffnet, und die wachhabenden Offiziere sehen Speranskij leichenblaß und verstört herauskommen. Während er überstürzt seine Papiere in seine Aktentasche steckt, geht die Tür des kaiserlichen Arbeitszimmers nochmals auf, und der Kaiser, ebenfalls sehr bleich, ruft mit erstickter Stimme:

„Noch einmal, leb wohl, Michael Michailowitsch!“

Der abgesetzte Günstling kommt nach Hause und findet dort den Polizeiminister, den General Balachow vor, der es ihm „auf allerhöchsten Befehl“ zur ausdrücklichen Pflicht macht, sofort nach Nischninowgorod abzureisen. Ein Gendarmerieoffizier erwartet ihn vor dem Haustor mit einer Troika. Von Nischninowgorod wird er sofort nach Perm im Ural verbannt.

Ein tiefes Geheimnis ruht über diesem Sturz.

Alexander soll in der Korrespondenz Speranskijs beleidigende Bemerkungen über sich gefunden haben. Speranskij soll sich über den Kaiser lustig gemacht, ihn als leichtfertig, eitel, heimtückisch, schauspielerhaft hingestellt haben. Fortwährend sei Alexander mit sich selbst beschäftigt und mit dem Eindruck, den er mache. Einen guten Teil seiner Zeit, in dem er eigentlich ernsten Staats-

geschäften nachgehen müßte, widme er albernem Lieb-schaften. Vielleicht sind ähnliche Bemerkungen wirklich gefunden worden. Aber es ist auch soviel sicher, daß der Monarch im Laufe der letzten Unterredung Speranskij seiner unwandelbaren Achtung und Zuneigung versichert hat: „Als ich von ihm ging“, sagte der Verbannte, „waren auf meinem Gesichte noch die Spuren seiner Tränen.“

Als die Öffentlichkeit von der Verbannung des Günstlings erfährt, herrscht überall offene Schadenfreude. Der Staatssekretär des Reiches war allgemein verhaßt, da er, ohne nach rechts oder links zu sehen, unermüdlich daran gearbeitet hatte, Ordnung in die Finanzen zu bringen, Rechtseingriffe auszuschalten, die Vorrechte zu beschränken und das alte Regierungs- und Gesellschaftssystem Rußlands ein wenig modernen Grundsätzen anzupassen.

Man steht vor einem Rätsel. Um sich die rücksichtslose Absetzung dieses neuerungssüchtigen Ministers zu erklären, beschuldigte man ihn der schlimmsten Ruchlosigkeiten, unter anderen dieser: „Er habe einen Nachrichtendienst mit Bonaparte eingerichtet. Er habe sich nicht damit begnügt, das Heilige Rußland mit seinen unheilvollen Ideen zu vergiften, er habe es auch verraten...“ Auf diese Anschuldigungen hin läßt Alexander kurz und bündig erklären: „Michael Michaïlowitsch hat nur an mir allein, an meiner eigenen Person, Verrat geübt. Rußland gegenüber steht er schuldlos da...“

Wenn die Absetzung des Günstlings in ihren inneren Zusammenhängen auch unerklärlich bleibt, so unterliegt es doch keinem Zweifel, was sie nach außenhin politisch bezweckte.

Der bescheidene Sohn des Priesters, den Alexander in die höchsten Ehrenstellen erhoben hatte, war in den Au-

gen der Öffentlichkeit von französischen Gedanken verseucht und stand unter dem geistigen Einfluß Frankreichs. Zu Anfang dieses Jahres 1812 ging eine starke Welle von Franzosenhaß durch die ganze russische Gesellschaft. Für die Gegner des Reformators war der Augenblick gekommen, ihm den Hals zu brechen.

Die Hetze gegen ihn entstand in Twer, in den streng nationalen Kreisen der Großfürstin Katharina. Die Intrigen wurden begünstigt von der jungen heißblütigen Fürstin, eingeleitet und weitergesponnen jedoch von der „Bulldogge“ Araktschew, von dem Polizeiminister Balachow, von dem alten Marschall Soltykow, von dem Historiker Karamsin, und schließlich von dem reaktionärsten moskowitzischen Heißsporn, von Rostoptschin.

In wenigen Tagen wurde diese Bewegung so stark und nahm eine solche Ausdehnung an, daß Alexander unter dem Druck der ihn quälenden Vorwürfe Katharinas unruhig wurde und sich von einem Attentat bedroht wähnte. Bald glaubte er, seinem Volke einen unzweideutigen Beweis seines Nationalismus geben und den überhitzten Geistern ein Opfer bringen zu müssen.

Er tut noch mehr: Er will der Öffentlichkeit eindeutig zu erkennen geben, daß er ein für allemal mit der Politik von Tilsit und Erfurt gebrochen hat, und ernennt Rostoptschin zum Generalgouverneur von Moskau.

Mit diesem doppelten Triumph beginnt Katharina Pawlowna jene entscheidende Rolle, die sie in der nächsten Zukunft spielt.

XI

1812

Inzwischen werden die Streitkräfte der Großen Armee in Rußland am Westufer des Njemen und des Bug zusammengezogen. Es sind 554 000 Mann. Das Kontingent der Österreicher und Preußen ist 50 000 Mann stark. Die gesamten Truppen werden von der Ostsee bis nach Wolhynien staffelförmig aufgestellt.

Am 16. Mai kommt Napoleon in Dresden an und empfängt in großer Aufmachung die ihm verbündeten Monarchen, von denen der eine sich immer unterwürfiger als der andere gebärdet. Noch nie zuvor hat er eine solche gewaltige Heeresmacht zur Schau stellen können. Er knüpft daran die Erwartung, Alexander werde sich einschüchtern lassen, werde eine ehrenhafte Form suchen, um Nachsicht für seinen Treubruch zu erwirken und werde doch noch am Rande des Abgrunds umkehren. Immer noch wiegt er sich in der Hoffnung, daß das Ganze im letzten Augenblick „bei einem Frühstück zu zweit innerhalb der Vorpostenkette“ sich beilegen lassen werde.

Um dem Zaren den ersten Schritt zu erleichtern, schickt Napoleon ihm einen seiner Adjutanten, den General Narbonne. Einen geschickteren Friedensboten konnte er nicht wählen. Narbonne war einst Minister Ludwigs XVI.

und Ehrenritter bei Madame Adelaïde, der Tante des Königs, gewesen, war die Vornehmheit in Person und, alles in einem, ein vollendeter Standesherr und Höfling aus den letzten schönen Tagen von Versailles.

Auf Befehl Napoleons begibt sich Narbonne unverzüglich nach Wilna, dem Sitz des russischen Hauptquartiers. Er soll dort so lange wie möglich verbleiben, soll Alexander durch sein Wesen und seine Reden für sich einnehmen und soll ihm zuletzt zu verstehen geben, daß Napoleon trotz seiner Übermacht noch immer gern zu einer Verständigung bereit sei.

Narbonne wird mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen. Doch am nächsten Tage bereits wird ihm, der mindestens eine Woche zu bleiben gedachte, in der liebenswürdigsten Form mitgeteilt, daß „seine Postpferde auf sechs Uhr abends bestellt“ seien.

Auf die nichtssagenden und einlullenden Redensarten des Adjutanten Napoleons hat Alexander ohne Zaudern aber auch ohne falsches Pathos erwidert:

„Sagen Sie Kaiser Napoleon, daß ich das Schwert nicht als erster ziehen werde. Ich möchte in den Augen der Welt nicht die Verantwortung für all das Blut, das in diesem Kriege fließen wird, auf mich nehmen... Auf der anderen Seite aber werde ich nichts tun, was gegen die Ehre meines Landes geht. Die russische Nation gehört nicht zu denen, die vor der Gefahr ausweichen. Stünden auch alle Heere Europas vor den Toren meines Reiches, sie würden mich in meinen Entschlüssen nicht wankend machen...“

Und indem er eine auf dem Tisch liegende Karte auseinanderfaltete, zeigte er mit dem Finger auf den äußersten Winkel seines asiatischen Reiches, auf die Halbinsel Kamtschatka, und sagte mit ernster Stimme:

„Kommt es doch zum Kriege und sollte mir der Schlachtengott nicht gnädig sein, dann müßte Kaiser Napoleon mich schon bis hierhin verfolgen, um von mir den Frieden zu erzwingen.“

Am 24. Juni geht die Große Armee über den Njemen. Auf der anderen Seite des Flusses stößt sie in öde, verlassene Landstrecken vor. Alle Dörfer sind niedergebrannt, nirgends wird Widerstand geleistet.

Napoleon will es nicht in den Kopf, daß das russische Heer ihm ganz Litauen, ganz Polen ohne Schwertstreich überläßt. Er schließt daraus, daß Alexander sich ihm vor Wilna zur Schlacht stellen wird.

Er ist fest davon überzeugt, einen glänzenden Sieg über die Russen davonzutragen, und äußert zu Caulaincourt, zu Berthier, zu Duroc und zu Savary immer wieder die gleichen Worte: „Sobald ich Alexander einmal geschlagen habe, wird er mich um Frieden bitten...“

Am 28. Juni erreicht er Wilna.

Es ist den Russen gelungen, der Umklammerung der vorrückenden Franzosen zu entgehen. Sie ziehen sich in Eilmärschen auf die Düna und den Djnepr hin zurück. Die Aussicht auf eine große entscheidende Schlacht ist somit abermals in die Ferne gerückt.

Napoleon ist darüber um so wütender, weil seine Truppen seit dem Übergang über den Njemen hart mitgenommen wurden. Eine drückende Hitze lagerte über der weiten Ebene. Schwere Wolkenbrüche gingen nieder, große Strecken waren voller Flugsand. Der Train konnte nur unregelmäßig nachrücken, es fehlte an dem Notwendigsten für Mensch und Vieh. Die Artillerie und Kavallerie haben bereits 7000 Pferde eingebüßt.

In Erwiderung seiner höflichen Geste schickt der Zar

ihm einen seiner Adjutanten, den General Balachow, den Polizeiminister, mit einer persönlichen Botschaft. Sogleich erhellt sich Napoleons Gesicht:

„Mein Bruder Alexander, der Narbonne so von oben herab behandelt hat, scheint zu wünschen, daß wir uns verständigen. Er hat Angst... Meine Manöver haben die Russen irre gemacht. Noch vor Ablauf eines Monats werden sie um Gnade betteln...“

In der Tat bedeutet das kaiserliche Handschreiben, das Balachow überbringt, den allerletzten Versuch, eine Verständigung herbeizuführen. Kaum jedoch hat Napoleon die Zeilen überflogen, so ruft er voller Ingrimms aus:

„Alexander hält mich zum Narren!“

Denn es heißt in dem Brief: „In dem Augenblick, in dem Ew. Majestät bereit ist, ihre Truppen vom russischen Boden zurückzuziehen, würde ich alles, was geschehen ist, als nicht geschehen betrachten, und eine Verständigung würde möglich sein...“ Eine starke Zumutung das! Wilna räumen und den Rückzugsbefehl für die gesamte Armee geben!... Man wagt es, an ihn, den Sieger von Austerlitz und Friedland und anderer hundert Schlachten ein solches Ansinnen zu stellen! ... Nein, das geht zu weit! ...

So wird die Unterredung mit dem russischen Adjutanten sofort zur scharfen Auseinandersetzung, zum Streit.

Bevor Balachow zum Zaren zurückkehrt, speist er noch am Abend an der Tafel des Kaisers. Napoleon behandelt ihn hochmütig, greift ihn an und wird sogar grob. Er erlaubt sich spöttische Bemerkungen über Alexanders Lieb-schaften.

Das Ende dieses Soupers ist bekannt. Mit zornsprühenden Augen fragt Napoleon seinen Gast:

„Welches ist der Weg von hier nach Moskau?“

Balachow überlegt einen Augenblick, dann erwidert er: „Die Frage, die Ew. Majestät an mich richtet, macht mich stutzig. Die Russen und ebenso die Franzosen sagen, daß alle Wege nach Rom führen. Nach Moskau nimmt man den Weg, den man sich wünscht. Karl XII. hat den über Poltawa gewählt.“

Diese letzte Frage Napoleons über den Weg nach Moskau war nur eine Finte, eine versteckte Drohung. Ohne Zweifel wollte er mit ihr den sonst so schnell verzagten Alexander erschrecken. Denn an diesem Tage, dem 28. Juni 1812, glaubt er noch keineswegs daran, daß er gezwungen werden könnte, bis in das Innere Rußlands nachzurücken, um seinem fliehenden Gegner den Frieden zu diktieren. Er rechnet bestimmt damit, ihn schon früher zu fassen und ihm die Rippen zu zerbrechen. Er sieht voraus, daß die Entscheidungsschlacht zwischen der Düna und dem Dnjepr, zwischen Witebsk und Smolensk, geschlagen werden wird, in jenem offenen Gelände, das die ersten slawischen Chronisten bereits als „das Tor und den Schlüssel zum Heiligen Rußland“ bezeichneten.

Aber von Wilna bis nach Smolensk sind es noch hundert Meilen. Und weitere hundert Meilen von Smolensk bis nach Moskau.

In aller Eile setzt sich Napoleon gegen Smolensk in Marsch, in einen Marsch voller Entbehrungen. In endlos langen Zügen ziehen die Kolonnen dahin. Die Landstraßen sind von Nachzüglern bedeckt. Artillerie und Kavallerie verlieren noch ein weiteres Drittel ihrer Pferde und die entsprechende Zahl von Pack- und Munitionswagen. In den zerstörten Ortschaften finden die Franzosen nicht die geringsten Nahrungsmittel vor. „Dieser Vor-

marsch“, sagte später einer der Teilnehmer, „hat uns bereits mehr als zwei verlorene Schlachten gekostet.“

Endlich, am 27. Juli, erreicht das Heer Witebsk. Es sieht so aus, als ob der Feind sich jetzt zum Kampfe stellen wolle. Im Morgengrauen des nächsten Tages jedoch sind die Russen verschwunden, und man weiß nicht, in welcher Richtung sie sich zurückgezogen haben.

Napoleon ist so erbost wie enttäuscht. Er äußert:

„Wahrscheinlich wollen die Russen sich bei Smolensk schlagen. Das von Bagration geführte Heer hat noch nicht den Anschluß an das Heer von Barclay finden können. Ich werde sie angreifen...“

Am 10. August jedoch erfährt er, daß es beiden Heeren geglückt ist, die Verbindung herzustellen. Sie erwarten Napoleon vor den Mauern von Smolensk.

Am 17. August kommt es dort zu einer erbitterten und mörderischen Schlacht. Am Abend lösen die Russen sich sehr geschickt vom Feinde, nachdem sie vorher den Mut aufbrachten, die heilige Stadt anzuzünden, die berühmt war wegen ihrer wunderspendenden Heiligenbilder.

„Ich ging gegen zwei Uhr morgens hinaus“, schreibt Caulaincourt. „Der Brand der Stadt entflammte weithin den Horizont... Es war ein furchtbarer Anblick und das grausige Vorspiel dessen, was wir in Moskau sehen sollten. Plötzlich klopft der Kaiser mir auf die Schulter und sagt zu mir: *Man könnte an den Ausbruch des Vesuv denken! ... Ist das nicht ein herrlicher Anblick, Oberstallmeister? — Schrecklich, Majestät! — Ach was, denken Sie an das Wort des römischen Kaisers: der Leichnam eines Feindes riecht immer gut!*“

Am nächsten Tage erklärt Napoleon nach vielen Überlegungen:

„Bevor vier Wochen vergangen sind, sind wir in Moskau. Und in sechs Wochen habe ich den Frieden...“

Die rauchenden Trümmer von Smolensk haben ihn zu dem Entschluß ermutigt, nicht eher haltzumachen, als bis er Moskau erreicht hat.

Kaltblütig überprüft er noch einmal alle Schwierigkeiten dieser letzten Etappe. Noch sind hundert Meilen quer durch ein verwüstetes Land zurückzulegen. Beständig sind die Truppen der Gefahr ausgesetzt, in Marschkolonnen angegriffen und auf den Flanken von Kosakenhorden bedroht zu werden. Am meisten aber beunruhigt Napoleon die Sorge, daß er seine Verbindungslinien in das Unermeßliche auseinander ziehen muß. Er ist jetzt schon 120 Meilen vom Njemen entfernt, wo sich sein vorderstes Waffen- und Proviantlager befindet, und 260 Meilen von der Oder, wo erst seine nächsten Arsenale stehen. Und bis zum Rhein gar sind es 470 Meilen! ...

Schon jetzt braucht er zehn Tage, um die Truppenkadres aufzufüllen und sie neu zu verproviantieren. Über alles dies wird Napoleon düster, er tobt und streitet mit allen, über jede Kleinigkeit. Er macht sich nichts vor und sieht klar, so als ob er selbst „den Plan Phull“ entworfen hätte. Vielleicht erinnert er sich auch der Warnung in einem Memorandum, das er jüngst las, das er in seinem Gepäck mitgenommen hatte und das in seiner bündigen Fassung von Montesquieu hätte verfaßt sein können: „Rußland kann sich infolge seiner Lage, seiner Ausdehnung und des geringen Anbaus seiner weiten Landstrecken vor jedem Angriff gesichert fühlen. Seine Feinde würden nicht viel glücklicher sein, als es die Römer auf ihren Zügen gegen die Skythen und die Parther waren...“

Eine Episode zeigt uns, was Napoleon tief in seinem

Innern denkt. Er erfährt, daß der Graf Orlow-Dawydow, ein junger Gardeoffizier, als Parlamentär in das französische Lager gekommen ist, um sich nach seinem schwerverwundeten General zu erkundigen. Napoleon läßt ihn zu sich führen, behandelt ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und beauftragt ihn am Schluß des Gespräches, er möge Alexander die Versicherung überbringen, daß er ihm noch immer freundschaftlich zugetan sei:

„Der Krieg ist nur ein politischer... Ihr Kaiser hat sich in die Hände der Engländer begeben. Sie haben ihn davon zu überzeugen verstanden, daß ich ihm alle seine polnischen Provinzen rauben wollte... Er tut unrecht daran, sich nicht vertrauensvoll an mich zu wenden, ich will ihm doch nichts Böses zufügen... Hätte er nicht diese Furcht, so hätte er mir einen Unterhändler geschickt oder mir selbst geschrieben. Ich bin jeden Augenblick bereit, mich mit ihm zu verständigen...

Aber der Würfel ist gefallen. Aus St. Petersburg kommt keine Antwort.

Seitdem Alexander am 27. Juni Wilna verließ, hat er böse Tage hinter sich, in denen ihm die Behauptung seiner Stellung und seiner Maßnahmen sauer genug wurde.

Zunächst herrscht im kaiserlichen Hauptquartier ein wüstes Durcheinander von Meinungsverschiedenheiten, Streit, Intrigen und Eifersüchteleien. Tatsächlich nimmt der Zar sein Amt als Generalissimus nicht wahr. Infolgedessen hadern die drei Heerführer Barclay de Tolly, Bagration und Tormassow unablässig miteinander; ein jeder zieht an seinem Strang. Immer wieder muß Alex-

ander eingreifen, schlichten und beraten. Da er aber selbst nicht viel von der schwierigen Kunst des Kriegführens versteht, vermehrt er nur die allgemeine Verwirrung und Uneinigkeit. Keiner gehorcht, weil keiner befiehlt.

Die Großfürstin Katharina ist bestürzt und wird besorgt darüber, daß der Bruder eine Aufgabe übernommen hat, die er nie und nimmer meistern kann. Sie beschwört ihn, den Oberbefehl niederzulegen. „Um Gottes willen“, ruft sie ihm zu, „übernimm du nicht selbst die Führung! ... Es muß ein Führer sein, zu dem die Truppen Vertrauen haben. In dieser Hinsicht bist du nicht der richtige Mann!“

Inzwischen rückt die Große Armee täglich weiter vor. Die Russen müssen das große Lager bei Drissa räumen, das sie für uneinnehmbar hielten. Die Heeresabteilungen unter Bagration ziehen sich von der Beresina auf die Flußgelände des Dnjepr zurück. Immer näher kommt der Feind an Witebsk heran, bald wird er vor den Mauern von Smolensk stehen. Das ist die Lage der Russen zweiundzwanzig Tage nach dem Kriegsbeginn.

Die Empörung im ganzen Reich ist gewaltig. Die russische Gesellschaft weiß von dem „Plan Phull“ nichts und schmäht über diesen ehrlosen Rückzug, in dem sie nichts als Unerfahrenheit oder sogar Verrat erblickt.

Der Zar wird von Weinkrämpfen und schweren Depressionen heimgesucht. Die Streitereien seiner Generale werden ihm unerträglich, jede neue Nachricht von der Front bereitet ihm Folterqualen. Das immer größer werdende Elend in den vom Feinde überschwemmten Distrikten steht ihm mit düsterer Anklage vor Augen. Der Stolz des Autokraten lehnt sich dagegen auf, daß er immer weiter zurückweichen muß. Er kann nicht mehr schlafen

und nicht mehr essen. Und trotz alledem denkt er keinen Augenblick daran, in seinem Kampfe gegen Napoleon nachzulassen oder seinen Feldzugsplan irgendwie zu ändern. In allen Nervenkrisen bleibt er festen Willens, durchzuhalten.

Auf den dringenden Rat des Generals Araktschejew und des Admirals Chischkow entschließt er sich am 14. Juli, den Kriegsschauplatz zu verlassen. Er begibt sich nach Moskau. Dort läßt er durch Anschläge und von den Kanzeln feierlich „den Krieg des Vaterlandes..., den nationalen und heiligen Krieg..., den Krieg bis zum letzten Mann“ verkündigen.

Bei seiner Ankunft im Kreml wird er von dem neuen Generalgouverneur Rostoptschin begrüßt, der seit zwei Monaten im Amt ist und die Zeit dazu benutzt hat, um die Wut und die Kampflost der Moskowiten gegen Frankreich bis zur Siedehitze zu schüren.

Schon während seines letzten Besuches in Moskau, im Dezember 1809, hatte Alexander einen Eindruck von den ungeahnten, geheimnisvollen und gewaltigen Energien der Volksseele empfangen, die ihm zu Gebote standen.

Heute wird ihm, was damals Ahnung war, zur Offenbarung. Er ist davon geblendet und verklärt. Der Enthusiasmus, den er unter den Kuppeln der *Üspensky-Kathedrale* und vor den Heiligtümern und Gräbern der Patriarchen erlebt, durchglüht und erneuert ihn. Noch niemals hat er einen solchen Aufschwung des Herzens und des Geistes erfahren, hat er die Gnade des Himmels so gegenwärtig in sich und über sich verspürt. Jetzt weiß er es, daß er ein Werkzeug der Vorsehung zum Heile seines Volkes ist.

Bis zu dieser Zeit hatten religiöse Empfindungen ihm

wenig bedeutet. Von dieser Stunde an erfüllen sie all sein Tun. Hier im Kreml, im Juli 1812, ist in Alexander jener transzendente Mystizismus erwacht, der ihm zwei Jahre später den Gedanken der Heiligen Allianz eingab.

Er verläßt Moskau am 31. Juli und begibt sich nach Twer zu Katharina Pawlowna, die ihm vollends zu seinem inneren Gleichgewicht zurückhilft.

An den Ufern der Newa hingegen, wo der Patriotismus so flau wie die Kritik bitter und beißend ist, sieht er nur feindselige und zornige Blicke auf sich gerichtet. Tag und Nacht wird dort heftig über die beiden Armeekommandanten Bagration und Barclay de Tolly hergezogen, deren lächerliche Eifersucht schon im voraus die schönsten Erfolge der Truppen zunichte mache. Nur ein einziger könne die Ehre der russischen Armee retten: der alte Kutusow, der Schüler Suwarows.

In der schon weit zurückliegenden Zeit seiner Jugend hatte Fürst Michael Hilarionowitsch Kutusow die Polen und Türken glänzend geschlagen. Man zählte ihn unter die Nationalhelden von Otschakow, Ismail und Rimnik! 1805 war er törichterweise Österreich zu Hilfe geschickt worden, hatte sich dann aber gewandt von Bayern aus nach Mähren zurückgezogen. Während die französischen Geschütze von Olmütz herüberdonnerten, hatte er in den letzten Novembertagen jenes Jahres den Zaren nicht von seinem einfältigen Vorsatz abbringen können, „Napoleon mit einem einzigen Schlage zu zerschmettern.“ So hatte er nur als untätiger und prophetischer Zuschauer dem Unglück von Austerlitz zuschauen können. In der Unglückszeit von Eylau und Friedland, im Jahre 1807, war ihm keine Rolle zugewiesen worden, im Frühjahr 1812 jedoch war er wieder herangezogen worden, hatte in der

Donauebene mehrere Male gesiegt und die Türken zum Vertrage von Bukarest gezwungen.

Er ist 67 Jahre alt. Trotz der vielen Strapazen und Verwundungen, die er von den zahlreichen Feldzügen heimgebracht hat, ist er körperlich noch sehr frisch, wenig und klar in seiner geistigen Auffassungskraft. Nur sein ausschweifender Lebenswandel lähmt mitunter seine Tatkraft und macht ihn schlaff. Der General Graf Langeron, der als Emigrant im russischen Heere diente und der ihn genau kannte, hat folgendes sehr anschauliches Bild von ihm entworfen: „Man konnte kaum gestreicher sein als Fürst Kutusow, aber auch kaum charakterloser, kaum geschickter und verschlagener zugleich, konnte kaum bessere Talente und noch mehr Sittenlosigkeit bezeigen. Er besaß ein außerordentliches Gedächtnis, war sehr gebildet, war ein liebenswürdiger und interessanter Plauderer. Seine Gutmütigkeit und Herablassung zu den Soldaten war ein wenig gewollt. Dies waren die angenehmen Züge im Wesen Kutusows. Die Kehrseite war weniger erfreulich. Er war gewalttätig und grob wie ein Bauer, wenn er sich gehen ließ oder wenn er von den Menschen nichts zu fürchten hatte, war sehr gemein gegen diejenigen, die von seiner Gunst abhängig waren. Dabei war er grenzenlos faul und gleichgültig in jeder Beziehung, widerlich egoistisch, ausschweifend in jedem Genuß und rücksichtslos, wenn es sich darum handelte, sich Geld zu verschaffen...“

Alexander konnte ihm die beschämende Lehre von Austerlitz, die er damals von ihm hinnehmen mußte, nicht verzeihen und hatte ihn seitdem nicht mehr herausgestellt. Doch er mußte seine Geschicklichkeit, seinen Scharfblick, seine Zähigkeit, seine seltene Kriegserfahrung und

seinen starken Einfluß auf die Moral der Soldaten anerkennen. Da ihn der ganze Hof und die gesamte Armee laut als den einzigen Retter priesen, ernannte er ihn zum Oberbefehlshaber des Heeres.

Zu gleicher Zeit benachrichtigt er die Höfe von Berlin, Wien, Stockholm und London von seinem unerschütterlichen Vorsatz, „sich eher unter den Ruinen seines Reiches begraben zu lassen, als mit dem Attila der Neuzeit Verhandlungen anzuknüpfen...“

In den Augen Europas ist Alexander von nun an der Bannerträger und der Vorkämpfer des europäischen Kreuzzuges gegen die Tyrannei Bonapartes. Und er hat das Glück, den Menschen zu finden, der ihm am beredtesten den Glanz und die Schönheit seiner kriegerischen Sendung vor Augen zu zaubern vermag.

Es ist Madame de Staël. In gehässiger Weise hatte Napoleon sie verfolgt, hatte sie von einer Verbannung in die andere gehetzt. Vor wenigen Tagen ist sie von Österreich her nach Rußland gekommen, um nach Stockholm weiterzufahren, wo sie dank gewisser Erinnerungen aus der Revolutionszeit auf einen besonders herzlichen Empfang durch Bernadotte rechnen konnte. „Der Schmerz verfolgte mich, ich befand mich in beständiger Flucht vor ihm...“

Der Zar ladet sie ein und berauscht sie mit seinem ganzen Zauber. „Der Kaiser Alexander gewährte mir die Ehre, sich mit mir zu unterhalten... Er verschwieg nicht sein Bedauern darüber, daß er sich in seinem Verkehr mit Napoleon zu übertriebener Bewunderung hinreißen ließ...“ Nach dieser offenen Verwerfung von Tilsit und Erfurt enthüllt er der geistreichen Tochter Neckers seine Zukunftspläne. Mit wenigen Worten gelingt es ihm, sie

alle Schmähungen und Erniedrigungen vergessen zu lassen, mit denen Bonaparte sie verfolgt hat. Sie weiß nicht, was sie bei diesem Monarchen am meisten bewundern soll, der seine unumschränkte Macht in ein so gewinnendes Lächeln kleidet. Ist das Haltung, Genie, Adel, Selbstbewußtsein, Freimütigkeit oder gar Naivität? Er scheut sich nicht, mit ihr über die verwickeltsten Fragen der Politik zu sprechen, und zwar in aller Ungezwungenheit, so „wie die englischen Staatsmänner.“ Warum konnte der korsische Cäsar nicht ein einziges Mal so mit ihr reden? Wie hätte sie ihm Weihrauch gestreut! Statt dessen hatte er sie unwürdig behandelt, hatte sie als „eine intrigante Elster“ beschimpft, hatte ihr geboten, gefälligst zu schweigen. In ihrem gemeinsamen Haß gegen Napoleon finden sie sich nun, der russische Autokrat und die Corinna. Sie entflammen und begeistern sich gegenseitig, spenden einander Lob und verherrlichen sich.

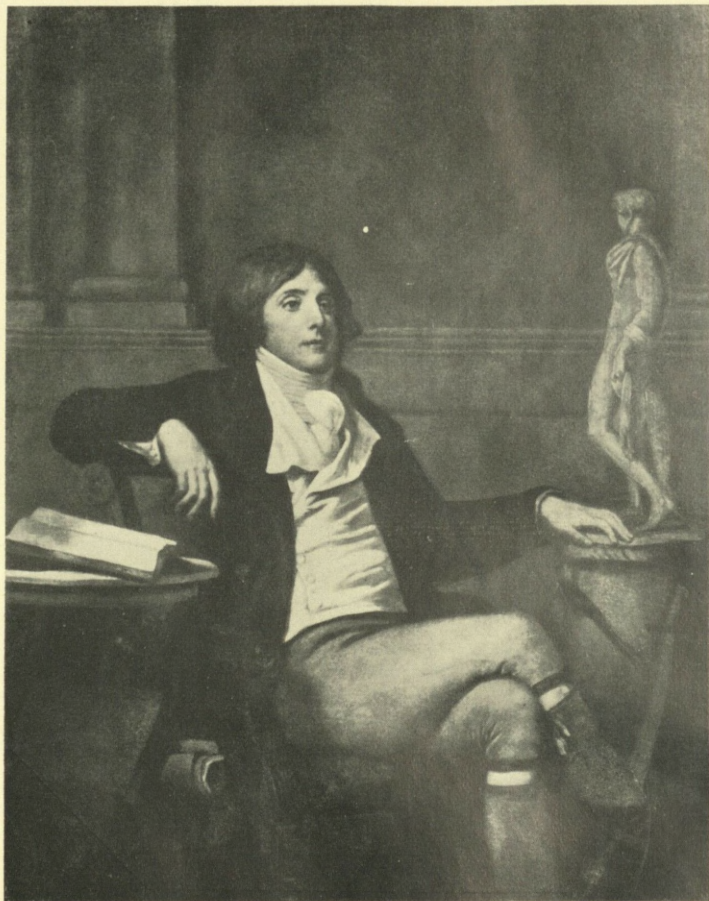
Idealistisch und ruhmsüchtig, romantisch und theatralisch wie sie war, konnte keine römische Priesterin, keine Sibylle den mystischen Träumereien Alexanders, die ihn bei seinem letzten Besuch im Kreml überkamen, besser gerecht werden als Frau von Staël. Mit höchster Befriedigung hörte er ihr zu und genoß so einen Vorgesmack jener Huldigungen, mit denen Paris ihn 1814 berauschte.

Wie entschlossen er zur Zeit des Empfanges der Frau von Staël, von ihr nur noch ermutigt, zu seinen Plänen stand, bezeugt uns ein Brief der Kaiserin Elisabeth an ihre Mutter. Dieses Zeugnis ist um so bedeutungsvoller, als in jenen Tagen die Franzosen sich der Moskwa näherten und eine Entscheidungsschlacht bevorzustehen schienen:



Rostoptschin

Kupferstich von F. Meyer nach einem Gemälde von Gebauer



Talleyrand

Nach einem Gemälde von J. B. Greuze

„Liebe gute Mama,

Sicherlich sind Sie in Deutschland sehr schlecht darüber unterrichtet, was sich bei uns zuträgt. Vielleicht haben Sie gar schon geglaubt, wir seien bis ins äußerste Sibirien geflohen. Aber wir haben St. Petersburg noch nicht verlassen. Wir sind auf alles gefaßt und denken nicht an Verhandlungen. Je weiter Napoleon vorrückt, um so weniger darf er sich einbilden, mit uns Frieden schließen zu können. Darüber sind wir uns alle einig, der Kaiser wie die ganze Nation in allen ihren Schichten... Und damit hat Napoleon nicht gerechnet. Er hat sich hierin wie in vielen anderen Dingen getäuscht. Jeder weitere Schritt, den er in dieses ungeheure Rußland vorwagt, bringt ihn näher an den Abgrund heran. Wir werden sehen, wie er den Winter hier überstehen wird!“

Am 7. September versucht Kutusow, der französischen Armee den Weg nach Moskau zu versperren. Es kommt zu einer Schlacht in der Umgebung von Borodino, auf dem linken Ufer der Kolotscha, einem kleinen Nebenfluß der Moskwa.

„Niemals kostete eine Schlacht so viele Generale und Offiziere“, schreibt Caulaincourt... „Niemals ist ein Terrain so heiß umstritten und so hartnäckig verteidigt worden... Die Russen räumten in größter Ordnung die ausgebauten Verteidigungsstellen, die sie uns überlassen mußten. Sie wahrten den Anschluß ihrer Truppenverbände. Die russischen Massen wankten nicht und ließen sich tapfer kämpfend abschlachten, von der Artillerie niedergeschossen, von der Kavallerie niedergesäbelt, von der Infanterie mit den Bajonetten aufgespießt... Dem Kaiser war es unerklärlich, daß die so verwegen genommenen Schanzwerke nur eine so geringe Anzahl von Gefangenen

einbrachten. Mehrere Male sagte er: *Diese Russen lassen sich abschlagen wie Klötze. Man faßt das einfach nicht. Das bringt uns nicht vorwärts. Das sind ja Zitadellen, die man mit Kanonen zertrümmern muß.*

Alles in allem blieb die Schlacht unentschieden. Napoleon konnte sie für sich als einen Erfolg buchen, da die russische Armee ihm das Gelände überließ und sich in völliger Ordnung nach Moshaisk zurückzog. Um in den Augen der Welt das bescheidene Ergebnis dieses blutigen Tages als großartig darzustellen, veranlaßte der berechnende Sieger, daß diese Schlacht in seinen Annalen unter dem Namen „Schlacht an der Moskwa“ eingetragen wurde, obwohl sie in Wirklichkeit nur an einem kleinen Nebenfluß der Moskwa und 25 Meilen von Moskau entfernt geschlagen worden war.

Sieben Tage später, am 14. September, erklimmt die in Schützenketten ausgezogene französische Avantgarde bei strahlender Sonne die vor Moskau liegenden Sperlingsberge, von denen aus sich den Augen das zauberhafte Panorama der heiligen Stadt enthüllt, mit ihren Tausenden von Kirchen, Palästen und Klöstern, mit ihren in die Wolken ragenden Domen, ihren Turmspitzen aus Kupfer und ihren goldenen Kuppeln. Von Staunen gebannt, halten die Truppen vor der Pracht dieses Anblicks inne und brechen in den Jubelruf aus: „Moskau, Moskau!...“ Napoleon reitet im Galopp herbei. Von Freude überwältigt ruft er: „Das also ist sie, die berühmte Stadt!“... Aber sogleich fügt er hinzu: „Es war auch höchste Zeit!...“ Chateaubriand hat diese Szene in einem romantisch anmutenden Bilde festgehalten: „Wie eine europäische Fürstin lag Moskau, an der äußersten Grenze seines Reiches, vor ihm im Schmucke aller Reichtümer Asiens und

schien als Braut Napoleon, den Bräutigam, beglücken zu wollen.“

Die Freude des Bräutigams ist nur von kurzer Dauer. Die Stadt ist geräumt. Nicht ein einziger Bojar, kein Bürger, kein Kaufmann, kein Beamter, keine Behörde, keine Polizei, niemand ist aufzufinden, — nur einige Tausende armer herumlungender Menschen, für die dies eine herrliche Gelegenheit zum Plündern ist.

Am übernächsten Tage zerstört ein furchtbarer Brand die Stadt. Rostoptschin hat ihn anlegen lassen. Von den Stufen der Roten Treppe des Kreml überblickt Napoleon die ganze Ungeheuerlichkeit der Katastrophe und läßt die Worte vernehmen: „Das alles kündigt uns großes Unglück an!“

Man wünschte es sich um seines Andenkens willen, daß er vor diesem erhabenen Sühneopfer einer Nation im geheimen Bewunderung empfunden hätte. Als 1672 die Holländer in ihrer Abwehr gegen die Franzosen Amsterdam um jeden Preis retten wollten und den Mut fanden, die großen Schleusen von Muyden zu öffnen, um das ganze Land bis weit nach Utrecht hin, also ihre reichsten Provinzen, unter Wasser zu setzen, und als damals Ludwig XIV. in ähnlicher Weise auf seinem Siegesmarsch aufgehalten wurde, ließ er den Holländern in vornehmer Weise Gerechtigkeit und Ehre widerfahren: Was für ein schrecklicher Entschluß! Aber was tut nicht ein Volk, um sich einer fremden Unterjochung zu erwehren!“

„Moskau ist genommen! ... Moskau brennt! ... Moskau ist in Asche gelegt!“ ... Als die Russen diese furchtbare Nachricht erfahren, glauben sie alle nur das eine: „Das Heilige Rußland steht vor dem Untergang! ... Dies ist sein Ende! ...“ Und ganz Europa denkt dasselbe.

In St. Petersburg herrscht allgemeine Verwirrung. Je-

der weiß jetzt, daß Napoleon nicht zögern wird, alsbald auf die Hauptstadt des Reiches loszumarschieren. Schon fahren Kolonnen mit Schätzen beladen nach Petrosadowsk, nach Wologda und Wiatka. Einmütig verlangt die öffentliche Meinung: „Frieden! ... Frieden!...“ In den Hofkreisen fordert eine Gruppe, die nicht mehr an den Sieg glaubt, gleichfalls unverzügliche Verhandlungen des Zaren mit Napoleon. Am ungebärdigsten benimmt sich der Bruder des Kaisers, der Großfürst Konstantin. Er tobt wie von Sinnen und verlangt die sofortige Kapitulation. Der einzige inmitten der allgemeinen Mutlosigkeit, der mit derselben unbeirrbar Klarheit wie Napoleon selbst auf der Treppe des Kreml die ganze Kette der Ereignisse übersieht, die sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit nun abrollen werden, ist der weitblickende Joseph de Maistre: „Die Flammen Moskaus haben auch Napoleons Glück verzehrt. Richelieu, von Machiavell beraten, hätte nichts Entscheidenderes ersinnen können als diese furchtbare Maßnahme...“

Und Alexander? Was denkt und tut nun er? Er hat sich in das kleine Palais von Kamenny-Ostrow an einem Nebenarm der Nawa zurückziehen müssen. Er ist krank, liegt mit Fieber und mit einer Rose am Fuß. Er kann einzig Araktschejew, Balachow und den Fürsten Galitzin zur Erledigung der dringendsten Geschäfte empfangen.

Seine Schwester Katharina hat ihre Residenz weiter in das Innere des Landes, nach Jaroslawl an der Wolga, verlegt und schreibt ihm: „Moskau ist in den Händen der Feinde. Denke immer daran, wozu Du Dich entschlossen hast. *Nichts von Frieden!* Und wenn Du bis nach Kasan weichen müßtest: *Nichts von Frieden!*“

Der Rat ist überflüssig. So schwer die Krankheit ihn

auch mitnimmt und niederdrückt, Alexanders Wille zum Durchhalten bleibt unbeugsam, wie ein Brief der Zarin Elisabeth an ihre Mutter bezeugt. Wenn man jetzt an den Frieden dächte, so würde dies das Todesurteil über Rußland bedeuten. „Der Kaiser kommt nicht einmal auf die Idee, dies auch nur im entferntesten zu erwägen...“ Zudem „könnte er es auch nicht“. Sollte Napoleon geglaubt haben, die Einnahme von Moskau würde die Nation zu Boden drücken, so hat er sich sehr getäuscht. Er hat das Gegenteil erreicht, hat die Vaterlandsliebe und die Wut der Russen gegen den Eindringling nur noch mehr entfacht. Der Krieg geht weiter. Die Truppen Kutusows haben „an den Seiten des Weges, den der Feind gekommen ist, ihre Stellungen bezogen“. Sie werden zum Angriff übergehen, sobald die Stunde da ist. „Ich kann Ihnen nur die eine Antwort geben, daß der Entschluß des Kaisers unerschütterlich ist. Und sollte auch Petersburg das Los Moskaus teilen, der Kaiser wird den Gedanken an einen schimpflichen Frieden weit von sich weisen.“

Zu dieser Zeit bildet sich in seiner nächsten Umgebung eine Verschwörung gegen den Zaren.

Der Fall ist bis heute nicht recht aufgeklärt worden. Aber es sind auch bei diesem Anschlag die gleichen Vorgänge festzustellen, die in der Geschichte der Romanow alle Palastrevolutionen, bis hin zur Regierung Nikolaus II., eingeleitet haben.

In dem Brief, den die Großfürstin Katharina wenige Tage vorher an ihren Bruder mit der dringenden Bitte richtete, seine Hand nicht zum Frieden herzugeben, mußte er selbst bis Kasan zurückweichen, fügte sie jene unerklärlichen Worte hinzu: „Und Du hast immer noch Hoffnung, Deine Ehre wiederherzustellen.“

Wieso? Hatte Alexander seine Ehre denn verloren?

Die Preisgabe und der Brand von Moskau hatten einen Sturm von Verwünschungen gegen den unglücklichen Zaren ausgelöst. Immer wieder hieß es, er, er ganz allein sei verantwortlich für die Katastrophe. Dieselben Leute, die ihn zwei Monate vorher noch inständig gebeten hatten, sich nicht in die Befehlsgewalt über die Truppen einzumischen, beschuldigten ihn jetzt, daß er die Armee im Stich gelassen habe. Warum hatte er nicht persönlich bei Borodino gekämpft? Warum hatte er Kutusow nicht gezwungen, vor den Mauern Moskaus eine Entscheidungsschlacht zu liefern? ... Diese Redereien wären nicht sonderlich von Bedeutung gewesen, wenn sie nicht die Einleitung zu einer dunklen Machenschaft gewesen wären, in der, mehr oder weniger bewußt, die Großfürstin Katharina die erste Rolle gespielt zu haben scheint.

Am 18. September schrieb sie an ihren Bruder:

„Ich kann nicht länger mit den folgenden Mitteilungen zurückhalten, wenn ich auch weiß, daß ich Dir damit großen Kummer bereite. Die Einnahme von Moskau hat die Russen an allem verzweifeln lassen, alle klagen laut und sind im höchsten Maße unzufrieden. Und diese Unzufriedenheit geht nicht an Deiner Person vorüber. Wenn solche Stimmen schon bis zu mir gelangen, so kannst Du Dir ein Bild davon machen, wie es in Wahrheit hergeht. Man scheut sich nicht, Dich öffentlich für das Unglück des Reiches verantwortlich zu machen. Du hättest das Land in ein allgemeines Elend gestürzt und viel einzelnes Leid verursacht. Du hättest die Ehre Rußlands und somit auch die Deine verloren. Das ganze Volk ist sich darin einig, Dich zu verdammen ... Einer der Hauptanklagepunkte, die man gegen Dich vorbringt, ist der, Du

hättest Moskau im Stich gelassen, als es Dich mit größter Ungeduld erwartete. Es sähe so aus, als hättest Du Verrat an der Stadt geübt. Du brauchst deshalb nicht gleich eine Revolution zu befürchten, nein. Aber ich muß es Dir überlassen, die Lage eines Landes zu beurteilen, das kein Vertrauen mehr zu seinem Oberhaupt hat...“

Und um ihren verwegenen Vorhaltungen noch mehr Nachdruck zu verleihen, läßt sie den Brief durch ihren Gemahl versiegeln, der sich unterfängt, noch hinzuzufügen:

„Verlieren Sie nicht die Achtung eines Volkes, das bis heute gewohnt war, seinen Herrscher anzubeten... Denken Sie an Ihr Ansehen.“

Diese unwahrscheinlich plumpen Ermahnungen beantwortet Alexander ruhig und würdig wie folgt: „Es ist der gewöhnliche Lauf der Welt, auf den, der im Unglück ist, mit Steinen zu werfen und an ihm herumzuzerren. Darüber habe ich mir niemals Illusionen gemacht...“ Die Verdächtigungen gegen seine Ehre und seinen persönlichen Mut weist er verächtlich zurück. „Man braucht nur meine Grenadiere zu fragen. Sie werden bezeugen, daß ich im Feuer ebenso ruhig bin wie jeder andere...“ Wenn er das Heer in Wilna verlassen hätte, so doch gerade auf die inständigen Bitten Katharinas hin, die ihm die Fähigkeit zum Befehlen abgesprochen hätte. Ebenso hätten ihn Rostoptschin und Kutusow nach der Übergabe von Smolensk dringend gebeten, nicht eher nach Moskau zu kommen, als bis wieder etwas mehr Ruhe eingetreten sei und die folgenden Kampfhandlungen besser übersehen werden könnten... Er fügt noch dieses und jenes zu seiner Verteidigung hinzu, dann geht er verschleiert zur Anklage über. Er setzt Katharina auseinander, daß Napoleon

einen „teuflischen Plan“ gegen ihn in Szene gesetzt habe, um ihn vor seinem Volke aller Achtung zu berauben und in seine eigene Familie Uneinigkeit zu streuen, kurz, um seine Entthronung zu bewirken.“ Ich weiß sehr wohl, daß man durch Dich den Anstoß geben wollte. Es sollte alles aufgeboten werden, um mich vor Deinen Augen in den schwärzesten Farben hinzustellen... Auch der Zeitpunkt war vorgesehen. Das Rennen gegen mich sollte einsetzen, sobald eine der beiden Hauptstädte in die Hände des Feindes fiel... Ich habe mich davon überzeugen können, daß alle mir in dieser Hinsicht erteilten Nachrichten zutreffen... In solchen unglücklichen Zeiten, wie wir sie jetzt erleben, besitzt ein solcher Anschlag die denkbar besten Aussichten auf Erfolg...“ Nach allen diesen Anspielungen, die im Zusammenhang ihren deutlichen Sinn haben, schließt er seinen Brief mit den herzlichsten Wendungen und ermahnt seine Schwester zur Standhaftigkeit und zum Ausharren.

Sogleich entlastet sie sich mit der Erklärung, daß sie ihm mit ihren kritischen Bemerkungen nur hätte helfen wollen, und daß sie nur aus ihrer grenzenlosen Liebe zu ihm erfolgt wären.

Und dann wird sie plötzlich zur untertänigen Bittstellerin vor dem Autokraten. Der Fürst Bagration, der Kommandant der zweiten Armee, der in der Schlacht von Borodino schwer verwundet wurde, ist am 24. September in Sima, in der Provinz Wladimir, gestorben. Katharina hatte ihm sehr nahegestanden. Am 25. September schreibt sie ihrem allmächtigen Bruder: „Du erinnerst Dich meiner Beziehungen zu ihm. Ich sagte Dir bereits, daß der Fürst Papiere von mir besäße, die, wenn sie in fremde Hände fielen, mich unangenehm bloßstellen könnten. Er hat mir

hundertmal versichert, daß er sie vernichtet hätte. Aber ich kenne ihn nur zu gut und zweifle daran, ob dem so ist. Ich wäre Dir sehr verpflichtet, wenn Du Dir alle seine Papiere geben ließeest und mir erlaubtest, sie einzusehen, um die Briefe herauszunehmen, die von mir sind.“

Ihre Bitte wird sogleich erfüllt. Der Brief, der ihr die Übersendung der für sie so wertvollen Papiere anzeigt, endet mit den Worten: „Also überzeuge Dich, meine Liebe, daß niemand Dir nähersteht als ich.“

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß tatsächlich in jenen Tagen der Plan bestand, Alexander zu stürzen und ihn durch seine Schwester zu ersetzen. Dieser „teuflische Plan“ ging sicherlich auf Rostoptschin zurück. Alles, was man von Katharina weiß, läßt darauf schließen, daß sie als Kaiserin vorgesehen war, falls dem gegenwärtigen Herrscher ein Unglück zustoßen sollte. Die Gräfin Lieven, die den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte und selbst sehr ehrgeizig war, sagt von Katharina, die sie genau kannte, daß sie „von einem unbändigen Verlangen nach Macht“ und von einem nicht weniger starken Geltungsbedürfnis erfüllt gewesen sei. Sie schreibt: „Niemals habe ich eine Frau gesehen, die in einem solchem Grade von dem Wunsche beherrscht war, sich zu regen, tätig zu sein, im Vordergrunde zu stehen und die anderen beiseite zu schieben. Ihr Blick, ihr Wesen reißt die Menschen mit, sie tritt sehr sicher auf, ist stolz, aber voller Anmut... Sie besitzt einen seltenen Sinn für das Schickliche. Sie faßt sich sehr kurz, findet dabei aber stets die richtigen und entgegenkommenden Worte und wahrt doch den Ton und die Haltung der Befehlenden...“ Um das Jahr 1762 zollte man jener anderen Katharina, die so dann „die Große“ werden sollte, kein höheres Lob.

Inzwischen fragt Napoleon sich voller Unruhe, ob er gezwungen sein wird, in Moskau Winterquartier zu beziehen. Wie soll er seine Truppen verproviantieren, wie seine Verbindungslinien aufrechterhalten? Die russischen Heere, die sich täglich verstärken, werden versuchen, ihm den Rückzug abzuschneiden. Und schließlich: werden seine österreichischen und preußischen Verbündeten, die seine Flanken decken, nicht eines Tages doch seine schwierige Lage ausnutzen und ihn verraten?

So sehr er in den vorhergehenden Wochen alles daran setzte, eine Schlacht herbeizuführen, so sehr bemüht er sich jetzt um Verhandlungen. Am 20. September schreibt er dem Zaren unter der vorgeschützten Absicht, die Schuld am Brande Moskaus von sich abzuwälzen: „Die herrliche und prachthvolle Stadt ist nicht mehr. Rostoptschin hat sie in Asche gelegt. 400 Mordbrenner sind auf frischer Tat ertappt worden. Alle haben erklärt, sie hätten das Feuer auf Befehl dieses fürchterlichen Gouverneurs angelegt. Das scheint seit Smolensk Mode geworden zu sein... Hätte es nicht im Interesse der Menschlichkeit wie in jenem Ew. Majestät und der berühmten Stadt gelegen, sie mir zum Schutze anzuvertrauen? Die Verwaltungsbeamten, die Behörden und die Bürgergarde hätte man doch ruhig dallowen können. So hat man es ja auch in Wien, Berlin, Madrid gehalten ...“ Und in einigen abschließenden Wendungen, aus denen ein letzter Widerhall der alten Freundschaft herausklingt, reicht er ihm hochherzig die Hand: „Ich führe diesen Krieg gegen Ew. Majestät ohne jeden Groll. Eine Zeile von Ihnen, vor oder nach der letzten Schlacht, hätte genügt, meinen Vormarsch zum Stillstand zu bringen. Und ich hätte Ew. Majestät den Vorzug gegönnt, in Moskau einzuziehen.“

Keine Antwort!

Am 4. Oktober wiederholt Napoleon seine Geste. Er schickt den General Lauriston zum Feldmarschall Kutusow¹, um dem Zaren einen neuen Verständigungsversuch zu übermitteln.

Keine Antwort!

„Was ist das für ein Starrkopf, dieser Alexander!“ ruft Napoleon aus, als Lauriston zurückkehrt... „Er wird es noch bereuen! Niemals wieder werde ich ihm so günstige Friedensbedingungen einräumen, wie er sie heute erhalten hätte... Jetzt soll er sehen, wohin er kommt! Bei einem Manne meiner Art!“

Tatsächlich kam er weit genug, er kam bis nach Paris. Alexander weiß sehr genau, was er von diesen Versöhnungsversuchen Napoleons zu halten hat. Es sind für ihn nur Eingeständnisse der Ohnmacht — „Fanfaronaden“. Auf des Zaren Anordnung läßt Kutusow seinen Truppen sagen, daß die Einnahme von Moskau noch lange nicht den Sieg über Rußland bedeute. Und daß der Kampf ohne Unterbrechung und unbarmherzig weitergehe, solange noch ein französischer Soldat auf russischem Boden stehe. Damals spricht der Zar das geschichtlich gewordene Wort aus: „Napoleon oder ich! ... Ich oder er! ... Wir können nicht ferner nebeneinander regieren. Ich habe ihn zur Genüge kennengelernt. Mich täuscht er nicht mehr! ...“

Am 18. Oktober verläßt die Große Armee Moskau.

Es beginnt der unvergeßliche Rückzug des französischen Heeres. Er endet am 28. November mit dem völligen Zusammenbruch bei dem Übergang über die Beresina.

Am 5. Dezember kommt Napoleon nach Smorgon. So-

¹ Er war nach der Schlacht von Borodino zum Marschall ernannt worden.

eben hat er den Umsturzversuch des Generals Malet erfahren. Er entschließt sich, in größter Eile nach Paris zurückzukehren: „In der augenblicklichen Lage kann ich Europa nur von den Tuilerien aus meinen Willen diktieren.“

Am 10. Dezember zieht Kutusow wieder in Wilna ein. Am 23. Dezember wird der Zar dort unter großem Triumph empfangen. Die erste Regierungshandlung, die er vornimmt, ist die, mit dem von dem General York befehligten preußischen Korps einen Vertrag zu schließen. Dieses Korps sollte die französische Nachhut decken, war aber zu den Russen übergegangen. So wird am 30. Dezember die Konvention von Tauroggen geschlossen. Sie ist der erste Stoß in das Herz der napoleonischen Bündnisverträge. Wie eine Sturmglocke hallt die Nachricht über ganz Deutschland... und Österreich dahin.

Die Stunde hat geschlagen, die Clausewitz vorausgesagt hatte, die Stunde, in der die übertriebenen, immer nur auf den Angriff zielenden Handlungen automatisch „eine Umkehrung der Kräfte“ bewirken mußten.

Am Abend vor der Schlacht an der Beresina, da der blutige Sieg sich bereits ankündigte, schrieb Alexander im Vorgefühl des Triumphes an seine Schwester: „Das alles danken wir Gott. Er hat den Dingen plötzlich ein anderes Gesicht gegeben und hat auf Napoleons Haupt all das Unheil gesenkt, das jener uns zgedacht hatte.“

Mit einer feinen Anspielung antwortete Katharina: „Ja, wir müssen der Vorsehung danken. Du aber bist es gewesen, der Fortuna dazu zwang, uns gnädig zu sein, indem Du nicht an Frieden dachtest. Diese Standhaftigkeit sichert Dir unvergänglichen Ruhm.“

Damit hatte die „köstliche Törin“ recht. Alexanders Verdienst in diesem Kriege von 1812 besteht darin, daß er das nationale Selbstbewußtsein verkörperte. Das russische Volk hat Rußland gerettet. Wie es das Vaterland schon im 15. und 16. Jahrhundert vor dem Untergange bewahrte, als die Tartaren- und Polenstürme über das Land bis zum Heiligen Moskau hinfegten. Es ist Alexanders höchster Ruhm, daß er damals mit der Seele seines Volkes völlig eins geworden war.

Als der Krieg begann, war in den Massen nur wenig von nationaler Begeisterung zu spüren. Moskau mußte genommen werden und abbrennen, damit der Mut des Widerstandes alle Kreise des Volkes erfaßte, damit die Freischaren der einzelnen Streifkorps mit der gleichen Erbitterung kämpften wie jene in Spanien, damit der Krieg von 1812 zu dem wurde, was er seitdem in der Geschichte geblieben ist: zu einem großartigen nationalen Heldenepos. Erst einmal mußte jeder Russe, Bojar, Bürger und Muschik das unerträgliche, das ungeheuerliche Bild vor Augen sehen: „Napoleon regiert im Kreml.“ Die Übergriffe der Großen Armee kamen hinzu. Die täglich schwieriger werdende Verpflegung zwang die französischen Soldaten zu plündern, wo sie nur konnten.

Mit höchster Kunst hat uns Tolstoi in seinem Roman *Krieg und Frieden* diese Volkserhebung geschildert: nicht der schläfrige Kutusow, nicht die gelehrten Überlegungen der prunkvollen Stäbe haben den Sieg davongetragen, es war einzig der Mut der einfachen Bauern: „Die Franzosen mochten sich darüber beschweren, daß die Russen die Regeln der Kriegführung verletzten, die höheren russischen Offiziere mochten darüber erröten, daß hier mit dem Knüttel und nicht nach alten erprobten Regeln der

Kriegs- und Fechterkunst gekämpft wurde: der Knüttel des Muschik erhob sich mit furchtbarer, mit majestätischer Gewalt. Unbekümmert um den guten Ton und alle Regeln, in dumpfer Einfalt, aber wuchtig und wirksam hob und senkte er sich immer wieder und schlug ohne Unterschied so lange auf die Feinde ein, bis die Armee der Eindringlinge zerschmettert am Boden lag.“

XII

Der Befreier Europas

Am 23. Dezember war Alexander wieder in Wilna eingezogen. Dunkle Wolken hatten am Himmel gestanden, als er es vor einem halben Jahre verlassen hatte. Er blieb hier drei Wochen und beriet mit seinen Generalen, was nun weiterhin zu tun sei.

Der Entschluß war schwierig. Der kluge Kutusow sprach sich kategorisch für die Einstellung des Krieges aus. Dies war auch die Meinung sowohl des Kanzlers Rumjantsow und sogar der wütendsten Franzosenfresser Araktschejew und Rostoptschin. Nach den beispiellosen Anstrengungen hätten die russischen Heere und das russische Volk jetzt allen Anspruch darauf, nur an sich selbst zu denken. Also Frieden! Unverzüglich! Einen ruhmreichen Frieden, der dem Zarenreiche das ganze Herzogtum Warschau und alle polnischen Provinzen einverleibte! Rußland wäre töricht, wenn es den Krieg im Interesse Europas fortsetzte. Dieser nationale Egoismus erfüllte damals so ziemlich alle Russen.

Ihr Herrscher jedoch war anderer Meinung. Das Glück hatte sich in wunderbarer Weise für ihn entschieden, er war berauscht von Siegesfreude. So lockte es ihn mächtig, wieder einmal seiner romantischen Träumerei von Ritterschaft und Heldentum nachzugeben. Er wollte die

napoleonische Macht bis auf den Grund vernichten, wollte die Schmach von Moskau an Paris rächen, wollte in die Annalen der Geschichte als der Befreier Europas eingehen. Was er 1805 geträumt hatte, nahm jetzt, vor dem Hintergrund von 1812, auf das verheißungsvollste Gestalt an.

Für alles dies findet Alexander einen beredten Fürsprecher in dem Freiherrn vom Stein, der aus Preußen verbannt und von Napoleon in despotischer Willkür „als gefährlich“ für vogelfrei erklärt worden war. Stein versteht es, die Pläne des Zaren als ebenso verlockend wie politisch begründet darzustellen.

Der Herr hat den Zaren nach Wilna begleitet, richtet dort eine Denkschrift nach der anderen an ihn und beschwört ihn, die Befreiung und Wiedergeburt Deutschlands zu seiner Sache zu machen: Die germanische Welt muß von der Fremdherrschaft Frankreichs befreit werden. Deutschland muß wieder zu sich selbst finden. Der Zar muß Deutschland dabei helfen, daß es endlich von der Tyrannis seiner vielen kleinen Erbfürsten loskommt, die es seit dem Dreißigjährigen Kriege nur unausgesetzt verschachert und ausgebeutet haben. Mitten im Herzen Europas soll ein Reich der Aufklärung und des Fortschrittes errichtet werden. Gibt es wohl eine herrlichere Aufgabe für einen Herrscher, der Sinn für Freiheit und Menschenglück hat? Ist unter den Fürsten Europas einer mehr dazu berufen als der Erbe Peters des Großen und der Großen Katharina?... Steins leidenschaftliche Reden in Wilna blenden und zünden Alexander nicht minder als jene Napoleons in Tilsit.

Der Krieg wird fortgesetzt. Die russische Armee geht über den Njemen und rückt in Ostpreußen ein.



General Kutusow

Kupferstich von F. W. Bollinger nach einem Gemälde von Rosentreter



Großfürstin Katharina Pawlowna

Nach einer Miniatur von Dubois

Eine Proklamation Kutusows eilt den Heeren voraus. Deutlich erkennt man in dieser Kundgebung, von welchen leitenden Gedanken die russische Politik jetzt geführt wird: „Die Vorsehung hat die Taten meines kaiserlichen Herren gesegnet. Freiheit und Frieden werden ihre Folgen sein... Se. Majestät bietet allen Völkern seine Hilfe an, die die Sache Napoleons verlassen und die sich entschließen, forthin nur noch ihre eigenen nationalen Interessen zu verfolgen. Vor allem an Preußen wird diese Aufforderung gerichtet. Se. Majestät der Kaiser wird stolz darauf sein, der langen Leidenszeit Preußens ein Ende zu bereiten und dazu beizutragen, die Monarchie Friedrichs des Großen in ihrem alten Glanze und ihrer alten Größe wiedererstehen zu lassen und damit dem Könige von Preußen den Beweis seiner Freundschaft zu geben, die er ihm von jeher bewahrt hat.“

Der Zar wurde jedoch bei diesen verwegenen Entschlüssen, von denen alle seine Ratgeber ihn nicht abbringen konnten, keineswegs nur von politischen Erwägungen geleitet.

Seit dem letzten Juli war er von dem Gefühl durchdrungen, daß die Gnade der moskowitischen Heiligtümer über ihn gekommen war und einen neuen Menschen aus ihm gemacht hatte. Dieses religiöse Erlebnis blieb seitdem in ihm wach, und zwei ihm sehr nahe Freunde nährten und bestärkten seinen Mystizismus.

Der eine war Fürst Alexander Galitzin, früher Gardeoffizier und später Kammerherr. Er führte in jeder Hinsicht einen wüsten Lebenswandel, als der Zar ihn im Jahre 1803 in einer Laune zum Generalprokurator des Heiligen Synod berief. Bis dahin hatte Galitzin noch nie

in der Heiligen Schrift gelesen oder auch nur in ihr geblättert. Der Zufall, durch den er nun mit Priestern und Mönchen in seiner amtlichen Eigenschaft zusammenkam, hatte zur Folge, daß ihm plötzlich die Augen aufgingen. Aus einem ungläubigen Voltairianer wurde ein erweckter Mystiker.

Der andere Freund des Zaren war der ehemalige Kavalleriehauptmann Rodion Koschelew, der auf seinen vielen Reisen durch Europa mit Swedenborg, Lavater und „dem unbekannten Philosophen“ Saint-Martin bekannt geworden war. Von ihnen war er in die verwirrenden Geheimnisse des Lebens und des Todes eingeweiht worden. Der Zar hatte ihn zunächst mit seinen geheimen Verbindungen am Wiener Hofe betraut, hatte ihn dann aber zu seinem Oberhofmeister ernannt, um ihn enger an seine Person zu ketten.

Zwischen dem Herrscher und seinen beiden Freunden bestand ein ständiger Briefwechsel. So wurde Alexander im Verlauf der Ereignisse immer tiefer in mystische Gedankengänge verstrickt.

Am 21. Januar 1813 hat die russische Armee ganz Ostpreußen durchquert und dringt in Polen ein. Alexander schreibt an Galitzin: „Mehr denn je vertraue ich mich dem Willen des Allmächtigen an und unterwerfe mich in blindem Gehorsam seinen unerforschlichen Ratschlüssen.“

Am 6. Februar befindet sich das russische Hauptquartier in Plock an der Weichsel, während die Vorhut der Russen bereits vor den Toren Warschaus steht. In diesen Tagen schreibt der Zar an Koschelew: „Mein Herz ist von Freude darüber erfüllt, daß ich von Ihnen verstanden worden bin. Mein Glaube ist aufrichtig und heiß. Jeden Tag wird er stärker, und ich koste Freuden aus, die mir

bisher völlig unbekannt waren... Schon seit mehreren Jahren habe ich diesen Weg gesucht. Die Lektüre der Heiligen Schrift, die ich nur obenhin kannte, hat mich mit einer Wonne erfüllt, die ich nur schwer in Worten wiedergeben kann... Beten Sie zum Höchsten Wesen, zu unserm Herrn und Heiland Jesus Christus und zum Heiligen Geist, der aus ihnen erstrahlt, daß sie mich leiten und stärken auf dem einzigen Wege, der zum Heile führt. Meine Ehre und mein Ruhm sollen dazu dienen, das Königreich Jesu Christi auszubreiten.“

Bald erreicht das russische Heer die Oder. Das Hauptquartier befindet sich in Kalisch, der letzten polnischen Stadt an der Grenze Schlesiens. Die Stunde ist von größter Bedeutung. Die große Koalition soll gebildet werden. Sie allein kann der Macht Bonapartes für immer den Todesstoß versetzen. Alexander führt persönlich die Verhandlungen. Er entfaltet eine so rege Tätigkeit, ist so geschickt, taktvoll, anfeuernd und umsichtig, daß alle mitgerissen werden. Einen Eindruck von alledem vermittelt uns sein folgender Brief an seine Schwester Katharina:

„Liebe gute Freundin, ich glaubte bald, der Kopf würde mir bersten von der Fülle der Aufgaben, die mir in diesen Tagen mit einem Male zugefallen sind: das Bündnis mit Preußen, die daraus folgenden militärischen Vereinbarungen, Empfang des Generals Scharnhorst sowie des englischen Gesandten, ferner dreier Kuriere aus Kopenhagen, Stockholm und London, Eintreffen des österreichischen Bevollmächtigten Lebzeltern und Wrangels, Adjutant des Königs von Preußen, die Besetzung Berlins durch unsere Truppen, und alles dies zur gleichen Zeit. Ich komme überhaupt nicht mehr vom Schreibtisch fort, andauernd

habe ich Besprechungen mit all diesen Herren. Endlich finde ich die Zeit, an Dich zu schreiben und Dir zu sagen, daß es eine halbe Stunde nach Mitternacht ist. Soeben hat einer der Herren mein Zimmer verlassen, nachdem er mich seit acht Uhr abends mit einer Besprechung festgehalten hat. Die Augen fallen mir zu, und doch muß ich noch an meine Mutter schreiben.“

Er wird belohnt für diese gewaltige Arbeit. Am 28. Februar 1813 wird der russisch-preußische Vertrag von Kalisch geschlossen. Er besiegelt das Bündnis zwischen den Romanow und Hohenzollern, das achtzig Jahre lang, bis zum französisch-russischen Bündnis, die europäische Politik beherrscht. Den Vertragsbestimmungen folgt noch ein Appell an die deutsche Nation: „Ihre Majestäten, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, möchten einzig den Fürsten und den Völkern Deutschlands dazu verhelfen, ihre Unabhängigkeit und ihre Freiheit wiederzuerlangen. Die Ehre und das Vaterland! Ein jeder Deutsche schließe sich uns an! Ein jeglicher, ob Fürst, Adliger, Bürger oder Bauer, setze sich mit Leib und Leben für den Freiheitskampf Rußlands und Preußens ein! ...“ Seit der französischen Revolution, seit dem September 1792, hatte sich eine Regierung nicht mehr in dieser Weise an die Volksmassen gewandt. Aber dieses Mal sind es zwei Herrscher, die da zur Unabhängigkeit und Freiheit aufrufen.

Und schließlich verkündet der Vertrag: „eine andere Zeit bricht an, in der Verträge keine gaukelhaften Phantome mehr sind. Jetzt können sie wieder mit jener gewissenhaften Treue und mit jenem heiligen Glauben an ihre Unverletzlichkeit innegehalten werden, auf denen die

Stärke und die Dauer der Nationen beruht...“ Das ist bereits die Sprache der Heiligen Allianz, der verschwommene und schallende Ton einer Offenbarung.

Österreich gesellt sich dem Kreuzzug noch nicht bei, und nicht nur deshalb, weil der Vater der Marie Luise seinem Schwiegersohn noch eine gewisse Rücksicht entgegenbringt. Das ist der geringste Grund. So hart das Schicksal dem Korsen auch mitgespielt hat, er hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Diesem furchtbaren Menschen ist alles zuzutrauen. Metternich will daher zunächst Zeit gewinnen, um sodann „auf Umwegen und durch Mittelglieder“ die ehrsame Monarchie der Habsburger mit allem Anstand aus ihrem gegenwärtigen Bündnis mit Frankreich gegen Rußland in ein Bündnis mit Rußland und Preußen gegen Frankreich hinüberzumanövrieren. Grundsätzlich fühlt sich Österreich der russisch-deutschen Koalition bereits zugehörig.

Am 16. März fährt Alexander von Kalisch nach Breslau, wohin Friedrich Wilhelm ihm entgegenkommt.

In diesen Tagen wird der Zar vollends das Haupt und der Anführer der entstehenden Koalition. Er sieht sich bereits in der Rolle des Heiligen Georg, des Schutzpatrons der Slawen, wie er ausholt und dem satanischen Ungeheuer mit dem Schwerte den Kopf abschlägt. Sein Mystizismus empfängt neue Impulse. Seine Briefe an Galitzin und Koschelew bestehen aus einem einzigen Hosianna: „Ehre sei dem Allmächtigen! ... Ehre dem Vater und dem Sohne! ...“

Und doch — ein vollkommen rundes Bild von seiner verwickelten und widerspruchsvollen Natur erhält man erst dann, wenn man beachtet, daß er trotz aller fieberhaften Arbeit, trotz aller Konferenzen und Paraden, trotz

des süßen Erfülltseins von frommen Betrachtungen, noch immer die Möglichkeit findet, sich bei einer hübschen Polin zu erholen.

Inzwischen, gegen Ende des April 1813, hat Napoleon Paris verlassen und in Weimar den Oberbefehl über die Große Armee übernommen. Die Truppen waren neu geordnet und ergänzt worden. Es waren insgesamt 300 000 Mann.

Die Russen und Preußen beabsichtigen, ihn in Sachsen anzugreifen. Kutusow steht nicht mehr an der Spitze der verbündeten Truppen. Der alte Marschall, erschöpft von vielerlei Anstrengungen, von denen er sich die gefährlichsten hätte ersparen können, war plötzlich in Bunzlau gestorben. Sein Nachfolger wird der General von Wittgenstein.

Am 15. April gehen die verbündeten Heere über die Oder, acht Tage später über die Elbe. Sie rücken in Richtung der Saale dem Feinde entgegen.

Am 24. April ziehen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in Dresden ein. Die Bevölkerung empfängt sie mit großem Jubel, besonders dem Romanow fliegen Hurrarufe und Blumen entgegen. Die Massen drängen sich bis an den Hals seines Pferdes, um den Helden von Angesicht zu sehen, den ganz Deutschland bereits als seinen Retter preist... Seit Moskau hatte Alexander eine solche Begeisterung nicht mehr erlebt. Der Tag erscheint ihm um so bedeutungsvoller, weil er gemäß dem altrussischen orthodoxen Kalender dem Tage vor der Auferstehung des Herrn entspricht. Sobald Alexander einen ruhigen Augenblick findet, schreibt er an seinen geliebten frommen Freund Galitzin: „Heute, Sonnabend,

sind wir nach der Messe in Dresden eingezogen und um Mitternacht haben wir an den Ufern der Elbe den Ostergesang angestimmt. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie bewegt ich war, indem ich noch einmal all das überdachte, was sich im Laufe des Jahres zugetragen hatte und wohin die göttliche Vorsehung uns geführt hat! ... So groß unsere Freude und so tief unsere Dankbarkeit gegen unsern Herrn und Heiland sind, so sehen wir doch voller Demut der neuen schweren Prüfung entgegen.“

Auf diese Prüfung sollen die Verbündeten nicht mehr lange warten. Das Genie Napoleons bringt sich aller Welt durch zwei plötzliche, Bewunderung heischende Schläge, in Erinnerung. Die Nachricht seiner beiden Siege bei Lützen und bei Bautzen, am 2. und 21. Mai, hallt weit hin durch die Lande.

Binnen dreier Wochen werden die Russen und Preußen von der Saale zurück über die Elbe, von der Elbe über die Oder gedrängt und laufen Gefahr, ganz Schlesien preisgeben und sich bis zur Weichsel zurückziehen zu müssen.

Friedrich Wilhelm wird kopflos und klagt: „Jetzt beginnen wieder die Tage von Jena und Auerstädt! ... Vielleicht muß ich sogar wieder nach Memel! ...“ Alexander hingegen läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Nicht einen Augenblick verrät er jene innere Unruhe, die er in den Tagen von Austerlitz und Friedland zeigte, in denen er „mit verstörten Augen“ umherlief. Seine innere Erleuchtung, sein Gottvertrauen halten ihn aufrecht. Er ist überzeugt, daß Gott ihn schon zu dem rechten Ziel führen wird und prüft mit seinen Generalen kaltblütig alle Maßnahmen, die die neue Lage erfordert. Was ihm am meisten zusetzt, ist, daß die Niederlage der Verbündeten

den Beitritt Österreichs zur europäischen Sache abermals hinauszögert. Er läßt dem Kaiser Franz sagen: „Nichts kann mich in meinem Widerstand erschüttern. Mehr denn je rechne ich auf die schleunige Mithilfe Österreichs.“

In Schweidnitz wird Kriegsrat gehalten. Man erkennt die Notwendigkeit, den Rückzug über Schlesien hinaus in der Richtung auf die Weichsel fortzusetzen.

Wider Erwarten geschieht etwas, was man am wenigsten vorausgesehen hatte: Napoleon bittet um einen Waffenstillstand.

Warum das? Bisher hatte der Sieger von Lützen und Bautzen stets den Grundsatz verfolgt, alle Vorteile seiner Siege bis zur völligen Vernichtung des Gegners wahrzunehmen. Und dies war es auch, was die Verbündeten am meisten befürchteten. Aber Napoleon erwartet Verstärkung, vor allem Kavallerie und Munitionszüge, um die russisch-preußische Armee zu vernichten, bevor Österreich sich gegen ihn erklärt hat. „Was mich veranlaßt, auf meinem Siegeszuge haltzumachen“, schreibt er an den Fürsten Eugen, den Vizekönig von Italien, „sind die Rüstungen Österreichs. Außerdem muß ich soviel Zeit gewinnen, bis Ihre Armee vor Laibach stehen kann. Österreich ist wieder einmal grenzenlos unverschämt!...“ Napoleon will also eine neue Entscheidungsschlacht herbeiführen, ein neues Austerlitz. Zum ersten Male jedoch wagt er es nicht, Fortuna herauszufordern. Er versucht, mit ihr zu handeln, mit ihr zu paktieren; so als ob er seit Moskau und der Beresina sich selbst nicht mehr vertraute, als ob er nicht mehr den Mut hätte, verwegen vorzustößen. Bald genug bereut er seinen Schritt. Er sieht ein, daß er

nicht an der Zeit und gefährlich war. Später, auf St. Helena, wirft er ihn sich oft genug als einen argen politischen und militärischen Fehler vor. In jenem damaligen Zögern erkennt er den Grund all seines Unglücks, „den Schicksalsknoten, in den alle Aussichten und Erfolge eines Feldzuges verknüpft sind“. Er versucht sich zu rechtfertigen, findet aber keine andere Entschuldigung als diese: „Berthier und Caulaincourt haben mich dazu gedrängt.“

Caulaincourt, der Herzog von Vienza, war damals mit den diplomatischen Angelegenheiten im kaiserlichen Hauptquartier betraut. Er also ist es, den Napoleon zu den russischen Vorposten mit der Botschaft schickt, daß er auf der Grundlage von Bedingungen, die für alle kriegführenden Parteien annehmbar und ehrenvoll wären, zu Friedensverhandlungen bereit sei. Caulaincourts eigentliche Aufgabe aber ist es, in den Verhandlungen Alexander zu umgarnen und ihn wieder auf die französische Seite zu ziehen: „Vor allem möchte ich ihm *eine goldene Brücke* bauen, um ihn aus den Fängen Metternichs zu reißen... Käme es zum Frieden, dann könnte Kaiser Alexander allein die Ehre für sich in Anspruch nehmen, ihn herbeigeführt zu haben. Sind wir zwei erst einmal so weit, daß wir uns aussprechen können, dann werden wir uns sicherlich auch verständigen. Eine Unterhaltung im russischen Generalquartier könnte dazu führen, daß wir beide uns die ganze Welt teilen!...“ Wieviele Enttäuschungen hatte Napoleon schon mit Alexander erlebt! Aber er wähnt noch immer, ihn mit ein wenig Geschicklichkeit wieder für sich gewinnen zu können, wie einst in Tilsit.

Im Stabe des Zaren werden die diplomatischen Fragen von dem jungen Grafen Nesselrode bearbeitet. Es ist derselbe, dem es 1811 in Paris gelungen war, von Talley-

rand und von dem Oberstallmeister so viele wertvolle Hinweise und geheime Aufklärungen zu erhalten. Der Herzog von Vicenza schreibt ihm am 25. Mai: „Ich darf mir wohl schmeicheln, daß Kaiser Alexander keine Einwendungen erheben und mir die Ehre angedeihen lassen wird, daß ich ihm meine Aufwartung machen darf...“ Nesselrode antwortet ihm, der Zar sei zu Truppenbesichtigungen an die Front gereist. Man wisse im Augenblick nicht, wo man ihn erreichen könne. Es wären jedoch bereits zwei Bevollmächtigte ernannt, um die Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes einzuleiten. Es wären dies „der Graf Schuwalow, der Generaladjutant Se. Majestät des Kaisers aller Reußen, und der General von Kleist, der im Dienste Se. Majestät des Königs von Preußen steht.“ Wenn Caulaincourt außerdem damit beauftragt sei, Friedensverhandlungen zu eröffnen, so müsse er sich an Österreich als die vermittelnde Macht wenden und dort seine Vorschläge zuerst unterbreiten. Mit einem Worte, Caulaincourt wird vom Zaren an Metternich verwiesen.

Die drei Bevollmächtigten kommen am 30. Mai in der Abtei Waldstadt zusammen. Die Verhandlungen lassen sich sehr schwierig an. In den folgenden Tagen werden sie im Schloß von Poischwitz, sieben Meilen westlich von Breslau, fortgesetzt.

Der Waffenstillstandsvertrag wird erst am 4. Juni unterzeichnet. Napoleon muß, nur um die Einstellung der Feindseligkeiten zu erreichen, Breslau räumen, die Oderlinie aufgeben und darin einwilligen, daß seine siegreiche Armee 15 Meilen in der Richtung auf Liegnitz zurückgeht.

Caulaincourt hat mehrere Male versucht, eine Audienz beim Zaren zu erwirken, der ihm jedoch beständig aus-

gewichen ist; schließlich hat er sich mit dem General Schuwalow als Vertrauensmann begnügen müssen.

Wenn die russischen Archive nicht die Echtheit verbürgten, würde man es nicht für möglich halten, daß die Erklärungen, die Caulaincourt im Laufe von drei Tagen abgab, wirklich von ihm stammten.

Der Bevollmächtigte Napoleons macht zuerst die Gegner darauf aufmerksam, wo die französische Armee Angriffspunkte bietet. „Unsere Truppen sind abgekämpft und auseinandergerissen... Die Heeresabteilung des Generals Bertrand, die auf dem Marsche nach Striegau ist, bietet Ihnen offen ihre Flanke... Der Herzog von Reggio hat nur noch 12 000 Mann zur Verfügung. Und Sie lassen ihn machen, was ihm paßt!... Das Korps des Marschalls Marmont bestand aus 28 000 Mann. Es ist jetzt auf die Hälfte zusammengeschmolzen... Wir haben die größte Mühe, unsere Munition heranzubekommen. Wenn die Kosaken kräftig gegen unsere Nachhut vorgehen würden, könnten sie alle unsere Verbindungslinien abschneiden und uns böse mitspielen... Und beachten Sie es wohl: bald erhalten wir beträchtliche Verstärkungen. Gelingt es uns, in das Herzogtum Warschau einzumarschieren, dann wird der Krieg noch Jahre dauern... Haben wir erst wieder einen Sieg in der Tasche, dann ist der Kaiser so leicht nicht mehr zur Vernunft zu bringen... Ich verstehe nicht, daß Sie uns nicht immer wieder angreifen und hart zusetzen... Wenn Sie gewiß sind, daß Österreich auf Ihrer Seite steht, so schließen Sie um Himmels willen nicht heute schon Frieden mit uns. Können Sie aber der Bundesgenossenschaft Österreichs nicht trauen, dann haben Sie keine Zeit zu verlieren!...“

Der russische Unterhändler Graf Schuwalow traut sei-

nen Ohren nicht. Er argwöhnt eine Falle, eine Kriegslist, „irgendeinen teuflischen Kniff, hinter den man so leicht nicht kommt“. Aber schließlich muß er sich davon überzeugen, daß *„der Herzog der französischen Armee eine große Schlappe wünscht, um so schnell als möglich Frieden schließen zu können“*.

Dieses Mal also ist der Marquis von Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, der Divisionsgeneral, der Senator des Kaiserreiches, der Oberstallmeister der Krone, der Gesandte Frankreichs und der Großoffizier der Ehrenlegion so weit, daß er offenen Hochverrat verübt: der Schüler Talleyrands zeigt sich seines Meisters würdig¹.

Napoleon hat nur ein Wort für den Waffenstillstandsvertrag vom 4. Juni: „Dieser Vertrag ist nicht ehrenhaft für mich.“

Der Waffenstillstand war auf die Dauer von sechs Wochen berechnet. Er wird bis zum 10. August verlängert.

Als Alexander den ihm von Schuwalow überreichten Wortlaut des Waffenstillstandes las, bemerkte er sogleich mit heller Freude, „wie beträchtlich das Abkommen von allen denen abwich, die Napoleon bisher unterschrieben hatte.“ Über die Enthüllungen Caulaincourts war er nicht weiter verwundert. Zum mindesten konnte er daraus

¹ Es wäre interessant, wenn man den Briefen Schuwalows die entsprechenden Erklärungen Caulaincourts gegenüberstellen könnte. Aber der Herzog von Vicenza hat es in seinen *Memoiren*, in denen er sonst so lückenlos berichtet, unterlassen, über den Feldzug in Sachsen überhaupt zu sprechen. Infolgedessen sagt er auch nichts über den Waffenstillstand von Poischwitz, er erwähnt ihn mit keiner Silbe. Es ist eigenartig, daß er ausgerechnet in jenen Schicksalstagen des Juni 1813, in denen er allein die ganze Verantwortung für die schwierigen Verhandlungen trug, zum ersten Male von dem Grundsatz abwich, den er sich seit langem gestellt hatte, nämlich sich „jeden Tag, jeden Augenblick, selbst im Biwak Aufzeichnungen zu machen“.

schließen, daß die Sache der Verbündeten eine günstige Wendung nahm, da sie sogar in der engsten Umgebung Napoleons so wertvolle Helfershelfer fand.

Der Waffenstillstand von Poischwitz führt am 16. Juni zu einer Zusammenkunft der kriegführenden Parteien in Prag.

Prag ist nur ein kunstvolles Theater, ein diplomatisches Zwischenspiel, „der lächerlichste aller Kongresse“, wie Nesselrode sagt. Man wechselt nur belanglose Worte und vorher festgelegte Noten. Keine der beiden Parteien hat den ernstlichen Willen, Friedensvorschläge zu machen, eine jede weiß von vornherein, daß der Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich ist.

Der Herzog von Vicenza setzt hinter den Kulissen seine Rolle von Poischwitz fort. Seine Gespräche mit Metternich bekräftigen das, was er Schuwalow gesagt hat: „Ich habe einzig den Auftrag, den Spieltisch zu unterhalten... Haben Sie denn nicht genügend Truppen, um uns ein für allemal zur Vernunft zu bringen?... Schicken Sie uns nach Frankreich zurück, durch Krieg oder Frieden, dreißig Millionen Franzosen werden Sie dafür segnen, nebst allen jenen Freunden des Kaisers, die etwas weiter in die Zukunft sehen!...“ In seinem offiziellen Bericht an den Kaiser heißt das: „Ich habe mich bei den Verhandlungen vollkommen zurückgehalten, wie Ew. Majestät es mir vorgeschrieben hat.“

Der verschlagene Metternich bedarf nicht noch dieser Zureden, um endlich gegen Frankreich Partei zu nehmen, und dies um so weniger, als soeben bekannt wurde, daß

die französische Armee in Spanien eine neue Niederlage erlitten hat. Wellington hatte am 21. Juni bei Vittoria einen entscheidenden Sieg davongetragen. Die Franzosen mußten Madrid räumen, König Joseph befand sich auf der Flucht, die Straße nach den Pyrenäen stand den Engländern offen. Im übrigen hatte Metternich in der Kunst „der Umwege und der Mittellglieder“ eine solche Virtuosität entwickelt, daß es so aussah, als hätte Österreich bis heute alles versucht und die letzten Möglichkeiten erschöpft, um Napoleon vom Rande des Abgrundes zurückzuhalten.

Metternich wünschte zwar die Befreiung Europas von der französischen Vorherrschaft, gedachte aber keineswegs, den Romanow und Hohenzollern freie Verfügung über Polen und Deutschland einzuräumen. In den Wochen, in denen er aus diesem Grunde noch zauderte, der Koalition gegen Napoleon beizutreten, war unerwartet ein Umstand hinzugekommen, der seine letzten Bedenken verscheuchte. Er war in Teplitz der Lieblingsschwester Alexanders begegnet.

Katharina Pawlowna war im Dezember 1812 Witwe geworden und hielt bereits nach einem neuen Gatten Umschau. So war sie unter dem Vorwande, in Franzensbad eine Kur gebrauchen zu müssen, nach Böhmen gereist. Ihr Bruder Alexander hatte sie sogleich in Teplitz aufgesucht. Das Kaiserliche Hauptquartier war nicht weit davon entfernt. „Die Hoffnung, Dich wiederzusehen, erfüllt mich mit einer Freude, die ich Dir gar nicht beschreiben kann... Ich sehne den Augenblick, da ich Dich an mein Herz drücken werde, mit einer Ungeduld herbei, für die mir die Worte mangeln...“ Nach der langen Trennung, während der so viel Entscheidendes geschehen war, er-

neuerten beide nun ihre Vertraulichkeiten und Zärtlichkeiten.

Gegen Ende des Juli, da Österreich während der Prager Verhandlungen noch immer schwankte, ob es sein Schwert in die Waagschale werfen sollte, kommt Alexander auf den genialen Gedanken, die Verführungskünste „der köstlichen Törin“ einzusetzen, um Metternich vollends auf die Seite der Verbündeten zu ziehen. Am 1. August schreibt er an Katharina den folgenden Brief, der keiner Erläuterung bedarf:

„Ich bin tief gerührt über all die Mühe, die Du Dir zum Wohle der gemeinsamen Sache gibst. Ich kann Dir nicht genug danken für das, was Du bereits getan hast... Nur tut es mir leid, daß Du mir noch nichts über Metternich geschrieben hast und was etwa noch zu unternehmen sei, um ihn vollends für uns zu gewinnen. Ich habe die notwendigen Mittel zur Verfügung. Du brauchst nicht zu sparen. Du hast von mir die Vollmacht, soweit es nur nötig sein sollte, mit jener Taktik ferner vorzugehen, die noch immer die sicherste ist.“

Napoleons Zorn war demnach vollauf berechtigt. Am 28. Juni geißelte er Metternich in Dresden mit dem Ausruf: „Sagen Sie mal, Metternich, wieviel hat England Ihnen eigentlich versprochen, wenn Sie gegen mich Krieg führen?“

Katharina zögert nicht und legt sofort ihre Minen. Alexander konnte sich keine geschicktere Vermittlerin wünschen. Gemäß dem Worte La Rochefoucaulds über die schöne Herzogin von Chevreuse „ließ sie alle ihre Reize spielen, sobald sie etwas durchsetzen wollte.“ Am 2. August erhält Katharina die „notwendigen Mittel“. Acht Tage später erklärt Österreich an Frankreich den Krieg.

Am 16. August werden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Die französische Armee zählt 280 000 Mann. Die Verbündeten stellen ihr 484 000 Mann gegenüber. Am 27. August siegt Napoleon bei Dresden. Aber er kann seinen Sieg nicht ausnutzen, da alle seine Offiziere, einer nach dem anderen, bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz geschlagen werden. Damit hat er seine Bewegungsfreiheit verloren und muß das Gesetz des Handelns dem Fürsten Schwarzenberg, dem Generallissimus der Koalition, überlassen.

Dieser verheißungsvolle Anfang gibt den drei verbündeten Herrschern Mut. Sie treffen sich in Teplitz, um die Grundlagen ihres Bündnisses zu erweitern und zu befestigen, und um auch England einzubeziehen. Es wird geplant, Europa „entsprechend den Verhältnissen von 1805“ neu aufzubauen und „mächtige Barrieren gegen Frankreich“ zu errichten. In den langen und oft stürmischen Debatten reißt Alexander immer mehr die Führung an sich. Die Überlegenheit seines Geistes, die Großzügigkeit und Klarheit seiner Vorschläge, die Verbissenheit, mit der er den Krieg, komme, was da mag, bis zur Absetzung Bonapartes fortsetzen will, sichern ihm den Vorrang. Mehr als einmal läßt er uns in diesen Erörterungen seinen Leitgedanken erkennen: „Ich erinnere mich einer Lehre, die Napoleon mir in unserern Unterhaltungen in Erfurt erteilt hat: *Im Kriege, so sagte er, ist die Beharrlichkeit alles. Ihr verdanke ich alle meine Siege...* Wohlan! Ich werde ihm beweisen, daß ich seine Lektion nicht vergessen habe!“

Am 15. Oktober beginnt die Völkerschlacht bei Leipzig. Napoleon befürchtet, umzingelt zu werden, und will sich wenigstens „einen imposanten Rückzug“ sichern. Auf der Seite der Feinde stehen 349 000 Mann, davon 54 000 Kavallerie. Er hat nur 155 000 Mann, davon 22 000 Kavallerie, zusammenziehen können. Trotz dieses Mißverhältnisses gibt Napoleon die Hoffnung noch nicht auf und erkennt sofort, was ihm einzig zu tun bleibt: er greift an. Aber die bayrischen und sächsischen Bundesgenossen lassen ihn im Stich. Am vierten Tage, am 18. Oktober, ist die Schlacht für ihn verloren.

Was am nächsten Morgen beginnt, ist kein Rückzug mehr, ist Auflösung und Flucht. Am 4. November setzt Napoleon bei Mainz mit den Trümmern seiner Armee über den Rhein.

Am letzten Kampftage von Leipzig, in der Entscheidungsstunde, hat Alexander sein Leben mutig eingesetzt. Er ritt an den bedrohtesten Punkt der russischen Front und feuerte dort seine Leibkosaken an.

Als er am Abend in das Kaiserliche Hauptquartier zurückkehrt, kann er erst die gewaltigen Ergebnisse dieses gigantischen Völkerringens ermessen. Er ist tief ergriffen. In überzeugender Weise hat die Vorsehung ihm bestätigt, welche erhabene Rolle sie ihm zugedacht hat. Am 21. Oktober schreibt er an den Fürsten Galitzin: „Gott der Allmächtige hat uns einen herrlichen Sieg beschert über diesen verruchten Napoleon. Vier Tage hat die Schlacht vor den Toren Leipzigs getobt. Der Allerhöchste hat wieder einmal offenbart, daß vor Ihm niemand hienieden mächtig und groß ist außer dem, den Er selbst erhöhen will. 27 Generale, an 300 Kanonen und 37 000 Gefangene sind in unsere Hände gefallen, das sind die

Ergebnisse dieser denkwürdigen Tage. Nun sind wir nur noch zwei Tagemärsche von Frankfurt am Main entfernt! Sie können sich denken, wie mir um das Herz ist!“

Zwei Tagemärsche von Frankfurt! Diese letzten Worte verraten, welche Gedanken den Zaren jetzt beherrschen.

Frankfurt ist die alte Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die Stadt der Kaiserkrönungen, die Stadt, in der seit tausend Jahren der erlauchte Anspruch auf das römische Reich lebendig geblieben ist.

Alexander wünscht, als der erste in dieser Stadt einzuziehen. Europa soll wissen, daß ihm vor dem Österreicher und dem Preußen der Vorrang gebührt, daß er in Wahrheit der einzige und wahrhaftige Führer der Koalition ist. Mit welchem Stolz wird er den Erben der Habsburger empfangen, der hier, im *Römer*, 1792 zum „Kaiser von Deutschland“ gekrönt wurde und der 1806 kläglich auf diese glanzumstrahlte Krone verzichten mußte, auf die Krone des Augustus, Trajans und Konstantins des Großen, des Theodosius, Karls des Großen, Ottos des Großen, Friedrich Barbarossas, Maximilians, Karls V.... Was für ein Augenblick für einen Romanow!

Einer aber hat ihn durchschaut. Metternich glaubt, daß Kaiser Franz, nach Gebot und Überlieferung, als erster, vor den anderen Monarchen, in Frankfurt einziehen muß. Er hat deshalb den Generallissimus Schwarzenberg ersucht, dafür zu sorgen, daß die Spitzen der preußischen und russischen Kolonnen Frankfurt erst zwei bis drei Tage später als die österreichische Vorhut erreichen.

Sobald die Marschbefehle in das russische Hauptquartier gelangen, kennt Alexander kein Besinnen mehr. Er läßt seine Infanterie und Artillerie ruhig ihren Weg fortsetzen, stellt eiligst seine schönsten Kavallerieregimenter

zusammen, stürmt voraus, was die Pferde hergeben, erreicht Frankfurt am 5. November und richtet sich in der Stadt als der Herr und Meister ein, um zwei Tage später den Erben Habsburgs, den müden Franz I., der eine deutsche Kaisertochter an Napoleon hinwarf, mit allem Pomp und allen Ehren zu empfangen.

Alexanders Gebaren als Eroberer und Allgewaltiger macht seine Verbündeten nicht nur ungeduldig, sondern mehr noch unruhig. Der Besiegte von der Beresina und von Leipzig hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Immer noch kann das Glück ihm wieder lächeln. Und besteht nicht, wenn man ihn als vernichtet ausgibt, die Möglichkeit, daß Österreich zugreift und sich mit aller Macht für eine Regentschaft der Marie Luise einsetzt? Der scharfblickende Ratgeber Metternichs, der Ritter von Gentz, hält mit diesen Gedanken nicht zurück: „Wenn man sich einmal ausmalt, welche Stellung Österreich erringen könnte, indem es offen die Interessen des Sohnes von Napoleon zu seinen eigenen machte, so wird die Nachwelt es nicht begreifen können, daß ein solcher Entschluß nicht zum mindesten ernsthaft erwogen wurde... Statt dessen wird Österreich gemeinsam mit England voller Begeisterung die Bourbonen wieder einsetzen!“

In geschickter Weise, fast schon mit einem Zauberkunststück, bringt Metternich die Verbündeten dazu, ihre Bedingungen eines allgemeinen Friedens bekanntzugeben: Der erste Artikel soll „die natürlichen Grenzen Frankreichs“ garantieren. Im übrigen denke niemand daran, Kaiser Napoleon abzusetzen. Es könne sofort ein Kongreß zusammentreten. Ohne Zweifel würde man sich schnell und glatt verständigen, wenn Napoleon die Wahrnehmung seiner Interessen... Caulaincourt überließe!

Napoleon bemerkt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich jeden Tag feindseliger gegen ihn wird. So sieht er sich dazu gedrängt, „die Grundlagen der Frankfurter Vereinbarungen“ dem Anschein nach anzunehmen. In all der Unbestimmtheit ihrer Umrisse, besonders in der zweideutigen Formulierung der „natürlichen Grenzen“, erkennt er auf den ersten Blick die geniale List eines Metternich. Zum Schluß ist er mehr denn je entschlossen, einzig seinem Schwerte zu vertrauen.

XIII

Alexander in Paris

Vom 21. Dezember 1813 bis zum 1. Januar 1814 gehen die Verbündeten in der Breite zwischen Koblenz und Basel über den Rhein. Zuerst sind es 250 000 Mann, bald 420 000.

Das Hauptheer, „Die Böhmisches Armee“, die unter dem Kommando von Schwarzenberg steht, rückt durch die Schweiz und den Jura vor. Blücher ist der Kommandant der „Schlesischen Armee“, die durch Elsaß-Lothringen vordringt. Ein drittes Heer, „die Nordarmee“, wird in Holland unter dem Befehl von Bernadotte, des Kronprinzen von Schweden, zusammengezogen.

Dann beginnt das große Ringen, die Kampagne in Frankreich. Napoleon, vom Mißgeschick verfolgt, von seinem Glück verlassen, seines nahen Zusammenbruchs bewußt, erscheint dabei größer denn je durch sein militärisches Genie und seine Seelenstärke. Talleyrand aber bezeichnet das Ganze in seiner Pariser Intrigantensprache bereits als „den Anfang vom Ende“.

Nach welchem Plan gehen die Verbündeten vor? ... Sie haben keinen. Oder genauer, sie verfolgen — wie es bei allen Koalitionen der Fall ist — ein jeder seine besonderen Ziele.

Zu Beginn der Operationen in Frankreich stoßen sie

auf keinerlei Widerstand und marschieren gradeaus vor sich hin. Als sie aber am 26. Januar an der Seine, Aube und an der Marne Stellungen beziehen, sind sie nun doch gezwungen, sich untereinander zu verständigen, da Napoleon heranrückt, um sie anzugreifen.

Innerhalb der vielen Streitigkeiten und Intrigen der einzelnen Stäbe setzt sich Alexander mit größter Energie dafür ein, in Eilmärschen gegen Paris zu marschieren. Schwarzenberg ist vorsichtig und unentschlossen. Er möchte gern, daß man sich möglichst wenig in Gefahr begibt. Aber der alte Blücher, der von Angriffslust glüht, tritt leidenschaftlich für den Plan des Zaren ein. Friedrich Wilhelm wagt ihm nicht zu widersprechen. Franz I. und Metternich denken wie Schwarzenberg und schlagen vor, daß man eine Offensive vermeiden und versuchen solle, mit Napoleon auf der Basis von Frankfurt Verhandlungen anzuknüpfen, das heißt, „die französische Macht auf ein Maß zurückzuführen, das mit dem Gleichgewicht Europas vereinbar ist“.

Gerade im rechten Augenblick erscheint Caulaincourt bei den Vorposten mit einer offiziellen Botschaft und mit einem besonderen Schreiben, das an den österreichischen Außenminister gerichtet ist. „In den Prager Tagen“, schreibt er in diesem Briefe, „lernte ich unseren Meinungsaustausch so hoch einschätzen, daß es nur mein größter Wunsch sein kann, diese Beziehung aufrechtzu erhalten. Frankreich will den Frieden. Ich hoffe, daß Ew. Exzellenz von der Aufrichtigkeit dieses Wunsches überzeugt sein werden, wenn ich ihn Ew. Exzellenz zum Ausdruck bringe...“ Diese Anspielung auf die Prager Gespräche besagt ja wohl genug. Metternich besteht deshalb

darauf, einen Unterhändler nicht abzulehnen, der im letzten Juni zu ihm sagte: „Haben Sie genug Truppen, um uns ein für allemal zur Vernunft zu bringen?... Jagen Sie uns doch nach Frankreich zurück, sei es durch einen Frieden oder durch Krieg. Dreißig Millionen Franzosen werden es Ihnen danken.“

Alexander, der besser als irgend jemand „den glänzenden Charakter“ eines Caulaincourt kennt, erklärt sich mit diesen Verhandlungen einverstanden, verlangt jedoch, daß die militärischen Operationen ihren Fortgang nehmen.

Diese Forderung wird sehr bald schon gerechtfertigt. Napoleon erleidet am 29. Januar bei Brienne, im Tal der Aube, und am 1. Februar in La Rothière an der Aube zwei schwere Niederlagen. Die Freude auf Seiten der Koalition kennt keine Grenzen. Selbst mitten in Frankreich, auf dem Heimatboden, hat der Besiegte von Leipzig seinen Talisman der Unüberwindlichkeit nicht zurückerhalten. Seine Niederlage wird seinen Dünkel mäßigen.

Am 5. Februar findet ein Kongreß in Châtillon an der Seine statt, der die Friedensverhandlungen einleiten soll. Die verbündeten Herrscher jedoch, ihre Minister und ihre Stäbe bleiben in Langres. Rußland wird durch den Grafen Rassumowsky, Österreich durch den Grafen Stadion, Preußen durch den Freiherrn von Humboldt, England durch die Lords Cathcart und Castlereagh vertreten. Caulaincourt fällt allen durch sein unruhiges und gedrücktes Wesen auf. Er wirkte, nach einer Äußerung Stadions, „wie ein Mensch, der durch die unglücklichen Umstände völlig vernichtet wurde, der einzig das Ende des Krieges,

wie es auch immer sei, herbeiwünschte, der alles, was man nur forderte, bewilligen wollte, sofern man ihm die Möglichkeit gab, Napoleon einen unterzeichneten Vertrag vorzulegen“.

Seine ersten Wahrnehmungen bereits von den Absichten der Verbündeten, besonders aber von Alexanders rachsüchtiger Hartnäckigkeit, raubten ihm alle Illusionen, die er in Frankfurt noch hatte. „Alle Bevollmächtigten“, schreibt er an den Kaiser, „haben mir den Wunsch bezeugt, sofort Frieden zu schließen. Aber es war aus allen diesen Versicherungen leicht herauszuhören, daß man harte Bedingungen stellen wird...“ Er sieht die „großen Opfer“ voraus, die man alsbald von ihm fordern wird. Die Sieger begnügen sich schon nicht mehr damit, „Frankreich in seine natürlichen Grenzen zurückzuweisen“; sie wollen es „auf seine Grenzen von 1792 einschränken“.

Alles, was Caulaincourt beobachtet oder auch nur vermutet, macht ihn sehr bestürzt. Er hat die Befürchtung, daß er sich eine Gelegenheit entgehen lassen könne, die nicht mehr wiederkehrt. So bittet er dringend um Vollmachten.

Eine tragische Schicksalsstunde für Napoleon, eine der ernstesten Stunden seines Lebens. Caulaincourts Bericht über die Kongreßverhandlungen wird ihm in Troyes überreicht, des Nachts, während er in einem Bande von Montesquieu blättert, um Ruhe und Mut zu gewinnen. Er hat sich in jene Stelle vertieft, in der Montesquieu auf die großartige Haltung Ludwigs XIV. im Jahre 1712 zu sprechen kommt: „Ich könnte mir nichts Edelmütigeres vorstellen als jenen Entschluß eines Monarchen, der noch zu unseren Lebzeiten regierte: sich lieber unter den Trümmern seines Thrones begraben zu lassen als Be-

dingungen anzunehmen, zu denen ein König sich niemals verstehen darf. Er war zu stolz dazu, noch tiefer zu steigen, als das Unglück ihn bereits gestoßen hatte...“ Die Erinnerung an diese schreckliche Nacht mag es gewesen sein, die Napoleon in der Einsamkeit von St. Helena dazu ermächtigte, von sich zu sagen: „Ich glaube, daß ich von Natur für schwere Schicksalsschläge ausersehen war; sie trafen ein Herz von Marmor. Der Blitz hat nicht einschlagen können, er mußte abgleiten.“

Auf das Drängen seiner Umgebung verleiht er Caulaincourt unbeschränkte Vollmacht; aber er fügt sogleich Vorbehalte hinzu, die jede Handlungsfreiheit schon wieder aufzuheben scheinen.

Caulaincourt wird immer ratloser über diese Vollmachten, die man ihm zur selben Stunde erteilt und wieder nimmt. Er verliert die Nerven und klagt: „Ich komme mir vor wie jemand, der im Dunklen und ohne jede Führung marschieren muß...“ Um sich herum findet er „keinen einzigen Verbündeten, keinen Freund, ja nicht mal einen Neutralen.“

Der unversöhnlichste, der feindseligste von allen Bevollmächtigten der Verbündeten ist der russische Fürst Rassumowsky. Zunächst einmal ist Caulaincourt ihm persönlich zuwider. „Ich kann mit dem Herzog von Vicenza nicht zusammentreffen“, so pflegte er zu sagen, „ohne jedesmal hinter ihm sogleich das Gespenst des Herzogs von Enghien zu sehen...“ Und zweitens stimmt er mit seinem Zaren in diesem Hauptpunkt völlig überein: „Es wäre Torheit, jetzt mit Napoleon Frieden zu schließen, denn er steht kurz vor dem völligen Zusammenbruch.“ ... Für seine intimen Herzensergüsse jedoch besitzt Caulaincourt in der russischen Delegation den denkbar besten Freund.

Es ist Karl von Nesselrode, der bevorzugte Mitarbeiter des Zaren, der Freund und Geldgeber Talleyrands.

Inzwischen nehmen die militärischen Operationen ihren Fortgang. Überall, an der Marne, der Seine, der Aube, dem Ourcq rücken die Verbündeten vor. Eine Vorhut der Kosaken hat bereits Melun erreicht, das fünfundvierzig Kilometer von Paris entfernt ist. Ja, es sieht wirklich so aus, als ob Napoleon „vor dem völligen Zusammenbruch“ steht.

Am 8. Februar, vier Uhr morgens, schreibt Napoleon nach einer Nacht voller furchtbarer Angstvorstellungen von Nogent-sur-Seine an seinen Bruder Joseph:

„Solange ich atme, wird Paris nie und nimmer vom Feinde besetzt werden. Sollte ich die Schlacht verlieren und sollte die Nachricht von meinem Tode eintreffen, so Sorge dafür, daß die Kaiserin und der König von Rom sofort nach Rambouillet gebracht werden. Befiehl dem Senat, dem Staatsrat und allen Truppen, sich an der Loire zu sammeln... Auf keinen Fall dürfen die Kaiserin und der König von Rom in die Hände der Feinde fallen. Lieber wäre es mir, daß man meinen Sohn erwürgte, als daß er als österreichischer Prinz in Wien erzogen würde. So oft ich die „*Andromache*“ von Racine auf der Bühne sah, ist mir das Schicksal von Hektors Sohn Astyanax sehr zu Herzen gegangen. Ich habe es immer als ein Glück für ihn betrachtet, daß er seinen Vater nicht überleben mußte... *Im übrigen ist es nicht ausgeschlossen, daß ich den Feind schlagen werde, wenn er gegen Paris heranrückt.*“

Tatsächlich ist, wie dieser letzte Satz anzukünden scheint, die geniale Zauberkraft Napoleons plötzlich wieder erwacht, und zwar nicht minder umsichtig und erleuchtet wie dereinst, wie zu den Zeiten von Arcole, Rivoli, Marengo, von Ulm, Austerlitz und Jena. Und mit einem Schlage ist das Bild ein gänzlich anderes.

In ihrem Übereifer, möglichst bald in Paris einzumarschieren, haben die Verbündeten den Fehler begangen, ihre Kräfte zu zersplittern. Diesen Vorteil läßt Napoleon sich nicht entgehen. Er greift sie vom 10. bis zum 14. Februar getrennt an und bringt ihnen bei Champaubert, bei Montmirail, bei Château-Thierry und Vauxchamps böse Niederlagen bei. Sein Stolz schwillt und die Hoffnung auch, er hält sich von neuem für den Meister der Kriegskunst, er zweifelt nicht mehr daran, daß er siegen und die ganze Koalition zusammenschlagen wird. Der Herzog von Bassano, der zu dämpfen versucht, wird mit dieser Antwort von kräftiger Derbheit abgefertigt: „Der Löwe ist noch nicht tot, es ist noch zu früh, ihm einen Fußtritt in den zu versetzen.“ Am Abend nach der Schlacht von Champaubert sagt Napoleon zu seinen Generalen: „Siegen wir morgen noch einmal so wie heute, dann schicke ich die Verbündeten bis an den Rhein zurück... und, vom Rhein bis zur Weichsel ist nur ein Schritt.“

Dieser plötzliche Umschwung stiftet in der Koalition beträchtliche Verwirrung. Die Österreicher und die Engländer denken an nichts Geringeres, als einzeln mit Napoleon Verhandlungen anzuknüpfen, falls Alexander weiter-

hin auf seinem verrückten Vorsatz bestehen sollte, nur noch schneller als bisher auf Paris zu marschieren. Die englischen Bevollmächtigten beschwören ihn, „nicht noch abzuwarten, bis man über den Rhein zurückgehen müsse“, und darin einzuwilligen, „daß man einen Frieden zu einigermaßen annehmbaren Bedingungen schließe“. Barsch weist Alexander diese Vorschläge zurück: „Ein Frieden mit Napoleon ist immer nur ein Waffenstillstand. Und es wird mir nicht alle Tage möglich sein, vierhundert Meilen zu marschieren, um Europa zu Hilfe zu kommen... Solange Napoleon Kaiser der Franzosen ist, mache ich keinen Frieden mit Frankreich...“ So kommt es, daß die Situation mehr und mehr den Charakter eines Zweikampfes zwischen Alexander und Napoleon annimmt.

Inzwischen sind die Verhandlungen von Châtillon wieder aufgenommen worden. Da alle Parteien in unversöhnlichem Starrsinn beharren, so endet das Ganze in eitel Rederei und Spott. Der arme Caulaincourt, der nun gar nicht mehr weiß, welchen Schutzpatron er anrufen soll, redet Napoleon noch einmal eindringlich zu, sich in das Unvermeidliche zu schicken; ja, er wagt es sogar, eine Restauration der Bourbonen in sein Blickfeld zu rücken.

Aber gerade in diesen Tagen des 17. und 18. Februar wird Schwarzenberg bei Mormant, bei Nangis und Montereau geschlagen und muß sich in aller Hast auf Langres zurückziehen. Das trägt Caulaincourt diese grobe Zurechtweisung von Napoleon ein: „Sie scheinen in einem Gefängnis zu leben, Caulaincourt, scheinen keine Ahnung von meiner Lage zu haben und von Gaunereien beeinflusst zu sein... Ich werde mein Ultimatum schon selbst zu stellen wissen... Hundertmal werde ich den Verlust von Paris

der Entehrung und Vernichtung Frankreichs vorziehen. Ich bin dermaßen empört über das schändliche Ansinnen, das Sie mir da übermitteln, daß ich mir schon ehrlos vorkomme nur bei der Vorstellung, daß man es Ihnen wirklich angeraten hätte... Sie reden immer von den Bourbonen. Lieber sähe ich die Bourbonen wieder auf Frankreichs Thron unter angemessenen Bedingungen, als daß ich mich den schmachvollen Vorschlägen fügte, die Sie mir zustellen...“

Zugegeben, Caulaincourt befand sich in einer der schwierigsten Lagen, in die ein Unterhändler je geraten ist. Doch könnte man ihn vom patriotischen und sittlichen Standpunkt her nur dann freisprechen und jeden Verdacht von ihm nehmen, wenn man erst einmal seine Zuträgereien in St. Petersburg und Erfurt, seine Treubrüche von Poischwitz und Prag vergäße. Und schließlich müßte man auch darüber hinwegsehen, daß Alexander sich eines Tages für verpflichtet hält, Ludwig XVIII. „auf die außergewöhnlichen Verdienste hinzuweisen, die dieser Diplomat dem Königtum der Bourbonen erwiesen habe...“ Was steckt also hinter jenen geheimnisvollen Anspielungen Caulaincourts? Sollte er nicht doch bei den Verhandlungen eine Rolle gespielt haben, die in jenen Tagen durch Vermittlung des Barons von Vitrolles zwischen dem Grafen von Artois und den verbündeten Herrschern eingeleitet wurden, Verhandlungen, die den ersten Schritt zur Rückkehr der Bourbonen bedeuteten...?

Um den 22. März herum kommt es wieder zu Gefechten bei Craonne, bei Laon und Arcis-sur-Aube. Sie verlaufen unentschieden, wenn sie auch mit äußerster Erbitterung ausgefochten wurden, und verbessern die militärische Lage der verbündeten Heere so weit, daß sie

wieder zur Offensive übergehen können. Paris ist erneut bedroht.

Da faßt Napoleon einen meisterhaften Plan, einen der verwegensten seines Lebens. Er schickt sich an, zwischen den feindlichen Heeren hindurchzukommen, um sie im Rücken zu fassen, um sich von hinten auf ihre Operationslinien zu werfen und ihnen den Rückzug zum Rhein abzuschneiden. Durch dieses Manöver läßt er zwar Paris ohne Deckung; aber die Verbündeten werden es nicht wagen, noch weiter gegen die Hauptstadt vorzugehen, sobald sie ihn in ihrem Rücken wissen. Er hat somit die Möglichkeit, in Lothringen, gestützt auf die Festung Metz, den Krieg mit einem Schlag siegreich zu beenden.

Seine ersten Märsche werden so geschickt und versteckt durchgeführt, daß die Verbündeten bald überhaupt nichts mehr von ihm wissen. In welcher Richtung hat er sich zurückgezogen? Vergeblich schwärmen die Kosaken auf den Straßen nach Châlons, Sézanne und Montmirail aus. Nichts läßt darauf schließen, daß er sich auf die Maas und Mosel hin über Saint-Dizier, Bar-le-Duc und Toul bewegt.

Aber am 24. März werden französische Kuriere von österreichischen Soldaten abgefangen. Nun weiß Schwarzenberg, daß Napoleon zwischen Vitry und Saint-Dizier steht. Es sieht so aus, als wolle er die österreichische und russische Armee in dem hinter ihnen liegenden Gelände angreifen und ihnen die Zufuhrstraßen abschneiden. Einige Stunden später gelingt eine neue Beute, noch unbezahlbarer als die erste. Es ist nichts Geringeres als ein Brief Napoleons an Marie Luise, ein Brief, in dem er — welch unbegreifliche Torheit! — dieser denkbar einfältigen und unkonsequenten Frau das ganze Geheimnis seines genialen

Kriegsplanes auseinandersetzt — seinen Entschluß, die Verbündeten in ihrem Rücken in die Zange zu nehmen, um sie so von Paris abzuziehen, sie nach Lothringen zu locken und sie dort unter dem Schutz der Festungen zu schlagen.

Inmitten des allgemeinen Entsetzens über diese Enthüllung beruft der österreichische Generalissimus sofort einen Kriegsrat nach Pougy zwischen Arcis und Brienne. Alexander und Friedrich Wilhelm nehmen daran teil. Kaiser Franz hat nicht kommen können, er ist zu weit entfernt, in Bar-sur-Aube. Schwarzenberg, der sich bereits von der Schweiz und vom Rhein abgeschnitten sieht, macht den Vorschlag, neue Verbindungslinien in der Richtung auf Belgien über Châlons, Reims und Maubeuge zu schaffen. Zunächst sollen die Schlesische und Böhmische Armee sich an der Marne vereinen und mit ihrer gesamten Macht die Angriffe Napoleons aufhalten. Diese Taktik, die die Zwangslage gebietet und die den Verbündeten noch einige günstige Aussichten läßt, wird von allen gebilligt; die Ausführungsbefehle werden sogleich verschickt.

Am Abend jedoch strömt eine Flut von Kundschaftermeldungen im russischen Hauptquartier zusammen, das sich im Dorfe Sommepuis, fünf Meilen von Vitry, befindet. Zu guter Letzt greifen die Kosaken auch noch berittene Eilboten auf, die von Paris aus zu Napoleon unterwegs waren. Ein ganzes Paket von vertraulichen Briefen und Depeschen, die vom Polizeiminister und von den höchsten Würdenträgern des Reiches stammen, wird ihnen abgenommen. Man erfährt von der Unruhe und Niedergeschlagenheit, die in Paris herrscht, von dem Elend, das täglich größer wird, von der Gärung in den Provinzen.

Der Staatsschatz und die Arsenale seien erschöpft und leer. Allgemein sehne man sich nach Frieden. Es sei unmöglich, materiell wie moralisch, den Krieg fortzusetzen.

Die ganze Nacht überdenkt Alexander diese so vielsagenden Enthüllungen. Erst vor wenigen Tagen hatte ihn Nesselrode in Troyes mit dem Baron von Vitrolles bekannt gemacht, dem Bevollmächtigten Talleyrands und der Royalisten. Der Zar war diesem „diplomatischen Commis voyageur“ kühl entgegengetreten, da er den Bourbonen nicht hold war. Sie waren nach seiner Meinung zu tief in ihre Interessen eingesponnen, zu sehr verärgert durch ihr Unglück, und daher nicht imstande, das neue Frankreich zu verstehen. Aber nach der Zusammenkunft mit Vitrolles hatte er viel an dessen dringenden Rat denken müssen: „Ändern Sie Ihre Taktik. Statt des *strategischen* Krieges sollten sie einen *politischen* führen... Marschieren Sie schnurstracks gegen Paris, wo man sich nicht mehr schlagen will, wo man Sie erwartet, Sie sehnlichst herbeiwünscht, wo man Sie mit offenen Türen und mit offenen Armen empfangen wird...“ Alexander kann jetzt nicht länger daran zweifeln, die von den Kosaken soeben aufgefangenen Depeschen bestätigen die Ansicht der Royalisten.

In aller Frühe des nächsten Morgens läßt er den Chef seines Generalstabes, der sein engster Vertrauter ist, den Fürsten Peter Wolkonsky, zu sich kommen, ferner seine Generaladjutanten Barclay de Tolly, Diebitsch und Toll.

Er zeigt mit dem Finger auf eine vor ihm liegende Karte und sagt:

„Unsere Verbindungslinien mit Blücher sind wieder hergestellt... Was sollen wir jetzt tun?... Sollen wir Napoleon in der Richtung der Maas folgen und ihn mit

allen unseren zusammengezogenen Kräften angreifen? Wir sind in der Übermacht. Oder sollen wir gradenwegs auf Paris marschieren? Wie denken Sie darüber, meine Herren?“

Alle schweigen zunächst. Diese schwerwiegende Frage erfordert ernsteste Überlegung. Keiner wagt als erster seine Meinung zu äußern.

Alexander wendet sich an Barclay de Tolly.

„Sie sind der älteste. Sprechen Sie.“

Barclay prüft schnell die Situation auf der Karte und sagt:

„Ich würde es für richtig halten, alle unsere Streitkräfte zusammenzuziehen, Napoleon nachzusetzen und ihn mit aller Macht anzugreifen, sobald wir Fühlung mit ihm genommen haben.“

Der Monarch verzieht keine Miene und verrät nichts von dem, was er denkt. Er kehrt sich Diebitsch zu. Der ist vorsichtig, unentschlossen und furchtsam und rät zu einem Mittelweg. Er hält es für das beste, zwei Heere zu bilden. Das eine solle sich gegen Paris wenden, das andere Napoleons Verfolgung aufnehmen.

Tolly hat ihm ungeduldig zugehört und wirft lebhaft ein:

„Das wäre die denkbar schlechteste aller Berechnungen, auf diese Weise werden wir auf allen Fronten geschwächt und auf allen Fronten geschlagen... Im gegenwärtigen Augenblick ist nur diese eine Taktik möglich: so schnell wie möglich mit der gesamten Kraft auf Paris losgehen und höchstens zwei oder drei Kavalleriedivisionen zurücklassen, um Napoleon möglichst lange darüber zu täuschen, daß wir ihm nicht mehr auf den Fersen sind.“

Die Generale merken an der Miene Alexanders, daß er

diesem Ratschlag zustimmt. Sogleich läßt der schlaue Diebitsch sich vernehmen:

„Natürlich, wenn Ew. Majestät die Bourbonen auf den Thron Frankreichs zurückführen will, können wir bestimmt nichts Besseres tun, als ohne Zögern mit allen unseren Kräften nach Paris zu marschieren.“

Trocken und barsch schneidet ihm der Zar das Wort ab:

„Es handelt sich hier nicht um die Bourbonen. Es handelt sich einzig darum, Napoleon zu stürzen.“

Aber Barclay de Tolly erhebt noch Bedenken:

„Napoleon wird schnell ausgekundschaftet haben, daß wir ihm nicht mehr nachsetzen. Also wird er umkehren, wird unsere Kavallerie überrennen und unsere Marschformationen im Rücken angreifen.. Und weiter, wer sagt uns, ob Paris sich dann nicht mit größter Verzweiflung zur Wehr setzen wird, ob unser Heer nicht in einem Straßenkampf aufgerieben wird?... Im übrigen haben wir mit der Einnahme von Paris noch lange nicht ganz Frankreich erobert. Ich bitte Sie, immer an das Beispiel Moskaus zu denken... Nein, ich bin nach wie vor dafür, alle unsere Truppen gegen Napoleon zu richten und einzusetzen...“

Unter den Generalen entspinnt sich eine lebhafteste Diskussion. Sie beugen sich über die Karten, messen die Entfernungen aus und berechnen die Effektivstärken der einzelnen Heere. Der Zar schaut immer nachdenklicher und besorgter drein. Ohne ein Wort zu sagen, verläßt er das bescheidene Zimmer, in dem der Kriegsrat stattfindet.

Nach einigen Minuten kommt er wieder. Ein seltsames Leuchten ist in seinen Augen, er sagt:

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Wir marschieren sofort gegen Paris.“

Er läßt sein Pferd vorführen, um Schwarzenberg seine Entscheidung mitzuteilen, der zwei bis drei Meilen entfernt auf dem Wege von Somme puis nach Vitry anzutreffen sein muß.

Ein seltsamer Vorgang. Was hat sich in dem benachbarten Zimmer abgespielt, in das der Zar sich für kurze Zeit zurückzog? Alexander hat es später dem Fürsten Galitzin selber erzählt: „Ich empfand tief im Herzen ein unbestimmtes Gefühl, daß ich etwas Großes zu erwarten hätte, und das heftige Verlangen, alles dem Urteil und Walten Gottes anzuvertrauen. Der Kriegsrat nahm seinen Fortgang. Ich verließ ihn für einen Augenblick und begab mich in mein Zimmer. Dort sank ich wie von selbst in die Knie, und es geschah, daß ich mit ganzer Seele dem Allmächtigen mich hingab...“ So befreit er sich in dieser schweren Stunde in tiefen mystischen Gebeten von all seinen Gewissensängsten und Willenshemmungen.

Von seinem Stabe begleitet, reitet Alexander im Trabe auf der Straße nach Vitry, um Schwarzenberg zu treffen. Gegen Mittag erreicht er ihn. Friedrich Wilhelm ist gleichfalls gerade dort.

Alle steigen vom Pferde und halten auf offenem Felde, am Chausseegraben, Kriegsrat ab.

Der Zar läßt eine Karte ausbreiten und erklärt in aller Eile seinen Plan. Friedrich Wilhelm stimmt sofort ohne weiteres zu. Aber Schwarzenberg und seine Generale halten es für zu gewagt, auf diese Weise vorzugehen: „Auf Paris marschieren und Napoleon im Rücken haben, nein, das wäre eine Tollheit!...“ Lange wird hin und her diskutiert, Alexander aber setzt sich schließlich durch. Es wird beschlossen, daß die Böhmisches und die Schlesische Armee unverzüglich gegen Paris marschieren. Größere

Abteilungen von Kavallerie sollen den Feind in der Gegend von Saint-Dizier beunruhigen, um ihn auf eine falsche Spur zu leiten.

Damit ist Napoleon verloren. Und Alexander, er allein, hat ihm den entscheidenden Schlag versetzt.

Am 29. März stehen die Alliierten vor Paris.

Am Abend bezieht der Zar im Schlosse Bondy Quartier, das drei Meilen entfernt von den Stadttoren liegt.

Am nächsten Tage, gegen ein Uhr des Nachmittags — die Schlacht wütet mörderisch an der Nordfront, 110 000 Mann kämpfen gegen 41 000 — reitet Alexander bis auf die Höhen der Buttes Chaumont, die im Nordosten von Paris liegen. Seine Augen sind geblendet von dem Anblick der ruhmreichen Stadt. Er sieht ihre großen Gestalten: Chlodwig, den heiligen Ludwig, Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon — dreizehn Jahrhunderte der Geschichte, und was für einer Geschichte! Sein Adjutant, der Emigrant Graf von Rochedouart, der zu dieser Stunde bei dem Zaren Dienst tut, hat die Szene festgehalten: „Während wir da oben hielten, hörten wir ein furchtbares Musketenfeuer und unaufhörliche mörderische Artillerie-salven, die sich rechts von uns gegen Montmartre und links gegen Vincennes hinzogen. In diesem bedeutsamen Augenblick stieg der Kaiser, der auf der Höhe verweilte, vom Pferde, um das großartige Schauspiel, das sich seinem Auge bot, besser beobachten zu können. Er fragte mich, ob ich Paris kenne und ob ich ihm die wichtigsten Denkmäler bezeichnen könnte. Ich gab ihm die gewünschten Erklärungen, hielt aber inne, als ich bemerkte, daß

seine edle Gestalt plötzlich grüblerisch in sich zusammensank. Er stellte keine Fragen mehr an mich, er war völlig in seine Gedanken verloren. Woran dachte er?... Bald darauf wurde er durch die Kanonade aufgeschreckt, die sich uns näherte...“ Sicherlich sagte er sich, wie Napoleon fünfzehn Monate früher vor Moskau: „Da ist sie — endlich, die berühmte Stadt! Es war auch höchste Zeit!...“ Wir wissen überdies aus einem Briefe an seine Mutter und aus seinen Geständnissen an den Fürsten Galitzin, daß eine unsagbare Ergriffenheit ihn bewegte, während er wie betäubt die Worte vor sich hinsprach: „Also hat die göttliche Vorsehung es in ihrer erhabenen Weisheit eingerichtet, daß dies durch mich erreicht wurde... *durch mich!...*“

Am 31. März zwei Uhr morgens kapituliert Paris. Alexander fühlt sich sogleich in der Rolle des hochherzigen und ritterlichen Friedensbringers. Er will den Parisern alle Repressalien und gehässigen Gewalttätigkeiten ersparen, und dies „bis zu der Erniedrigung, daß ihre Stadtschlüssel eines Tages als Schaustück in irgendeinem Museum Europas gezeigt würden“. Die Abgesandten der Stadt wollen ihren Ohren nicht trauen, als er ihnen in seinem offenen Freimut erklärt: „Meine Herren, befürchten Sie bitte nichts, weder für Ihre Privathäuser noch für Ihre öffentlichen Gebäude... Die Soldaten werden nicht bei den Einwohnern einquartiert. Sie haben nur für ihre Verpflegung zu sorgen. Ihre Gendarmerie und ihre Nationalgarden können weiter den Ordnungsdienst wahrnehmen... Die gesamte Hauptstadt steht unter meinem persönlichen Schutz... Ich habe in Frankreich keine Feinde, oder vielmehr nur einen einzigen. Aber der regiert nicht mehr... Ich bringe Ihnen den Frieden!“

Um elf Uhr zieht der Zar in der Uniform der Gardereiter durch das Tor Pantin in Paris ein, vor ihm die roten Kosaken seiner Garde und die weißen Kürassiere der preußischen Garde. Mit der ihm eigenen Eleganz reitet er eine nervöse, geschmeidige, graue Stute arabischen Blutes, „die Eklipse“, die Napoleon ihm am Tage nach Erfurt zum Geschenk machte. Zu seiner Linken reitet der König von Preußen, zu seiner Rechten der Generalissimus Fürst Schwarzenberg, der den Kaiser von Österreich vertritt. Franz I. war noch in Chaumont zurückgeblieben; er hatte keine große Eile, sich in der Hauptstadt seines besiegten Schwiegersohnes und seiner geliebten, auf der Flucht befindlichen Marie Luise zur Schau zu stellen. Hinter den Herrschern und Schwarzenberg folgten ein ungeheurer Stab und an die 30 000 Soldaten, Russen, Tartaren, Kirgisen, Deutsche, Österreicher, Kroaten, Ungarn, die sämtlich am Vorabend noch im scharfen Gefecht gestanden hatten. Ihre stolze Haltung und ihr stattliches Aussehen verrieten nichts von Erschöpfung.

In der Vorstadt Saint-Martin sind wenige Menschen an den Fenstern und auf den Bürgersteigen. Ein stummer Empfang. Die Mienen der Franzosen zeigen Bestürzung oder auch Zorn.

Als die Truppen das Tor Saint-Denis hinter sich haben, sind die Zuschauer schon zahlreicher. Vereinzelt hört man Rufe: „Es lebe Kaiser Alexander!... Es lebe der König von Preußen!... Hoch die Verbündeten!... Ein Hoch auf unsere Befreier!...“ Hier und da kommt es schüchtern heraus: „Es leben die Bourbonen!...“

Je mehr der Zug in das Innere der Stadt gelangt, schwillt die Menge an und der Empfang wird wärmer und begeistert. Auf den Balkonen und an den Fenstern,

überall sieht man weiße Fahnen. Die Zuschauer, eine unauslöschliche Schmach in der Geschichte der Hauptstadt, klatschen den Eindringlingen frenetisch Beifall.

Nachdem die verbündeten Herrscher die Champs-Élysées erreicht haben, nehmen sie die Parade ihrer Truppen ab. Die Begeisterung des Publikums kennt keine Grenzen. Alexander strahlt von Freude und wie von überirdischer Majestät. Einige junge Frauen der höchsten Gesellschaft — man nennt besser nicht ihre Namen — drängen sich vor in die Reihen der roten Kosaken der kaiserlichen Garde und steigen vor Übermut hinter den Soldaten auf die Rücken der Pferde, um den schönen russischen Autokraten besser sehen zu können. Alexander bemerkt sie und sagt lachend zu Schwarzenberg: „Wenn meine Kosaken nur nicht diese neuen Sabinerinnen rauben!“

Nach der Parade trennen sich die Herrscher. Friedrich Wilhelm wohnt im Palast des Fürsten Eugen von Beauharnais in der Rue de Lille. Für Kaiser Franz I., der einige Tage später in Paris einziehen wird, hat man den Palast Berthiers, des Fürsten von Neuchâtel, am Boulevard des Capucines, vorgesehen. Fürst Schwarzenberg bezieht sein Quartier mit allen Dienststellen seines Stabes im Schloß von Saint-Cloud.

Niemals hat Alexander mehr den Beinamen eines — „Talma des Nordens“ — verdient, den Napoleon ihm beilegte, als an jenem Tage. Aber das Schauspiel ist noch nicht zu Ende.

Mit feinstem Takt lehnt er es ab, in den Tuileries zu wohnen. Mit aller Deutlichkeit wünschte er, sich von Bonaparte abzuheben, der, sobald er eine fremde Hauptstadt erobert hatte, sich voller Stolz daran weidete, noch am

selben Abend im Bett des entthronten Herrschers zu schlafen. So wählte der Zar den stillen Palast des Élysée als seine Residenz. Aber in letzter Minute findet er eine noch bessere Lösung. Er folgt der Einladung Talleyrands, der soeben ein langes und ergebnisreiches Gespräch unter vier Augen mit Nesselrode geführt hat, und bezieht dessen Haus in der Rue Saint-Florentin. Da es nach dem Garten der Tuileries und zu der Place de la Concorde hin liegt, hat er die schönste Gelegenheit, sich täglich den staunenden Augen der Pariser zu zeigen.

Noch am selben Tage empfängt er die Huldigungen wirklich eines ganzen Hofes. Alle möchten gerne wissen, welcher Kurs nun eingeschlagen wird und auf welche Seite man sich zu stellen hat. Die sich am eifrigsten vordrängten, sind genau die, die sich am ehesten schamhaft hätten zurückhalten sollen. Das ewig gleiche Wettrennen der Begehrlichkeit, der Intrige und der Abtrünnigkeit! Die sarkastische Kraft eines Chateaubriand hat uns in wenigen lapidaren Strichen, die eines Tacitus oder Saint-Simon würdig wären, „all diese Glücksritter geschildert, die mit ihren kleinen schmutzigen Händen das Schicksal eines der größten Männer der Geschichte und das Geschick der Welt zu gängeln suchten!...“ Es hatte schon seine Ordnung, daß all diese Gemeinheiten im Rahmen des Hauses des Fürsten von Benevent sich abspielten.

Alexander darf sich von jetzt ab als der gebieterische Führer der Koalition betrachten und nimmt unverzüglich zu diesen drei Fragen Stellung, von denen die Zukunft Europas abhängt: die Absetzung Napoleons, — die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons — und die Friedensbedingungen. Mit gewandter Höflichkeit und vollendeter Klarheit bezeigt er eine Selbständigkeit im Denken, eine

Weite des Blickpunktes und eine Kunst im Befehlen, die auf alle einen starken Einfluß ausüben. Es ist die schönste Stunde seines Lebens. Sie erinnert an jenes Schillerwort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“

Was Napoleon betrifft, so fassen sich seine Absichten noch immer in jenen Worten höchsten Zornes über die Einnahme und Zerstörung Moskaus zusammen: „Er oder ich, ich oder er!... Wir können nicht weiter nebeneinander regieren!...“

Aber nicht nur die Erinnerung an das in Flammen aufgegangene Moskau bestimmt Alexander zu seiner unversöhnlichen Haltung. Seine Menschlichkeit, die aufrichtig ist, kann es dem großen Besiegten von heute nicht verzeihen, daß er aus einem Delirium von Machtsucht, falschem Wahn und eitler Selbstüberhebung drei Millionen Menschen dahingeopfert hat. „Der Zusammenbruch Napoleons“, sagt Alexander, „ist nicht nur eine gebieterische Notwendigkeit der Politik, sondern auch des christlichen Glaubens, als ein Beispiel für alle Welt, daß es hier auf Erden noch eine Gerechtigkeit und eine sittliche Ordnung gibt...“ Vielleicht könnte man im verborgensten Winkel seines Inneren noch ein, wenn auch weniger erhebendes persönlicheres Motiv entdecken, so etwas wie eine heimliche Scham, einen dumpfen Groll darüber, daß er sich einstmals von den Tilsiter Freundschaftsbeteuerungen und Gaukeleien so arglos hatte einfangen lassen.

Bald nach seinem Einzug im Hause Talleyrands in der Rue Saint-Florentin beruft er eine Konferenz ein, an der der König von Preußen, der Fürst Schwarzenberg, Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der General Pozzo di Borgo, der Abbé von Pradt und Nesselrode teilnehmen. Alexander stellt schlicht und klar die Frage: „Sollen wir

mit Napoleon Frieden schließen, indem wir uns aller möglichen Garantien gegen ihn versichern, — sollen wir die Regentschaft der Marie Luise verkünden, — oder schließlich die Monarchie der Bourbonen wieder aufrichten?..." Alexander wollte es vermeiden, daß Frankreich Gewalt angetan, d. h. daß ihm die Herrschaft der Bourbonen aufgezwungen würde. Die Bevölkerung schien gegen die Rückkehr der Herren von einst zu sein, wenn auch in Bordeaux am 12. März die Fahne der Bourbonen gehißt worden war, wenn auch in Paris die weiße Kokarde gezeigt wurde und wenn sich auch die schönen Pariserinnen auf der Place de la Concorde so ungebärdig darüber freuten, von der Herrschaft Napoleons befreit zu sein.

Talleyrand hat jetzt seinen Vorteil darin gefunden, für die Sache der Bourbonen einzutreten. Mit allen Mitteln seiner kaltblütigen und bündigen Beredsamkeit legt er dar, daß es keine andere tragbare Lösung gäbe als die, die Bourbonen nach Frankreich zurückzurufen. Sie hätten den unschätzbaren Vorteil, ein System zu verkörpern: —

— Vertreten wir ein eindeutiges System, dann sind wir Herren der Lage. Die Opposition wird schnell verstummen. Es gibt heute kein anderes System außer jenem, das Ludwig XVIII. heißt. Er ist der legitime König.

Dank dieser glücklichen Formulierung ist der Zar sofort gewonnen. Er faßt sie noch einmal in nicht minder klaren Worten zusammen:

— Mit Napoleon zu verhandeln ist unmöglich. Ein Friede mit ihm, unter welchen Vorbehalten wir ihn auch zu sichern versuchen, wird doch nur ein Waffenstillstand sein... Ebenso unmöglich ist eine Regentschaft. Nach allem, was der Vater dem Lande angetan hat, kann der Sohn nicht dessen Herrschaft antreten.

Was soll nun mit Napoleon geschehen?...

Er ist umgekehrt, um seiner bedrohten Hauptstadt zu Hilfe zu kommen und hat sich in Fontainebleau verschanzt. Der Löwe ist besiegt, aber noch nicht tot, nein, noch nicht einmal entwaffnet. Noch verfügt er über 60 000 Mann. Die Verbündeten könnten ihm mindestens 140 000 Mann gegenüberstellen. Aber wäre es nicht sehr gewagt, ihn zu einem Verzweiflungskampf zu reizen, in dem ganz Frankreich sich erheben und hinter ihn stellen könnte? Also bleibt nur übrig, ihn zur Abdankung zu überreden. Dazu muß zunächst der Senat seine Absetzung und die Einsetzung einer provisorischen Regierung verkünden. Schnell hat Talleyrand auch dieses doppelte Ziel erreicht. Mit gewohnter Meisterschaft heuchelt und leugnet und widerruft er.

Die Verhandlungen zwischen Paris und Fontainebleau beginnen am 30. April. Der wichtigste Vermittler ist Caulaincourt.

Die Marschälle lassen Napoleon in seiner Not im Stich. Es fehlt nicht viel, daß sie ihm mit Gewalt zusetzen. Sie schreiben ihm das Gesetz des Handelns vor. So verlassen, ergibt sich Napoleon in sein Schicksal und entsagt dem Thron, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er einzig zugunsten seines Sohnes zurücktritt. Die Abstimmung des Senates, die seine Absetzung ausspricht, ist in seinen Augen null und nichtig. „Und die Verbündeten, die zermalme ich vor den Mauern von Paris!“ Das ist sein letztes Wort.

Caulaincourt, Macdonald und Ney überbringen die Abdankungsurkunde sofort nach Paris. Schlag Mitternacht treffen sie in Talleyrands Hause in der Rue Saint-Florentin ein.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung halten soeben Sitzung.

Schrecken und Bestürzung befällt sie alle bei dem Gedanken, daß die kaiserliche Regierung als solche aufrechterhalten werden soll: „Die Regentschaft wäre nichts anderes als ein maskiertes Kaisertum, bestenfalls ein Interregnum... *Der Tiger bliebe im Hinterhalt!*...“ Sie beschwören den Zaren, er solle noch in dieser Nacht die Bourbonen anerkennen. Er habe sich doch feierlich verpflichtet, nie mehr mit Bonaparte oder irgendeinem Mitglied seiner Familie zu verhandeln!... Einzig im Vertrauen auf diese Erklärung wären die Mitglieder der provisorischen Regierung zusammengetreten. Mit furchtbarer Rache würde Napoleon sie verfolgen, sofern er in irgendeiner Form den geringsten Einfluß behielte!...

Alexander ist bestürzt, ja ganz erschüttert. Er bittet, ihn allein zu lassen, er wolle mit den Beauftragten Napoleons sprechen.

Caulaincourt, Macdonald und Ney setzen sich vor dem Zaren mit Leidenschaft für die Sache der kaiserlichen Dynastie ein. Sie weisen darauf hin, daß die Armee noch immer an dem Kaiser hinge. Wenn man Napoleon alles nähme, würde das Heer in einer Wut der Verzweiflung noch einmal das Kriegsglück versuchen. Und schließlich machen sie geltend, daß die Regentschaft in weitesten Kreisen dem wirklichen Wunsche der Nation entspräche.

Alexander wird besonders nachdenklich bei dem Hinweis, daß Napoleon noch immer über Streitkräfte verfügt, die in ihrer Treue durchaus dazu fähig sein könnten, ihr Letztes für den Kaiser herzugeben. Noch stehen 60 000 Mann fest hinter ihm an der Essonne!... Sollen die Verbündeten die Gefahr einer großen Entscheidungs-

schlacht vor Paris auf sich nehmen?... Sind die Bourbonen, die wenig beliebten Bourbonen, einen solchen Einsatz wert?... Er hat Bonaparte besiegt und ihn vom Throne gestürzt. Ist das nicht Sühne genug für Austerlitz und Friedland, für die Schmach von Tilsit und Erfurt, für die Schande, die der Korse über Moskau brachte?... Und überdies, wird Schwarzenberg es, Paris im Rücken, zur Entscheidungsschlacht an der Essonne kommen lassen? Wird er es nicht vorziehen müssen, die Hauptstadt zu räumen und die Verbindungen mit Belgien durch das Tal der Oise zu sichern?...

Alle diese Bedenken ersticken ihn fast vor Angst, seine Augen werden starr. Macdonald, der Fürst von Tarent, bemerkt, was im Zaren vorgeht, und bedrängt ihn nur noch mehr.

Schon glauben die drei Bevollmächtigten, das Spiel gewonnen zu haben.

Da wird, um zwei Uhr morgens, es ist der 5. April, ein Adjutant von Schwarzenberg beim Zaren gemeldet. Er überbringt die Nachricht, das sechste französische Korps, das unter dem Kommando von Marmont an der Essonne steht, sei soeben zu den Österreichern übergegangen.

Der Würfel ist gefallen. Nun hat auch das Heer sich gegen Napoleon erklärt. Jetzt bleibt ihm nichts mehr übrig, als vom Schauplatz zu verschwinden und seinen Thron den Bourbonen zu überlassen.

Alexander ist von einer gewaltigen Last befreit und ruft aus:

„Das erübrigt jede weitere Debatte!... Die Vorsehung hat ihren Willen offensichtlich zu erkennen gegeben. Ich habe ihr zu gehorchen.“

Und nun ist für den Zaren der Augenblick gekommen,

sich dem Feinde gegenüber ritterlich zu bezeigen. In seiner angeborenen Güte, vielleicht mehr noch in seinem Gefallen an der schönen Geste, findet er Worte von vollendetem Edelmuth.

„Ich bin der Freund und der treue Verbündete Kaiser Napoleons gewesen. Er hat mich zum Kriege gezwungen... Jetzt, da er besiegt ist, bin ich bereit, ihm all das Furchtbare zu verzeihen, das er meinem Lande zugefügt hat. Ich will vergessen, was er mir angetan hat, und will mich von neuem als sein Freund erweisen... Ich wünsche, daß ihm sein kaiserlicher Titel verbleibt. Wir werden ihm die Insel Elba zu seinem unbeschränkten Hoheitsgebiet und zwei Millionen Rente einräumen. Auch seine Familie soll mit reichlichen Pensionen bedacht werden... Will er Elba nicht und findet er nirgendwo eine Zuflucht, so werde ich ihn gerne in meinem Reiche aufnehmen. Es soll ihm dort an nichts fehlen. Was von mir abhängt, wird geschehen, um das Los eines so großen und so unglücklichen Mannes zu erleichtern... Er kann auf das Wort eines Alexander rechnen...“

Und das sind keine hohlen Phrasen. Die provisorische Regierung und die verbündeten Minister wollen Napoleon die Insel Elba mitsamt der versprochenen Schenkung nicht zugestehen. Der Zar hat harte Kämpfe gegen sie auszufechten, um seinen Willen durchzusetzen. Talleyrand, Hardenberg und Castlereagh hätten Napoleon lieber nach den Azoren verbannt. Dort, mitten im Ozean, 450 Meilen von der portugiesischen Küste entfernt, wäre er sicherer aufgehoben. In ihrer Rachsucht dachten sie damals schon an St. Helena.

In diesen entscheidungsvollen Tagen, die so voller Intrigen, Zorn und Torheiten sind, bleibt Alexander maß-

voll, vornehm, klar und fest. Seine Haltung wird sehr bestärkt durch einen wundersamen Aufschwung all seines Trachtens und Empfindens. Es ist die Osterwoche. Unermüdlich nimmt er an allen den endlosen Liturgien in der russischen Gesandtschaftskapelle teil. Beständig steht ihm das Bild des Erlösers vor Augen.

Der Weg nach Frankreich ist für die Bourbonen frei.

Am 6. April verkündet der Senat, dessen Zynismus und Unterwürfigkeit man nur immer wieder bewundern kann, daß „das französische Volk aus freien Stücken Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, den Bruder des letzten Königs, auf den Thron beruft“.

Sechs Tage später zieht der Graf von Artois, „Monsieur“, mit einer prunkvollen Begleitung von Russen, Österreichern und Preußen in Paris ein. Der Senat überträgt ihm die Generalstatthalterschaft des Königreiches.

Ludwig XVIII. wird noch in England durch einen Gichtanfall zurückgehalten und kommt erst am 29. April in Compiègne an. Dort besucht ihn der Zar am nächsten Tage.

Vom ersten Augenblick an sind die beiden Monarchen gegeneinander verstimmt. Alexander hatte seinem eigenen Erscheinen eine Botschaft an Ludwig XVIII. vorausgeschickt, in der er seine herzlichen Glückwünsche mit dem klugen Rat schloß, der König möge für Frankreich Verständnis haben und möge „auf die Erinnerung an 25 ruhmreiche Jahre Rücksicht nehmen“. Der Erbe des heiligen Ludwig, sehr überzeugt von sich und seinen Rechten, betrachtete die Vorherrschaft seiner Krone über alle anderen Kronen der Welt als ein unantastbares und heiliges Dogma und wies daher die Anregung des Zaren als unangebracht zurück.

Der russische Autokrat wird das schnell genug gewahr.

Zunächst einmal erhebt der König sich nicht von seinem Sessel und bietet dem Zaren einen einfachen Stuhl an. Dann tauschen beide unter unverbindlichem Lächeln einige nichtssagende Liebenswürdigkeiten aus; daran schließen sich einige noch unbedeutendere Erwidierungen auf politischem Gebiet.

Nach diesem verdrießlichen Beginn bittet Ludwig XVIII. seinen Gast, die ihm zugedachten Gemächer aufzusuchen. Nach den kleinlichen Gebräuchen einer überlebten Etikette wird Alexander durch eine lange Reihe von prächtigen Salons geführt, die für den Grafen von Artois, für den Herzog und die Herzogin von Angoulême und für den Herzog von Berry bestimmt sind. Die für ihn vorgesehenen Gemächer, in die man nur durch dunkle Flure gelangt, sind sehr bescheiden. Sie werden für gewöhnlich von dem Palastgouverneur bewohnt.

Der Zar sollte eigentlich bis zum nächsten Tage in Compiègne bleiben, war jedoch dermaßen gekränkt über diesen Empfang, daß er beschloß, noch am selben Abend, sogleich nach dem Diner, abzureisen. Sein Adjutant, der General Pozzo di Borgo — der einstige Rivale Bonapartes auf Korsika, — bat ihn dringend, das nicht zu tun. Er versuchte den König zu entschuldigen, er wies auf die Schwerfälligkeit und Gebrechlichkeit dieses frühzeitig gealterten Greises hin. Er sei nicht imstande, seinen Verpflichtungen als Hausherr nachzukommen.

Alexander meinte spöttisch:

„Er könnte sich diese Pflichten von der Herzogin von Angoulême abnehmen lassen, die doch bestimmt würdig die Hausfrau zu spielen verstände!“

Beim Diner wurde der Kaiser aller Reußen nicht viel

höflicher behandelt. Ludwig XVIII. geht als erster in den Speisesaal. Als er bemerkt, daß der Haushofmeister nicht recht weiß, wem er zuerst die Platten reichen soll, fährt er ihn mit scharfer Stimme an: „Mir zuerst!“ Der russische Agamemnon zittert, so als ob man ihm frech Szepter und Diadem entrissen hätte.

Kaum ist die Tafel aufgehoben, da fährt Alexander wütend und verärgert nach Paris zurück. Der Begleitung verhehlt er nicht seinen Zorn:

„Ludwig XIV. hätte mich in Versailles zu der Zeit, da er auf dem Gipfel seiner Macht stand, nicht hochmütiger abfertigen können!... Wahrhaftig, am Ende sieht es noch so aus, als ob er es ist, der mich wieder auf meinen Thron setzt!... Gleich bei meinem Eintreten hatte ich den Eindruck, als ob mir ein Eimer voll Eis über den Kopf gegossen würde...“

Sicherlich erinnert er sich dabei auch der unerhörten Worte, die Ludwig XVIII. beim Verlassen des britischen Gebietes an den Prince of Wales richtete: „Nächst Gott verdanke ich Ihrer Königlichen Hoheit die Wiederherstellung meines Herrscherhauses und die Wiedererrichtung des Thrones meiner Väter.“

Die Kränkungen von Compiègne trafen den Zaren an der empfindlichsten Stelle seines Herzens, was Chateaubriand, der damals in der Rue Rivoli, ganz in der Nähe der Saint-Florentin wohnte, und also Alexander oft sah, zu dieser befremdlichen Bemerkung veranlaßt haben mag: „Es war etwas Stilles und Trauriges um Alexander. Er ritt durch Paris oder wanderte auch zu Fuß, ohne Gefolge und ohne Aufsehen. Er blickte so drein, als wäre er selbst über seinen Sieg erstaunt. Mit einem Ausdruck der Rührung sah er auf ein Volk, das er allem Anschein

nach für höherstehend hielt als seine Rasse. Ja, man könnte sagen, daß er sich unter uns als ein Barbar fühlte, so wie ein Römer sich in Athen beschämt vorkam...“ Niemals wird er den erniedrigenden Empfang verwinden, den ihm „der königliche Invalide“ bot.

Um öffentlich darzutun, daß er sich den verhaßten Bourbonen gegenüber in keiner Weise gebunden fühlt, gefällt er sich darin, Beziehungen zu den Mitgliedern der napoleonischen Familie aufzunehmen.

Marie Luise wohnt vorläufig in Rambouillet. Alexander sucht sie auf und bringt ihr seine Verehrung und sein Mitgefühl zum Ausdruck. Niemand denkt daran, diesen etwas billigen Höflichkeitsakt gegen die Tochter der Habsburger zu bekritteln.

Aber Alexander geht noch weiter.

Bald darauf läßt er sich in Malmaison bei der Kaiserin Josephine melden, dann im Hotel Cerutti bei der Königin Hortense, der Königin von Holland. Nach wenigen Besuchen ist er dort ein häufiger, ja fast täglicher Gast. In der lebhaftesten Weise nimmt er sich der Interessen der „Damen Beauharnais“ an, wie man sie am Hofe der Tuilerien nennt, da alles über ihnen zusammenzuberechnen droht.

Es bleibt nicht lange bei diesen offiziellen Freundlichkeiten. In seiner romantischen Veranlagung fühlt Alexander sich gleichzeitig zur Mutter und zur Tochter hingezogen. Und beide kommen ihm entgegen. Josephine ist damals 51 Jahre alt und übt noch immer einen gewissen Zauber aus. Meisterhaft, halb seufzend, halb lächelnd, spielt sie die kokett Abwehrende. Hortense ist zwanzig Jahre jünger als ihre Mutter. Sie war niemals hübscher als in diesen Tagen und ist noch immer sehr liebestoll.

Sie zaudert nicht, in diesen Liebesabenteuern so weit wie nur möglich zu gehen. Inmitten der schönsten Stimmung setzt Alexander seine neuen Freundinnen mehrere Male durch Anfälle mystischer Schwärmerei in beträchtliche Verwirrung.

Aber nichts auf dieser Erde ist von Dauer... Am 29. Mai stirbt Josephine plötzlich. Sie war bereits leidend, wollte aber nicht einen Ball absagen, zu dem sie zu Ehren des Zaren eingeladen hatte. Auch wollte sie sich nicht der Freude berauben, sich vor dem Zaren in einer kostbaren, allzu leichten und tief ausgeschnittenen Robe zu zeigen. Bei einem nächtlichen Spaziergang am Arm des unwiderstehlichen Verführers im frühlingsduftenden Park von Malmaison hatte sie sich erkältet. Der Todeskampf war kurz. Alexander hielt sich im Nebenzimmer auf. Nachdem sie so viele Menschen bezaubert hatte, konnte sie nicht schöner aus diesem Leben scheiden.

Am Tage der Bestattung erweist ein Regiment der schön uniformierten russischen Garde vor der Kirche von Rueil der verstorbenen Kaiserin die letzten Ehren. Und um Hortenses Schmerz zu lindern, läßt der Zar ihr ein königliches Patent überreichen, das sie zur „Herzogin von Saint-Leu“ ernennt. Damit ist eine Rente von 400 000 Franken verbunden. Ihr höchster Ehrgeiz ist gestillt. Mit Gewalt hat Alexander das Patent dem geizigen und hämischen Ludwig XVIII. abringen müssen.

In diesen Tagen, in denen Alexander seinen romantischen Neigungen nachgeht, streut man ihm auch in den Pariser Salons reichlich jenen Weihrauch, den er nicht mehr entbehren kann. Nach zehnjähriger Verbannung ist

Frau von Staël soeben nach Paris zurückgekehrt. Sie weiß sich nicht genug zu tun in ihrer Begeisterung für den Retter Europas. Am 25. April schreibt sie ihm: „Majestät, die englische Verfassung ist zu allen Zeiten als das höchste Maß der Vollendung betrachtet worden, das die menschliche Gesellschaft erreichen könnte. Eine solche Verfassungsgrundlage hat Ew. Majestät Frankreich geschenkt. In dem Augenblick, da die fremde Invasion das Schlimmste befürchten ließ, haben Ihre Waffen Frankreich einen legitimen König und eine freie Regierung gegeben. Dieses Ereignis ist ohne Beispiel in der Geschichte. Ich habe Sie so groß im Unglück gesehen, wie Sie jetzt groß sind auf dem Gipfel menschlichen Glückes!“

Sobald sie sich in ihrem Hause wieder eingerichtet hat, gibt sie Alexander zu Ehren einen großen Empfang, zu dem sie alle nur erreichbaren politischen, gesellschaftlichen und literarischen Berühmtheiten eingeladen hat. An einem Abend trifft der Zar dort die beiden Humboldt, Mathieu de Montmorency, den Herzog von Laval, Gentz, Talleyrand, die Herzogin von Kurland, die Herzogin von Luynes, Camille Jordan, Mme. Récamier, Sismondi, Lally-Tollendal, Caulaincourt und La Fayette. Alle hören ihm schweigend zu, wie er seinem Haß gegen die Bourbonen freien Lauf läßt.

„Keiner von ihnen hat mich verstehen können. Sie kommen nicht von ihren altertümlichen Vorurteilen los... Unglück und Verbannung haben sie nichts gelehrt... Eine Ausnahme macht der Herzog von Orléans. Er hat Sinn für liberale Ideen, hat Verständnis für Frankreich, weil er klug ist, weil er offene Augen und einen offenen Sinn besitzt... Von den anderen ist nichts mehr zu erwarten...“

Einer der Anwesenden schrieb: „Das ging so drei Stun-

den hindurch und hielt alle in gespanntester Aufmerksamkeit.“

Man sollte meinen, daß Alexander bei alledem kaum noch die Zeit fand, sich den politischen Fragen zu widmen, von denen die wichtigste keine geringere war als die Vorbereitung des Friedens.

Und doch, er findet die Zeit. Nach schweren Verhandlungen kommt es am 30. Mai zum Ersten Frieden von Paris, nach Verhandlungen, die deutlich von der mäßigen, planvollen und vorausbedachten Haltung des Zaren, kurzum von seiner Persönlichkeit entscheidend beeinflußt wurden. Sein Grundgedanke war, daß ein starkes Frankreich für das Gleichgewicht Europas unbedingt notwendig sei. Entgegen Castlereagh, Metternich, Stein, Hardenberg und der ganzen Militärpartei läßt er es nicht zu, daß die Verbündeten ihren Sieg bis zum letzten ausnutzen.

Immerhin legt der Vertrag vom 30. Mai Frankreich schmerzliche Einbußen auf. Es muß alle seine Eroberungen seit 1792 wieder zurückgeben. Die Grenzen der alten Monarchie werden wiederhergestellt, abgesehen von Philippeville und Marie-Bourg, Landau und Saarlouis, Annecy und Chambéry. Kriegskosten und Entschädigungen jedoch wurden nicht erhoben. Mit einem Wort: Frankreich büßte gemäß dem Willen Alexanders und Talleyrands nicht allzu hart dafür, daß es 22 Jahre lang mit seinen Kriegsabenteuern, mit seinen maßlosen Eroberungszügen die Welt in Atem gehalten hatte.

Am 2. Juni verlassen die verbündeten Herrscher Paris. Am 5. Juni wird die Stadt von den feindlichen Truppen geräumt. Endlich ist Ludwig XVIII. der alleinige Herrscher in seinem Königreiche.

Der Zar begibt sich von Paris nach London. Hier lebt Katharina-Pawlowna so recht im Zuge rauschender Vergnügungen. Es ist nicht allein die Ungeduld, nach einer so langen Trennung seine „geliebte Törlin“ wiederzusehen, die Alexander nach London treibt, es sind auch schwere Sorgen auf politischem Gebiet.

Die Verbündeten haben sich nicht über die Teilung und über das Schicksal der Territorien verständigen können, die von nun ab nicht mehr unter der Herrschaft Frankreichs stehen. Was soll aus Polen, Sachsen, Hannover und den Rheinlanden, was aus den Niederlanden und ganz Italien werden? Es wurde in diesen Fragen zunächst nur festgestellt, daß alle verschiedener Meinung und feindselig gegeneinander eingestellt waren. So hat man keine bessere Lösung finden können, als die Entscheidung über alle diese Probleme auf einen Kongreß zu vertagen, der im kommenden Herbst in Wien zusammentreten soll.

Der Kaiser von Rußland bleibt in den Augen aller auch weiterhin das repräsentative Haupt der Koalition, der führende Minister ist im Laufe der Zeit der Fürst Metternich geworden. Die Gegnerschaft dieser beiden Männer liegt schon längere Zeit zurück. Sie entstand in den Februar-tagen 1813 zu Kalisch, verschärfte sich in Teplitz, Frankfurt und Chaumont und nahm in Paris erbitterte Formen an; bald wird sie sich zu einem Duell zuspitzen.

Der Zar will sich die oberste Führung der in Wien sich vorbereitenden Konferenz nicht aus der Hand nehmen lassen. Metternich arbeitet in der Stille darauf hin, daß die Beseitigung der französischen Hegemonie in Europa nicht etwa auf eine russische Vorherrschaft hinauslaufe.

Alexander fährt also hauptsächlich deshalb nach Lon-

don, um sich dort eine Unterstützung gegen die unterwühlenden Pläne Österreichs zu sichern.

Aber Katharinas ungezügelter Sprache, ihr exzentrisches Wesen und „ihr anmaßender Kommandoton“ entfremden ihn in wenigen Tagen dem Prinzregenten, der allmächtigen Lady Hertfort, der Freundin des Prinzen, und allen Ministern der Krone. Metternich, der gleichfalls nach London gekommen ist, hat es also leicht, das traditionelle Mißtrauen Englands Rußland gegenüber für sich auszunutzen. Alexanders letzter Gedanke, so sagt er, sei noch immer der, das Königreich Polen unter dem Szepter der Romanow wiederherzustellen. Eine solche Kombination würde das Gleichgewicht Europas von neuem ins Wanken bringen. Nur ein enges Einverständnis zwischen Österreich und England könne den russischen Ehrgeiz im Zaume halten. Und bald darf der Minister Franz I. an seinen Herrn berichten: „Seine Königliche Hoheit der Prinzregent hat mich mit ausgesuchtem Wohlwollen empfangen... Er äußerte sich politisch im allererwünschtesten Sinne... Der Kaiser von Rußland verliert in den Augen des Prinzregenten jeden Tag beträchtlich an Ansehen. Zur gleichen Zeit nimmt die Hochschätzung Österreichs außerordentlich zu... Der Prinzregent bittet mich, ihn nach Portsmouths zu begleiten und dann auf mindestens zwei Tage nach London zurückzukehren, damit ich mich mit ihm und dem Kanzler Hardenberg über unsere gemeinsame Haltung auf dem Wiener Kongreß verständigen kann...“

Schon jetzt hat es den Anschein, daß die Wiener Verhandlungen für den russischen Agamemnon unter keinem günstigen Aspekt stehen.

Nachdem ihm so unangenehm mitgespielt wurde, ver-

läßt Alexander London und geht am 26. Juni in Dover auf das Schiff. Seine Reise durch Belgien ist ein einziger Triumphzug; dann nimmt er einen kurzen Aufenthalt in Baden, wo die Kaiserin Elisabeth, die er seit anderthalb Jahren nicht gesehen hat, bei ihrer Mutter weilt.

In Baden erreicht ihn eine Deputation des Heiligen Synod und des Reichsrates und bittet ihn untertänig, er möge den Titel „des Gesegneten“ annehmen und seine Zustimmung dafür erteilen, daß man ihm ein Denkmal mit der Inschrift errichtet: *Dem Herrscher, der den Reichen ihre Fürsten wiedergibt, das dankbare Rußland*. In seiner bekannten teils bescheidenen, teils eitlen Art nimmt Alexander den Titel an, das Denkmal aber nicht.

Am 19. Juli kehrt er an die Ufer der Newa zurück. Die Kaiserinmutter hat gewaltige Kundgebungen für ihn vorbereiten lassen.

Man sollte glauben, daß er nach so harten Schicksalsprüfungen, die von einem vollständigen Siege gekrönt wurden, eine tiefe und starke Freude darüber empfinden würde, nun wieder in dem Palast zu sein, in dem er die tragischen Stunden von 1812 erlebt hatte. Aber nein. Er ist schweigsam, ungeduldig, mürrisch, nervös, so als ob sein Gewissen ihm keine Ruhe gönnte und traurige Gedanken, neue Sorgen ihn quälten. Sein Blick richtet sich in das Unbestimmte, er ist abwesend, „ist still, erfüllt von Demut und Selbstverleugnung“, er übermittelt den makellosen Ruhm, den er soeben erworben hat, „in die Hände des allmächtigen Herrn“. Man muß diesen seelischen Zustand wohl beachten, wenn man die späteren Ereignisse verstehen will. Es ist das sehr bekannte Merkmal moralischer und körperlicher Depression, die nach großen Gemütsbewegungen eintritt, und die unausbleibliche Folge-

erscheinung nach jeder vollkommenen Sättigung des Ehrgeizes ist, nach jeder außergewöhnlichen Übersteigerung des Selbstbewußtseins. Das Leben erscheint schal und farblos, sobald es dann wieder in die alltäglichen Bahnen einlenkt.

XIV

Der Wiener Kongreß

Am 12. September verläßt Alexander seine Hauptstadt und begibt sich zum Wiener Kongreß.

Er reist über Pulawy und stattet dem Fürsten Adam Czartoryski seinen Besuch ab. Er macht diesen Umweg, um den Polen zu zeigen, daß sie, trotz ihrer feindlichen Haltung gegen Rußland während des Krieges von 1812, noch immer auf sein Wohlwollen rechnen können. Überdies möchte er zu ihren Gunsten hier in Polen jene hohen liberalen Ideen verwirklichen, mit denen er in Paris soeben scheiterte. Was er ihnen nicht verrät, ist, daß die Wiederherstellung des großen Königreiches unter russischer Führung für ihn eine Lebensfrage geworden ist und daß nach seiner Meinung der Wiederaufbau Europas davon abhängt. Während er den Polen die Zukunft in rosigen Farben ausmalt, weicht er jedem Versprechen klug aus und vermeidet es, sich festzulegen. Er benimmt sich so geschickt und versteht es, alle dermaßen für sich einzunehmen, daß einer seiner Zuhörer, ein Russe, schreibt: „Als ich ihn hörte, stand mir der Verstand still vor Erstaunen.“

Zwölf Tage später zieht Alexander feierlich in Wien ein.

Von allen großen Kongressen, die die Diplomatie zu allen Zeiten einschließlich unserer Jetztzeit je veranstaltet hat, zeichnet sich der Wiener Kongreß durch die schönsten Beispiele der Vernunftwidrigkeit und Fahrlässigkeit, der jesuitischen Kniffe und der Bestechlichkeit aus. Nach außen hin bot er ein prächtiges Schauspiel, das einzig das Haus Habsburg, als strenge Hüterin der alten spanischen Hofetikette, nicht nur aufzuziehen, sondern auch fünf Monate lang mit nicht endender Pracht durchzuführen vermochte. Ein einzigartiges Schauspiel in der Tat! Die Feste und Vergnügungen, die galanten Abenteuer und die Orgien sowie alle Arten der Korruption nahmen keinen geringeren Raum ein als die Arbeiten, die Ränke und Handel der Politik.

Alexander betraute mit der Wahrnehmung seiner Interessen in den kommenden Beratungen seinen früheren Gesandten bei Kaiser Franz, den Fürsten André Rassumowsky, — seinen gegenwärtigen Gesandten in Wien, den Grafen Stackelberg, — seinen Minister des Auswärtigen, den Grafen Nesselrode, — einen seiner diplomatischen Staatsräte, den Freiherrn von Anstett, — seine beiden Adjutanten Pozzo di Borgo und Capo d'Istria — und schließlich als Spezialisten für die polnischen Fragen den Fürsten Adam Czartoryski. In dieser erlesenen Schar, die Rußlands Sache vor Europa vertreten soll, ist ein einziger Bevollmächtigter von Herkunft Russe, der Fürst Rassumowsky. Von seinen Mitarbeitern sind drei Deutsche, einer Korse, einer Grieche und einer Pole.

Die Herrscher strömen nach Wien, — die Könige von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark, die Großherzöge von Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt und Sach-

sen-Koburg sowie sämtliche kleinen deutschen Fürsten. Man könnte sich auf einem der großen Empfänge von Erfurt im Jahre 1808 oder von Dresden im Jahre 1812 wähnen, wenn nicht ferne auf der Insel Elba Napoleon den Robinson Krusoe spielte, wie der Fürst von Ligne boshaft bemerkte, und wenn nicht im Weichbilde von Wien, im Schlosse von Schönbrunn, Marie Luise sich schamvoll eingeschlossen hielt, bewacht von dem Zyklopen Neipperg.

Unter all den anwesenden Monarchen und Diplomaten zieht besonders Alexander die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist bekannt und im übrigen gibt er selbst es deutlich genug zu verstehen, daß er in eigener Person die Rechte und die Machtansprüche seines glorreichen Reiches geltend machen will.

Während die anderen Herrscher sich darauf beschränken, der Arbeit des Kongresses von oben herab zuzusehen, stürzt der Zar sich in den Kampf. Hier stößt er gleich zu Anfang auf zwei gefährliche Gegenspieler, von denen einer noch schlauer als der andere ist, auf zwei große Virtuosen der diplomatischen Fechkunst — auf Metternich und Talleyrand.

Gegen diese beiden Männer nährt der Zar einen alten Groll. Er hat sie einstmals angemessen, man kann sagen: sehr teuer bezahlt. Sie wissen ihm nicht mehr Dank dafür, als ein Kaufmann sich einem Käufer gegenüber verpflichtet fühlt, nachdem er seine Ware abgeliefert hat. Könnte er sie heute nicht in derselben Weise wieder einfangen?... Es scheint ihm nicht gelungen zu sein. Die beiden Virtuosen waren von anderer Seite reichlich versorgt. Nesselrode, der noch Anfänger in seinem Handwerk ist, zögert gleichfalls nicht, seine Hand nach allen Seiten aus-

zustrecken. Aber ihn bringt das ein wenig in Mißkredit. Es war die schönste Zeit der Diplomatie, ihr goldenes Zeitalter.

Alexander haßt Metternich mehr als Talleyrand. Der schöne Österreicher, der ebenso geckenhaft wie verschlagen ist, wagt es, dem Zaren seine galanten Eroberungen streitig zu machen. Diese Rivalität führt in Wien alsbald zwischen beiden zu scharfen Gegensätzen.

Alexander verachtet Talleyrand mehr als Metternich. Der Fürst von Benevent, dessen Takt und Geschmack noch immer gerühmt werden, ist wirklich weit über das Maß gefälliger Schmeichelei dem Romanow gegenüber hinausgegangen. Vor vier Monaten, am 13. Juni 1814, beteuerte er ihm noch „die Aufrichtigkeit seiner hingebungsvollsten Zuneigung“ und schrieb ihm: „Majestät, wichtige Berichte bezeugten Ihnen vor langer Zeit meine geheimste Gesinnung. Sie haben mir daraufhin Ihre Achtung geschenkt. Ich erkannte schon im voraus Ihre Bestimmung und ich empfand, daß ich mich, Franzose, der ich war, an Ihren Plänen beteiligen könnte, da sie immer von einer großzügigen Gesinnung getragen waren. Sie haben Ihre herrliche Aufgabe vollkommen erfüllt. Und da ich Sie auf dieser vornehmen Bahn begleitet habe, so werden Sie mir meine Belohnung nicht vorenthalten. Ich erbitte sie von Ihnen als von dem Helden meiner Phantasie und, ich wage es hinzuzufügen, meines Herzens...“ Und bei alledem weiß Alexander ganz genau, daß Talleyrand, der ehemalige Bischof von Autun, um die Gunst Ludwigs XVIII. zu gewinnen und um Verzeihung für seine vielfache Abtrünnigkeit zu erlangen, überall herumläuft und laut erklärt, daß die Dynastie der Romanow, die ihre Herrschaft im Jahre 1613 angetreten hat, ein

Nichts und noch weniger als ein Nichts sei im Vergleich zum Hause der Hugo Capet und sogar zu dem der Périgord, deren ältester, Adalbert, von Hugo Capet befragt: „Wer hat dich zum Grafen gemacht?“ die Verwegenheit zu der Gegenfrage besaß: „Wer hat dich zum Könige gemacht?“

Vom ersten Tage an ist die polnische Frage der Mittelpunkt, der empfindlichste Punkt der Verhandlungen.

Rußland beansprucht alle Gebiete, die das Großherzogtum Warschau bildeten. Dadurch würde Preußen den größten Teil der Provinzen verlieren, die es bei den großen Teilungen Polens erhalten hatte. Als Entgelt soll es das ganze Königreich Sachsen bekommen, dessen unglücklicher Monarch, der allzu lange Napoleon treu geblieben war, in Berlin als Gefangener zurückgehalten wurde. Um Österreich für die Gebiete zu entschädigen, die es in Galizien verlöre, will man ihm die Lombardei, Venetien, Illyrien und die dalmatische Küste zuerkennen. Vornehmer konnte man das Gut anderer nicht verteilen.

Alexander will recht deutlich machen, wie zusagend ihm diese wundervolle Lösung ist und geht so weit, einen herausfordernden Ton, den Ton eines Napoleon, anzuschlagen:

„Ich habe 200 000 Mann zwischen der Oder und der Weichsel. Man versuche es, mich zu verjagen!... Ich werde behalten, was ich habe. Lieber führe ich noch einen Krieg, als daß ich das hergebe, was ich besitze!... Falls der König von Sachsen nicht seinem Throne entsagen will, wird er nach Rußland gebracht, dort mag er sterben. Schon ein anderer König von Polen hat dort seine Tage

beendet. Friedrich August wird gut daran tun, sich an Stanislaus Poniatowski zu erinnern!...

Aber Österreich lehnt sich heftig dagegen auf, daß seine beiden Nachbarn im Norden, der eine vergrößert durch Polen und der andere durch Sachsen, auf diese Weise im Herzen Europas die Übermacht erlangen. „Die Russen in Warschau und an der Grenze der Karpaten, die Preußen in Leipzig und an der Grenze Böhmens, das kann nie und nimmer sein!...“ Die italienischen Territorien interessieren Österreich nicht. Italien hat ihm immer nur Lasten und Mühen verursacht.

Talleyrand unterstützt Metternich mit seiner ganzen Autorität, die nach wenigen Verhandlungstagen schon sehr einflußreich geworden ist. Er hat für seine Vermittlungsaktion einige kluge, lapidare Grundsätze geprägt, die er in der Folge klar und beißend, mit herablassender Gleichgültigkeit entwickelt: „Es muß die erste Sorge Europas sein, für immer die Meinung aus der Welt zu verbannen, daß man sich mit Waffengewalt Rechte erwerben könnte... Frankreich ist in der glücklichen Lage, nicht wünschen zu müssen, daß Gerechtigkeit und Nutzen getrennte Wege gehen. Es braucht seinen besonderen Nutzen nicht außerhalb jener Gerechtigkeit zu suchen, die der Nutzen aller ist... Das Gleichgewicht der Mächte und der heilige Grundsatz der Legitimität gestatten nicht die völlige Überlassung Polens an Rußland, ebensowenig die Vorherrschaft Preußens in Deutschland und jene Österreichs in Italien...“ Gerade Talleyrand kann weniger als jeder andere der Wiedererrichtung Polens unter dem Szepter der Romanow zustimmen, weil die erste Voraussetzung dafür die Einverleibung Sachsens in Preußen, also die brutale Ausplünderung Friedrich Augusts, sein würde. Talleyrand

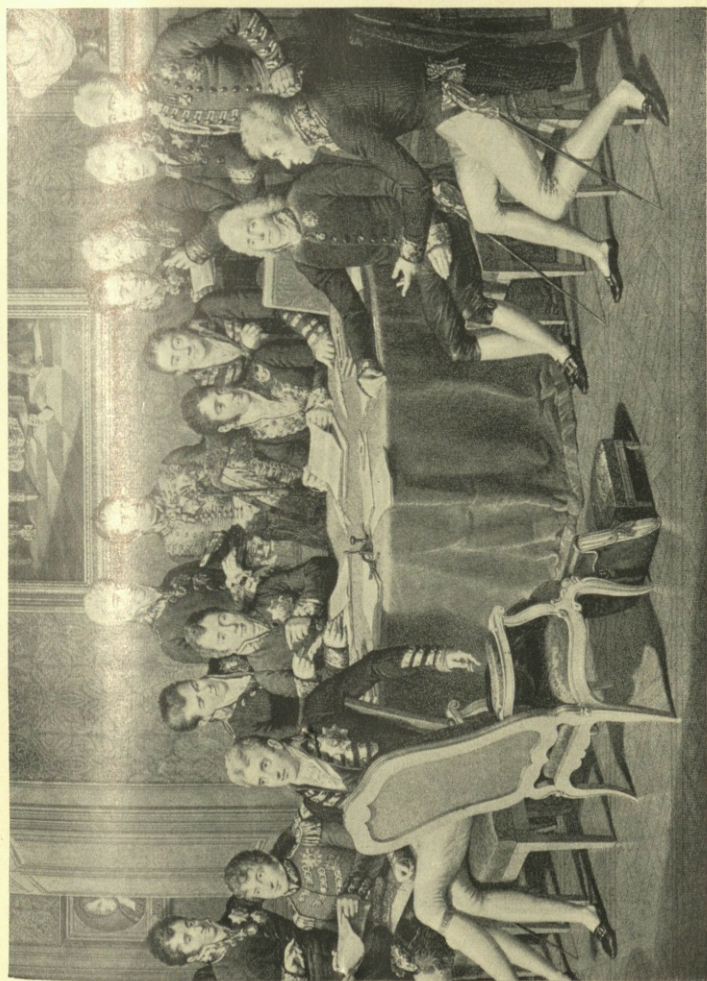
kann das nicht nur deshalb nicht, weil er vor wenigen Tagen eine beträchtliche Summe von diesem unglücklichen Fürsten erhalten hat — Dinge dieser Art haben ihn niemals behindert —, sondern vor allem auch deshalb nicht, weil die Mutter Ludwigs XVIII., die Fürstin Maria-Josephus, die Tochter Augusts III., des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, war. Ludwig XVIII. war also der leibliche Vetter Friedrich Augusts und legte einen solchen Wert darauf, die Ansprüche seines Verwandten zu unterstützen, daß er in seinen Anordnungen an Talleyrand nicht vor der Erklärung zurückgeschreckt war, er würde „keinen Augenblick zögern, die Waffen zu ergreifen, um zu seinem Ziele zu kommen“.

Die britischen Bevollmächtigten, Lord Castlereagh und Lord Clancarty, unterstützen Talleyrand mit dem ganzen ihnen zu Gebote stehenden Einfluß. Mit Freude nehmen sie seine schönen, sentenzenreichen Aphorismen auf. Sie werden nicht verfehlen, sie nutzbringend anzuwenden, wenn sie ihre Politik vor dem Parlament von Westminster zu vertreten haben.

Über diese Fragen streitet man sich in den offiziellen Sitzungen und mehr noch hinter den Kulissen des Kongresses wochenlang herum.

Nachdem man von dem polnischen Problem genug hat, diskutiert man nicht weniger hartnäckig über das Schicksal Neapels, Toskanas, des Kirchenstaates, Modenas, Luccas, Parmas, Hannovers, der Schweiz, Belgiens, der Rheinprovinzen, der kleinen deutschen Höfe usw.

Der Zar wird ungeduldig über den Widerstand, den man ihm auf allen Seiten entgegensetzt. Mit Bitterkeit muß er feststellen, daß er nicht mehr der Führer des europäischen Kreuzzuges und der Schiedsrichter der Koa-



Alexander

Metternich

Talleyrand

Der Wiener Kongreß

Ausschnitt aus einem Kupferstich von J. Godefroy nach einem Gemälde von J. Isabey



Metternich

Lithographie von Krichuber nach einem Gemälde von Th. Lawrence

lition ist. Er beschließt, nicht mehr lange an diesen Streitereien und an diesem Gefeilsche teilzunehmen.

Die phlegmatische Unverschämtheit Talleyrands reizt ihn im höchsten Maße:

„Wahrhaftig, er spielt sich hier auf wie ein Minister Ludwigs XIV.!“

Dieser gereizte Ausruf läßt deutlich erkennen, wie schwer ihn die Kränkung von Compiègne getroffen hat: *Es bleibt tief in die Seele gesenkt...*

Und als nun der Fürst von Benevent so ganz von oben herab, über alle seine Treulosigkeiten sich hinwegsetzend, mit seiner wundervoll steif aufgeputzten Krawatte, mit seinen gelangweilten Zügen, „in den Mundwinkeln die tiefen Furchen all der Verachtung, die ihm zuteil wurde“, kaltblütig seine vornehmen Tiraden über die heiligen Grundsätze, über Recht und Gerechtigkeit abrollen läßt, zuckt Alexander die Achseln und entgegnet scharf:

„Was recht ist, das zu entscheiden steht mir zu!“

Gleichlaufend werden auch seine Beziehungen zu Metternich sehr stürmisch. Er vermutet, daß Metternich gemeinsam mit Talleyrand und Castlereagh „etwas“ gegen ihn anzettele. Als er eines Tages besonders von ihm herausgefordert wird, fährt er den Österreicher so heftig an, „wie man einen Diener nicht behandeln würde“. Schließlich wird er in seinem Zorn so ausfallend, daß der anmaßende Minister sich fragt, „ob er am Ende durch die Tür oder durch das Fenster hinausgeworfen wird“.

Der Streit ist damit noch nicht beigelegt. Da Alexander sich beleidigt fühlt, so verlangt er Genugtuung durch Waffen. Kaiser Franz legt sich sofort ins Mittel. Er ist erstaunt, verduzt und empört, als er vernimmt, daß ein Kaiser von Rußland, ein Monarch von Gottes Gnaden,

sich dazu herablassen will, die Klinge mit einem einfachen Standesherrn zu kreuzen, dessen Vorfahren nur Barone oder Grafen des Heiligen Römischen Reiches waren und der selbst vor einem Jahre erst zur Würde eines Fürsten erhoben wurde: „Mein Gott, in welcher Zeit leben wir!...“ Um den Streit zu schlichten, begibt sich der Graf Ozarowsky, ein Adjutant des Zaren, offiziell zu dem Fürst-Kanzler. Metternichs ausweichende Erklärungen, die er mit den entsprechenden Grimassen abgibt, werden als ausreichender Widerruf angenommen.

Alexanders Verdacht, daß Metternich gemeinsam mit Talleyrand und Castlereagh „etwas“ gegen ihn anzettelte, war nicht irrig. Was dieses „etwas“ ist, erfährt er allerdings erst drei Monate später. Es ist nichts Geringeres als ein Geheimvertrag zwischen Österreich, England und Frankreich, um gegebenenfalls ein allzu vermessenes Vorgehen Rußlands und Preußens in Polen und Sachsen zurückzuweisen.

Talleyrand hat es sich zur besonderen Ehre angerechnet, die Hauptrolle bei der Ausarbeitung des neuen Paktes gespielt zu haben, der, mit der Front gegen Osten, die frühere gegen das napoleonische Übergewicht gerichtete Koalition wiederherstellt. Er schreibt an Ludwig XVIII.: „Frankreich ist nicht mehr isoliert in Europa... Ew. Majestät marschirt Seite an Seite mit zwei der größten Mächte...“ Durch den geheimen Vertrag vom 3. Januar 1815 wird ohne Zweifel das französische Prestige in Europa wiederhergestellt. Aber zum Glück trat der Ernstfall nicht ein. Er hätte das besiegte, erschöpfte Frankreich gezwungen, wieder zu den Waffen zu greifen, um seinen Besiegern jene Gebiete zu garantieren, die sie ihm soeben abgenommen hatten.

Der enge Zusammenschluß von Österreich, England und Frankreich zeigt bald seine Wirkung. Auf allen Wegen und Umwegen, die Alexander vorschlagen, die er selbst einschlagen will, sieht er sofort eine dreifache Schranke gegen sich aufgerichtet. In wenigen Tagen lassen seine Beobachtungen ihm keinen Zweifel mehr. Das Schweigen und die Blicke der drei Verschworenen, die Schnelligkeit und die völlige Übereinstimmung ihrer Antworten verraten ihm, daß sie geschlossen eine Marschroute verfolgen und daß ihr grundsätzlicher Widerstand auf einen gemeinsamen Plan zurückgeht. Wenn er also nicht noch einmal mit dem Kriegführen von vorn anfangen will, muß er von seinem allzu schönen Traum eines durch den Enkel der Großen Katharina wiedererweckten Polens, das unter russischem Schutze seinen Platz in der slawischen Familie wieder einnehmen soll, lassen.

Von jetzt ab bleibt ihm in den Kongreßverhandlungen nichts mehr zu tun. Er überläßt die ganze fade Mühe seinen Diplomaten Rassumowsky, Stackelberg und Nesselrode, die nach bestem Vermögen seinen Rückzug decken und die unvermeidlichen Vergleiche annehmen müssen.

Der Unwille über seinen Mißerfolg stürzt ihn sogleich in eine moralische Krise, in der seine verwickelte Natur sich wieder einmal offenbart. Die Krise äußert sich zunächst in einer fieberhaften Unruhe, in der Unfähigkeit, irgendwo ruhig zu sitzen, in schroffen Ausdrücken, im Umschlagen seiner Stimmungen und in einem fortwährenden Wechsel seiner Beschäftigungen und seiner Pläne. Er ist völlig wirr. Dann folgt ein Heißhunger, eine Sucht nach Zerstreungen, von denen einige allerdings bei einem Manne von so schwärmerischer Einbildungskraft und von so verwöhntem Geschmack nicht überraschen.

Das Schauspiel des Wiener Kongresses in jenem Stadium ist oft beschrieben worden. Über den Aufwand der kaiserlichen Feste, deren Kosten im Durchschnitt täglich 220 000 Gulden betrug, braucht nichts mehr gesagt zu werden.

Was jedoch hinter dieser prunkvollen Fassade vor sich ging, ist kaum schmeichelhaft für die Mitspieler dieses blendenden Karnevals. Der Baron von Hager, ein Geheimpolizist großen Stils, der in Metternichs Diensten stand, hatte um den Kongreß herum einen ebenso ausgedehnten wie scharfen Spionagedienst eingerichtet, der uns die Möglichkeit gibt, das intime Treiben der Hauptakteure, vor allem das Alexanders, uns heute wieder zu vergegenwärtigen.

Unter all den galanten Liebesabenteuern des Zaren, auf denen man ihm kaum folgen kann, ergötzt die Wiener am meisten die Verwirrung, die seine häufigen nächtlichen Besuche bei der stolzen Herzogin von Sagan und bei der Fürstin Bagration, dem sogenannten „schönen nackten Engel“, anrichten, denn diese Besuche veranlassen Metternich, sich von der Herzogin von Sagan loszusagen und zu der „idealen“ Gräfin Julia Zichy in Beziehung zu treten.

Noch andere Frauen entflammen den Zaren, so die Fürstin von Auersperg, die Gräfin Széchényi, die Gräfin von Saran, die Gräfin Orczy, die Gräfin Wrba und einige hübsche Wienerinnen von bescheidener Herkunft.

„Die geliebte Törlin“, Katharina Palowna, scheint ihn nur noch tiefer in diese Atmosphäre der Liebesabenteuer verstricken zu wollen und flirtet, wie vom Teufel besessen, vor seinen Augen mit dem Prinzen Wilhelm von Württemberg. Sie nähert sich ihm in jener mütterlichen Weise, durch die sie noch vor kurzem in London ihre Beziehung

zu dem Herzog von Clarence, dem Sohn von Georg III., zu verschleiern verstand.

Die Zarin Elisabeth Alexejewna ist gleichfalls in Wien. Sie lebte in aller Zurückgezogenheit bei ihrer Mutter in Karlsruhe. Alexander aber wünschte, daß sie ihn in Wien aufsuchte. Er ist sehr stolz darauf, sie aller Welt zu zeigen, denn sie ist noch immer sehr schön, sehr vornehm, von gewinnender Anmut! Sie wohnt in der Hofburg und hält sich soviel wie möglich „von all dem Lärm der Vergnügungen und Machenschaften zurück, der unaufhörlich um sie herum dröhnt“. Gar zu viele Dinge gefallen ihr nicht, sind ihr lästig und empören sie. Eine gegenseitige Sympathie verbindet sie alsbald mit der Kaiserin Maria Ludovica von Modena. Die Kaiserin ist die dritte Gemahlin von Franz I., eine unversöhnliche Feindin Napoleons, eine ernste und vornehme Natur. Ihre zarte Gesundheit zwingt sie dazu, sich viel Ruhe zu gönnen. Aber die empfindsame Elisabeth macht in der Zurückgezogenheit, die sie sich glücklich verschafft hat, eine aufregende Krise durch. Von neuem ergreift sie eine heftige Neigung zu dem Manne, der sie dereinst, vor fünfzehn Jahren, bis in den Grund ihres Wesens erbeben ließ, dessen Gedenken seit dieser Zeit nie, selbst innerhalb anderer Bindungen nicht, in ihrem Herzen erlosch: zu dem Fürsten Adam Czartoryski.

Zweifellos muß das damalige Wien einen sinnbetörenden Zauber ausgeübt haben. Denn zur gleichen Zeit erlebt die junge Dorothea von Kurland, Gräfin von Périgord und spätere Herzogin von Dino, die bei den Empfängen in der französischen Botschaft mit überlegener Ungezwungenheit die Hausfrau spielte, erlebte diese blühende Einundzwanzigjährige in der Liebe zu dem Grafen Clam-

Gallas das erste Nahen, den unvergänglichen Zauber ihres Liebesschicksals. Dieses erste Erlebnis läßt sie so wunderbar aufblühen, daß ihr alter Onkel Talleyrand sich sofort in sie vernarrt, und zwar dermaßen, daß er um ihretwillen alle seine anderen Verbindungen aufgibt. Dorothea ist lange Jahre hindurch das höchste Entzücken seines Alters.

Wie verträgt sich nun dieses rastlos ausschweifende Leben Alexanders mit seinen mystischen Empfindungen? Man könnte meinen, er habe sie völlig vergessen und finde bei seinen beständigen Seitensprüngen weder Zeit noch Lust, an Gott zu denken. Keineswegs. Religiöse Gedanken, ein Wort Christi, ein Hauch von Jerusalem oder Tiberias durchzucken ihn wieder und wieder, so als ob das Übermaß der Genüsse, die körperliche Ermüdung, vielleicht auch ein dunkles Schamgefühl vorübergehend in ihm das Verlangen nach geistigen Erregungen erzeugten. Er schließt sich dann mit einem Edelfräulein der Kaiserin ein, mit Mlle. Roxandre de Sturdza, die in der vierten Etage der Hofburg ein bescheidenes Zimmer bewohnt. Sie ist ein junges unschuldiges Mädchen, sehr idealistisch veranlagt, mit regelmäßigen Gesichtszügen, mit einem feinen und zarten Lächeln, mit einer melodiosen und gewinnenden Stimme. Sie ist die innige Freundin der nicht weniger idealistischen Frau Swetschin, die ihr eines Tages schrieb: „Ein jeder Ihrer Blicke ist ein Gedanke.“

Es gibt noch einen besonderen Grund dafür, daß der Monarch sich gern „die Mühe macht, die vier Etagen hoch zu steigen“. Die himmlische Roxandre liest ihm jedesmal „erhabene Briefe“ vor, die sie von einer livländischen Baronin, „einer gottesfürchtigen Prophetin“, einer Frau von Krüdener erhält. Der Fürst Galitzin hat dem

Zaren schon häufig von dieser „Erleuchteten“ erzählt, von „dieser untrüglichen Mittlerin göttlichen Willens, vor der alle Schleier des Allerheiligsten sich lüften“.

Sie ist 48 Jahre alt und die Witwe eines russischen Diplomaten. Im Jahre 1804 hatte sie einen Seelenroman *Valérie* veröffentlicht, durch den ein Hauch von Werther und René ging. Das hatte sie in Mode gebracht und hatte in ihr das ungezügelte Verlangen geweckt, von sich reden zu machen und den anderen etwas vorzutäuschen. Sie hielt es nirgends lange aus, war unaufhörlich zwischen Paris und Berlin, zwischen Genf und Baden unterwegs und entbehrte oft die notwendigsten Mittel. Sie hatte große Erfolge gehabt, weil sie gleichzeitig sehr hübsch und sehr geistreich, anziehend und zurückhaltend, impulsiv und verschlossen war. Sie konnte sich ebenso schnell verlieben, wie sich hingeben. Sie hielt sich für unwiderstehlich und war überzeugt, daß alle Männer in sie vernarrt und bereit wären, für sie das Leben zu lassen. Das versetzte sie in die Lage, eine ganze Anzahl von ihnen zu retten. Aber eines Tages im Jahre 1808 „hatte Gott sie aus dem Abgrund der Menschheit, wo sie sich in Wonnen verlor“, *vom Boden aufgehoben*. Seitdem ist sie ein neuer Mensch geworden, ist sie wie durch eine zweite Taufe gegangen. Über alles wird sie von oben wunderbar unterwiesen, „sie vernimmt in sich das lebendige Wort des Erlösers“. Alexander ist ganz ergriffen davon, daß eine solche Frau, der Gott eine so außergewöhnliche Gunst erweist, als russische Untertanin geboren wurde. Er ist um so mehr ergriffen, weil sie sich ganz besonders für ihn interessiert, weil sie in ihm „einen Erneuerer seiner Völker, ... einen Helfer des göttlichen Meisters, ... einen Liebling Christi“ sieht. Sie nennt ihn auch

„den weißen Engel“, im Gegensatz zum „schwarzen Engel“, Napoleon. Mlle. de Sturdza wünschte sehnlichst, daß der Zar persönliche Beziehungen zu dieser Deborah des Nordens aufnehme. Aber so oft sie glaubte, ihn soweit zu haben, war er ihr plötzlich wieder entschlüpft, verlockt von den Stimmen der Sirenen.

In seinem Groll gegen die Bourbonen hatte Alexander eines Tages die drohende Bemerkung nicht unterdrücken können:

„Wenn sie mich dazu zwingen, gut, dann werde ich das Ungeheuer gegen sie loslassen!“

Am 7. März 1815 vernimmt man in Wien mit Bestürzung, daß das Ungeheuer sich selbst losgemacht hat, daß es sich auf der Flucht befindet.

Metternich erzählt uns, wie er die Nachricht empfing: „In der Nacht vom 6. bis zum 7. März hatte in meiner Wohnung eine Konferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte stattgefunden, die sich bis drei Uhr morgens hingezogen hatte. Ich hatte meinem Kammerdiener verboten, mich, falls noch Kuriere kämen, in meinem Schlafe zu stören. Trotz meines Verbotes brachte er mir gegen sechs Uhr morgens eine als *dringend* bezeichnete Depesche. Ich las auf dem Umschlag den Vermerk: *Vom Konsul in Genua*. Da ich erst vor knapp zwei Stunden in das Bett gekommen war, legte ich die Depesche uneröffnet auf meinen Nachttisch und versuchte wieder einzuschlafen. Aber da ich nun einmal gestört war, wollte sich der Schlaf nicht mehr einstellen. Gegen sieben ein halb Uhr morgens entschloß ich mich, den Umschlag zu öffnen. Er enthielt nur folgende Zeilen: *Der englische Kommissar Campbell ist soeben im Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob*

man Napoleon nicht in Genua gesehen habe, denn er sei von der Insel Elba verschwunden. Da man ihm eine verneinende Antwort geben mußte, ist die englische Fregatte sofort wieder in See gestochen. Sofort war ich angekleidet und war vor acht Uhr bereits bei Se. Majestät. Der Kaiser las die Depesche und sagte dann mit jener vollendeten Ruhe, die ihn sogar in den entscheidendsten Augenblicken nicht verließ: „Napoleon scheint auf Abenteuer ausgehen zu wollen, das ist seine Sache. Die unsere ist es, der Welt ihren Frieden zu sichern. Suchen Sie bitte sofort den Kaiser von Rußland und den König von Preußen auf. Sagen Sie ihnen, ich sei bereit, meiner Armee den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Herrscher zusammen mit mir marschieren.“ Um acht Uhr fünfzehn Minuten war ich bei dem Kaiser Alexander, der mir in der gleichen Weise wie Kaiser Franz Bescheid erteilte. Um acht ein halb Uhr gab der König Friedrich Wilhelm mir dieselbe Erklärung. Um neun Uhr war ich wieder in meiner Wohnung, wohin ich den Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg gebeten hatte. Um zehn Uhr fanden sich die Minister der vier Mächte auf meine Einladung hin in meinem Arbeitszimmer ein. Zur selben Stunde bereits waren die Adjutanten nach allen Richtungen hin unterwegs, um den sich zurückziehenden Armeekorps den Befehl Halt! zu überbringen. So war der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen.“

In Wien erfuhr man in den nächsten fünf Tagen nicht das geringste darüber, wo *Bonaparte* steckte.

Auf allen Gesichtern las man große Besorgnis. Doch die Empfänge, Schauspiele und Tanzgesellschaften wurden sofort wieder aufgenommen. Plötzlich ein neuer Donner Schlag: Bonaparte ist am 2. März im Golf von Juan an

Land gegangen. Er marschiert auf Grenoble, begeistert wird er von der Bevölkerung begrüßt. In größter Bestürzung fliehen Ludwig XVIII. und sein Hof nach Belgien, ohne daß irgend jemand den Versuch macht, sie daran zu hindern. „Der Adler fliegt von Kirchturm zu Kirchturm...“

Diese triumphale Rückkehr erregt Alexander im stärksten Maße, um so mehr als Pozzo di Borgo seit der Flucht des „Ungeheuers“ von Elba kategorisch erklärt hatte:

„Setzt Bonaparte den Fuß auf Frankreichs Boden, so hängt man ihn am ersten besten Baumstamm auf.“

Keine Minute ist der Zar sich darüber im unklaren, wie er sich zu entscheiden hat:

„Keinen Frieden mit Napoleon! ... Vor allem andern: man muß ihn zurückschicken! ... Welche politischen Verhältnisse sich daraufhin in Frankreich ergeben, werden wir später ins Auge fassen.“

In diesen letzten Worten verrät sich sein Widerstreben, die Bourbonen noch einmal auf Frankreichs Thron zu setzen. Er kann nur Abneigung und Verachtung für sie aufbringen.

Der eine der britischen Bevollmächtigten, Lord Clancarty, besteht darauf, daß die Verbündeten dem französischen Volke die folgende Erklärung abgeben sollen: „Bonaparte allein ist unser Feind. Sobald wir euch von ihm befreit haben, werden wir Frankreich alle Segnungen einer wohlwollenden Regierung unter einem legitimen König angedeihen lassen.“

Diese „Legitimität“, die Talleyrand in den Schriftsatz hineingebracht hat, geht Alexander auf die Nerven. Er sieht in ihr eine beleidigende Anspielung auf die Zarenkrone. So beschämende Erinnerungen haben die vielen

Komplotte, Morde, Entthronungen, die Meutereien in den Kasernen, die Erdrosselungen im Bett, kurz, die ganze Reihe der „asiatischen Kuren“ in der Geschichte der Romanow hinterlassen!

Er weist also den Vorschlag Clancartys zurück:

„Das wahre französische Volk will nichts mehr von den Bourbonen wissen. Sehen Sie doch, wie es sie auf und davon gehen ließ... Wollen Sie ihm etwa jene Regierung aufzwingen, die es soeben, ohne einen Schritt zu ihrer Verteidigung zu tun, einfach preisgegeben hat? Wollen Sie sie den Franzosen mit Gewalt aufdrängen?... Und weiter, welche Wahrscheinlichkeit besteht denn dafür, daß der Thron Ludwig XVIII. in der Zukunft fester da steht?... Als wir im vorigen Jahre in Paris waren, hätten wir noch die Regentschaft der Marie Luise einführen können. Ist das heute noch möglich? Nein. Ich komme soeben von der Erzherzogin. Um keinen Preis will sie nochmals den schwankenden Thron Frankreichs besteigen. Sie ist sich darüber klar, daß ihr Sohn in Österreich eine seinem Herkommen entsprechende Stellung einnehmen muß. Mehr wünscht sie sich nicht für ihn... Die Wahl irgendeines Marschalls zum Nachfolger Bonapartes kommt für mich nicht in Frage. Er würde den Frieden Europas nur stören können... Sollten die Franzosen sich den Herzog von Orléans als Revolutionskönig wünschen, so hätte ich nichts dagegen... Der Herzog von Orléans ist am meisten geeignet, alle Gegensätze zu überbrücken: er ist Franzose, er ist Bourbone, er hat Söhne. In seiner Jugend hat er im Dienste der konstitutionellen Monarchie gestanden. Dann hat er die Kokarde der Trikolore getragen, die man niemals hätte aufgeben dürfen...“

Am 13. März lassen die Vertragsmächte des Pariser

Friedens vom 30. Mai 1814 verkünden, daß Bonaparte „den Vertrag eigenmächtig gebrochen hat und somit der einzigen gesetzlichen Grundlage, auf der seine Existenz noch beruhte, verlustiggegangen ist“, daß er außerhalb der Gesetze gestellt und „dem öffentlichen Strafgericht“ überliefert wird. Talleyrand, der sich nicht mehr als der Minister Ludwigs XIV. gebärdet, setzt seelenruhig seine schöne Unterschrift unter dieses Manifest, das die Koalition Europas gegen Frankreich wieder zusammenleimt. Ein Brief, den er an Ludwig XVIII. richtete, berechtigt übrigens dazu, ihm jene Formulierung vom „öffentlichen Strafgericht“ zuzuschreiben. Wieder einmal hat der Fürst von Benevent es zum mindesten an seiner gewohnten Selbstzucht im Maßhalten und an Geschmack fehlen lassen. Er vergleicht Bonapartes Tat mit der eines Räubers und schließt: „Jede Maßnahme, die gegen Räuber erlaubt ist, muß auch gegen ihn erlaubt sein.“

Während sich die Stäbe in aller Eile über den Neubeginn der Feindseligkeiten verständigen, setzen die Diplomaten so schnell wie möglich das Schlußprotokoll des Kongresses auf. Dies ist dann der Vertrag vom 9. Juni 1815.

Angesichts der Lage, die durch die Rückkehr des Usurpators für alle Mächte im gleichen Maße gefährlich geworden ist, ergibt sich die Einigung zwischen ihnen wie von selbst.

Der Zar fühlt sich unter diesen Umständen den Verbündeten gegenüber verpflichtet und ist in der polnischen Frage zu territorialen Opfern bereit. Das Großherzogtum Warschau wird im gesamten Umfange Rußland einverleibt. Aber Preußen erhält Posen, Bromberg und Thorn, außerdem bekommt es noch die Rheinprovinzen zum Trost dafür, daß die Integrität Sachsens nicht angetastet wird.

Österreich erhält zu Galizien noch den Bezirk von Tarnopol hinzu, der nach der Schlacht von Wagram an Rußland abgetreten war, und schließlich noch die Lombardei, Venetien, Triest, Dalmatien und Illyrien.

Nachdem Polens Schicksal auf diese Weise durch den Kongreß besiegelt ist, schreibt Alexander eiligst an den Grafen Ostrowsky, den Präsidenten des Senats von Warschau:

„Indem ich den Titel eines Königs von Polen annehme, will ich die Wünsche der Nation in jeder Weise zufriedenstellen. Das Königreich Polen wird mit dem russischen Kaiserreich auf der Grundlage seiner eigenen verfassungsmäßigen Rechte vereinigt. Es ist mein sehnlichster Wunsch, auf diesen Grundlagen das Glück des Landes aufzubauen . . . Wenn es auch im Interesse einer allgemeinen Befriedigung nicht möglich war, alle Polen unter einem Szepter zu vereinen, so habe ich mich doch wenigstens bemüht, alle Härten, die durch diese Trennung eintreten, zu mildern und den abgetrennten Polen überall die Gewähr zu verschaffen, daß ihnen ihr Volkstum erhalten bleibt.“

Diese Verfassung, die er dem polnischen Volke verheißt, erträumt er gemäß jenen liberalen Grundsätzen, die ihm einst sein Lehrer La Harpe gepredigt und an denen er sich noch vor kurzem mit Speranskij berauscht hat. Sein lebhafter Verstand kann mit höchster Virtuosität die unmöglichsten Dinge zusammenbringen und die widersprechendsten Ansichten vereinigen, und so beunruhigt es ihn in keiner Weise, den Polen die denkbar modernste Verfassung zu geben, während die Masse des russischen Volkes nach einem Worte des Großfürsten Nicolas Michailowitsch weiterhin „in unvorstellbare Finsternisse“ verbannt bleibt.

Während das Schlußprotokoll ausgearbeitet wurde, hätte ein Zwischenfall beinahe mit einem Schlage das Bündnis der Alliierten gesprengt.

Kaum ist Napoleon wieder in den Tuilerien, so versucht er eine unmittelbare Aussprache mit dem Zaren herbeizuführen. Der Wahn von Tilsit und Erfurt lebt in ihm noch immer mit einem Rest von trügerischer Hoffnung. Zur Hauptvermittlerin wählte er, nach seiner Meinung sehr geschickt, seine überspannte Stieftochter Hortense, in die Alexander im vorhergehenden Jahre so verliebt gewesen war. Sie überbrachte seinem Freunde von einst die Versicherung, daß er keine kriegेरischen Absichten hege, verbunden mit dem Versprechen, „daß er dem Zaren wegen Polen niemals mehr Ärger bereiten würde.“ Es war nicht glücklich, Hortense zu entsenden. Sie war für Alexander vollkommen in den Hintergrund getreten. Seine Wiener Freundinnen hatten ein Netz von Verstrickungen um ihn gespannt.

Doch inmitten dieses politischen Spieles fiel Napoleon plötzlich eine unschätzbare Karte in die Hand. Als der Graf Jaucourt am 20. März das Ministerium des Äußeren Hals über Kopf verließ, hatte er in einer Schublade den Geheimvertrag vom 3. Januar liegen lassen, durch den Österreich, Frankreich und England sich zusammengeschlossen hatten, um den russischen Machtansprüchen einen Zaum anzulegen. Kaum hatte Napoleon diesen Vertrag zu Gesicht bekommen, so übermittelte er ihn dem russischen Geschäftsträger Boutiaguin, der sofort nach Wien abreiste.

Alexander kocht vor Zorn. Sein Adjutant Capo d'Istria tritt in dem Augenblick, da der Zar den Vertrag gelesen hat, in sein Arbeitskabinett und sieht, wie Alexan-

der mit großen Schritten im Zimmer auf und ab geht, mit blitzenden Augen und roten Ohren.

Seine Auseinandersetzung mit den Ministern, die diesen gemeinen Treubruch auf dem Gewissen haben, ist ebenso kurz wie nachdrücklich. Mit seiner hoheitsvollsten Miene zeigt er ihnen den Vertrag:

„Kennen Sie dieses Schriftstück?“

Er hört kaum die Stammeleien und Rechtfertigungen der Schuldigen an und sagt ruhig und überlegen:

„Solange wir leben, darf davon unter uns nicht mehr die Rede sein!... Augenblicklich haben wir Wichtigeres zu tun. Wir haben einzig an unseren gemeinsamen Kampf gegen Napoleon zu denken.“

Die kommenden Tage sind für Alexander wenig erfreulich.

Am 19. April findet ein Kriegsrat unter seinem Vorsitz statt. Es wird beschlossen, den Feldzug am 1. Juni zu beginnen. Die Heere der Verbündeten werden am Rhein zwischen Basel und Koblenz zusammengezogen. Die englisch-preußische Armee bildet den rechten Flügel und soll in der Richtung Namur angreifen, die österreichische Armee bildet den linken Flügel, um in der Richtung Langres vorzugehen. Die russische Armee wird in der Höhe von Mainz als Reservearmee bereitgehalten, um je nach dem Lauf der Operationen später einzugreifen.

Diese Hilfsrolle, durch die die russische Armee zu einer Truppe zweiter Linie wird, kränkt Alexanders Eigenliebe auf das tiefste. Aber er muß unterschreiben, da ein Teil seiner Truppen noch in Etappen zwischen Weichsel und Njemen steht, während der andere Teil seiner Truppen bereits nach Rußland zurückgekehrt ist. Wenn sie auch in

Eilmärschen herankommen, so können sie doch nicht vor dem 1. Juli an der Front sein. Somit ist der russische Autokrat nicht mehr der militärische Führer der Koalition.

Im übrigen hört er bald aus allem heraus, daß Wellington, Blücher und Schwarzenberg auf Grund ihrer strategischen Berechnungen sich anmaßend schmeicheln, „Bonaparte die Rippen zerbrochen zu haben“ und sogar schon in Paris eingezogen zu sein, bevor die Russen einen einzigen Gewehrschuß abgegeben hätten.

Der Zar ahnt, daß dieser neue Feldzug nach Frankreich ihm nur Demütigungen und Verdruß bringen wird. Schon jetzt spricht man von ihm nicht mehr als von *dem Weltbefreier* und „dem Agamemnon der Könige“.

So will er wenigstens in den Augen Europas den Anschein erwecken, als ob er in der militärischen Führung noch die entscheidende Rolle spiele. Er wartet nicht das Ende des Kongresses ab und fährt in die Rheingegend. Am 25. Mai verläßt er Wien und begibt sich nach Heilbronn am Neckar, wo er sein Hauptquartier einrichten läßt.

Auf dem Wege dorthin hält er sich einige Tage im Schloß Nymphenburg bei dem König und der Königin von Bayern auf. Seine Gastgeber sind erstaunt darüber, wie verdrießlich, pessimistisch und nervös er ist. Er zieht über die unbeholfenen Bourbonen her, die selbst die Schuld an ihrem Sturz trügen. Nicht weniger scharf äußert er sich über seine Verbündeten. Die ganze Zukunft malt er in den düstersten Farben.

Am 4. Juni kommt er in Heilbronn an und erwartet dort seine Truppen.

In der Nacht gegen zwei Uhr, — er kann nicht schlafen und hat soeben das Buch, durch das er sich von seiner



Großfürst Konstantin
Der Bruder des Zaren

Nach einem kolorierten Kupferstich von J. Lex



Araktschejew

Lithographie von G. Hippius

dunklen Angst ablenken wollte, neben sein Bett fallen lassen —, tritt sein erster Adjutant, Fürst Wolkonsky, in sein Schlafzimmer und meldet ihm, daß eine Dame namens Baronin von Krüdener dringend darauf bestehe, trotz der Ungewöhnlichkeit ihres Verlangens und zu dieser Stunde bei ihm vorgelassen zu werden. Der Zar hatte gerade, ein noch seltsamerer Zufall, an sie gedacht und hatte den sehnlichsten Wunsch empfunden, sie kennenzulernen. Sogleich sagt er sich: „Da sie das so genau erraten hat, so muß sie in meiner Seele lesen...“ Er läßt die fremde Besucherin vor.

Sie führen in dieser Nacht eine lange Unterhaltung. All seine innere Unruhe weicht von ihm. Ihm ist zumute, als ob ihm eine übernatürliche Hilfe zuteil geworden sei.

Betrachtet man aber die Dinge aus der Nähe, so war dieses Zusammentreffen keineswegs so zufällig. Die „Deborah des Nordens“ wußte, daß die Vorhut der russischen Truppen zwischen Heidelberg und Heilbronn ihre Stellungen beziehen sollte. Geschickt hatte sie ihre sommerlichen Ausflüge in diese Gegend zwischen Main und Neckar gerichtet. Sie war also „gerade in der Nähe“. Außerdem kannte sie aus den Briefen ihrer getreuen Roxandre alle Einzelheiten der inneren Krise, die dem Zaren so schmerzlich zu schaffen machte. Ihr psychologischer Instinkt und ihre geschwätzige, geschäftige Verwegenheit taten ein übriges.

Einige Tage später begibt sich Alexander von Heilbronn nach Heidelberg. Hier haben der Kaiser von Österreich und der König von Preußen soeben ihre Hauptquartiere bezogen.

Sogleich bittet er auch Frau von Krüdener dorthin. Sie wohnt ganz in seiner Nähe. Alle ihre Gespräche beginnen

um zehn Uhr des Abends und ziehen sich bis zwei Uhr morgens hin. Ein jedesmal läßt sie den Zaren in einem Zustand der Verklärung und der Glückseligkeit zurück.

Durch ihre berückende, verzückende Erleuchtung, ihre sibyllinischen Weissagungen, durch eine krankhafte Vermengung von aufrichtiger Hingabe und komödiantenhafter Schwärmerei gewinnt die livländische Prophetin einen gewaltigen Einfluß auf ihren Neubekehrten. Die innere Wandlung, die sich schon seit langer Zeit in ihm vollzog, ist nun abgeschlossen. Der Mystizismus beherrscht ihn jetzt völlig bis in die letzten Tage seiner Regierung, — noch volle zehn Jahre; in jenen nächtlichen Zusammenkünften mit Frau von Krüdener in Heidelberg hat er seine klare und endgültige Form gewonnen.

XV

Die Heilige Allianz

Am 21. Juni erhalten die drei verbündeten Herrscher in Heidelberg die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo. Dieses Mal ist Napoleon rettungslos verloren. Es ist das Ende seines gewaltigen Schicksals.

Alexander möchte sogleich auf Paris losmarschieren. Aber wie soll er das anstellen ohne Heer? ... Das vierte russische Korps, das an der Spitze der russischen Kolonnen zieht und im übrigen „erschöpft, völlig überanstrengt und heruntergekommen ist“, kann erst in sieben bis acht Tagen in Mannheim über den Rhein gehen und nicht vor dem 12. Juli an der Marne sein ... Inzwischen sind die Engländer und die Preußen bestimmt in Paris! ...

Am 25. Juni hält es der Zar nicht mehr in Heidelberg aus. Er reißt sich von Frau von Krüdener los und läßt auch seine beiden gekrönten Waffengefährten im Stich. Ganz allein macht er sich auf den Weg, nur von einer Eskadron Kosaken begleitet. Ein verwegenes Beginnen, das seiner Tapferkeit alle Ehre macht. Von einigen hundert Kosaken beschützt muß er achtzig Meilen durch Gebiete reiten, die die Verbündeten noch nicht besetzt haben und deren Bewohner mit größter Liebe an ihrem Vaterlande hängen.

Als er am 10. Juli Paris erreicht, erfährt er, daß Wel-

lington und Blücher, im Bewußtsein ihres glänzenden Sieges und als die Herren der Stunde, bereits aus eigener Machtvollkommenheit Ludwig XVIII. wieder auf den Thron gesetzt haben. Der König ist am Vorabend in seiner Hauptstadt eingetroffen. Alexander hat also nicht nur als Führer der militärischen Operationen ausgespielt, auch auf dem Gebiete der Politik — und zwar der hohen Politik — haben ihn die Verbündeten beiseite geschoben.

Nach einem solchen Auftakt ist es nicht verwunderlich, daß er sogleich gegen Paris schlecht zu sprechen ist.

Dieses Mal hütet er sich, im Hause des verhaßten Talleyrand in der Rue Saint-Florentin abzustiegen. Er wählt zu seiner Wohnung den Palast des Elysée, um den herum damals noch unbebaute Flächen und Privatgärten lagen, die eine Atmosphäre der Stille und Zurückgezogenheit verbreiteten.

Kaum hat er sich eingerichtet, als Ludwig XVIII. ihm zu seiner großen Überraschung einen Besuch abstattet. Der Schritt ist um so bedeutsamer, als das Benehmen und die Worte des Besuchers in keiner Weise an den beleidigenden Dünkel von Compiègne erinnern. Die Unterhaltung zieht sich zwei Stunden hin. Der alte König, der ein sehr feiner Diplomat ist, hat gleich bei seiner ersten Fühlungnahme mit Blücher und Wellington erkannt, daß er den Zaren unbedingt braucht, um sich gegen die tollen Ansprüche zu schützen, die die Sieger von Waterloo zu erheben wagen. Alexander, der sich von seinen Verbündeten ausgebootet, wenn nicht gar verraten fühlt, zögert keinen Augenblick, an dem angebotenen Spiel teilzunehmen. Alle Gegensätze zwischen den beiden Monarchen sind wie weggewischt.

Von diesem Tage an hört man vom Zaren keinerlei

Kritik, keinerlei abfällige Bemerkung mehr über die Bourbonen. Ja, er geht noch weiter. Er weist den Herzog von Orléans, der sich stets der besonderen Gunst des liberalsten aller Herrscher zu erfreuen glaubte, in höflicher Form zurück. Auch die Mitglieder der napoleonischen Familie, für die er noch vor kurzem so viel Teilnahme und Interesse gezeigt hatte, werden nicht besser behandelt. Die Königin Hortense, die sich jeder Würde begibt und alles daransetzt, ihren herrlichen Verehrer von Malmaison wieder für sich zu gewinnen, muß durch die Zeitungen erfahren, daß die Tore des Elysée für sie geschlossen sind. Wenige Tage später verleugnet Alexander sie sogar vor aller Öffentlichkeit. Auf Befehl des preußischen Generals Müffling, des Gouverneurs von Paris, muß sie Frankreich verlassen. Aber die weitgehendste Rücksicht bezeugt er der Regierung der Restauration doch wohl dadurch, daß er allem Anschein nach mit seiner Autorität die furchtbaren Exzesse des „Weißen Schreckens“ deckt. Wenn er die Bourbonen auch nach wie vor für „unverbesserlich“ hält, nach außen hin läßt er nichts davon merken.

Ein Gedanke, den er selbst sich noch nicht eingesteht, mag der Grund dafür sein, daß er sein Umschwenken nicht schrittweise vollzieht und daß seine Kunst der feinen Übergänge diesmal so völlig versagt. Jenen neuen Plan hat ihm der Fürst Alexander Ypsilanti, der Abkomme einer berühmten griechischen Familie, Adjutant seines Bruders, des Großfürsten Konstantin und Oberst bei den Gardereitern in Wien, beigebracht. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die Befreiung Griechenlands aus den Händen der ungläubigen Türken, um nichts Geringeres als um die Schutzherrschaft über alle orienta-

lischen Christen, um den alten, in Vergessenheit geratenen Traum Peters des Großen und der großen Katharina, um den byzantinischen Wunschtraum. Seitdem der Zar so gänzlich auf seine polnische Hoffnung verzichten mußte, wird seine Phantasie von dem Trugbild Konstantinopel gewaltig angezogen. Kommt aber die Stunde für diesen ruhmreichen Kreuzzug, so braucht er Frankreichs Hilfe, um Europa hinter seinem Rücken in Schach zu halten. Jetzt, im Juli 1815, scheint er bereits vorauszusehen, was er sechs Jahre später dem Grafen La Ferronnays, dem Gesandten Ludwigs XVIII., erklärt: „Frankreich und Rußland müssen Verbündete sein.“

Inzwischen tritt in Paris am 12. Juli eine Friedenskonferenz zusammen. Fast alle Geschäftsträger aus Wien finden sich hier wieder ein: Metternich, Rassumowsky, Nesselrode, Wellington, Castlereagh, Hardenberg, Humboldt, Talleyrand usw.

Der Bevollmächtigte Ludwigs XVIII. hat keine leichte Aufgabe. Wenn Österreich und England auch nach außen hin in ihren Forderungen mäßig bleiben, so kommt Preußen, das auch die deutschen Höfe vertritt, in seiner Erbitterung mit um so maßloseren Ansprüchen. Es will, daß Frankreich Flandern, das Elsaß und Lothringen, die Franche-Comté, die Bourgogne, Savoyen und anderes noch verliert, — ein „Meisterwerk der Zerstörung“, wie Pozzo di Borgo sich ausdrückte.

Nachdem England und Österreich beträchtliche Abstriche durchsetzen konnten, bleiben die preußischen Bedingungen noch immer scharf genug. Wellington, Castlereagh, Metternich, Rassumowsky und Nesselrode sind verärgert über die fanatische Hartnäckigkeit Hardenbergs

und Humboldts, die am 20. Dezember die Absendung eines Ultimatums an die französische Regierung erreichen. Angesichts dieser verletzenden Zumutung ruft Talleyrand aus:

„Ich werde das nicht unterschreiben! Sonst würde es kein Frankreich und keinen König mehr geben!...

Ludwig XVIII. bittet in seiner Verzweiflung den Zaren um seine Vermittlung. Alexander weicht sehr höflich und sehr geschickt aus. Der aalglatte Romanow versteht es wieder einmal meisterhaft, sich lästigen Fragen zu entziehen, sie unter unbestimmten Antworten verschwinden zu lassen, oder, wie seine Schwester Katharina sagt, „über unangenehme Dinge Sand zu streuen“.

Auf höchst unvorhergesehene Weise wandelt sich nun die Tragödie zur Komödie. Diesmal ist es Pozzo di Borgo, der gewandt, beweglich und verschmitzt wie ein Crispin oder Figaro, die Hauptrolle spielt. Er erklärt dem König ganz einfach, daß er dem Zaren, dessen entscheidende Vermittlung er wünsche, eine feierliche Bekundung oder besser noch ein sichtbares Unterpfand seiner gegenwärtigen und zukünftigen Gesinnung gegen Rußland geben müßte. Die Bekundung hätte in einem persönlichen Handschreiben an den Kaiser zu bestehen, und das Treupfand ... in der Entlassung Talleyrands. Durch diesen zwiefachen Ausdruck seines höchsten Willens würde Ludwig XVIII. sich unfehlbar die hochherzige Freundschaft des russischen Herrschers erwerben.

Ein jedes Mal, wenn es sich für Ludwig XVIII. darum handelte, seinen Thron und seine Würde zu retten, hat er ebenso formvollendet wie leicht und stolz die Feder zu führen verstanden. Also schreibt er an den Zaren:

„Aus bitterster Herzensbedrängnis wende ich mich an

Ew. Majestät. Konnte ich wohl annehmen, daß man mir Bedingungen auferlegte, die dem Ruin auch noch die Schande hinzufügen? Nein, Majestät, ich kann es nicht glauben, daß dies Ihr letztes Wort ist. Sollte es aber doch so sein und ich zu meinem Unglück mich täuschen, sollte Frankreich einen Widerruf seiner Erniedrigung nicht mehr erhoffen dürfen, so würde ich nie meine Hand dazu leihen, das Werkzeug seines Unterganges zu sein. Lieber würde ich dem Thron entsagen, als mich darein fügen, den altehrwürdigen, strahlenden Glanz seiner Krone zu trüben... Mag Ew. Majestät aus diesem Geständnis, das auf einem unabänderlichen Beschluß beruht, die Tiefe meines Schmerzes erkennen.“

Was die Entlassung von Talleyrand betrifft, so empfindet Ludwig XVIII. keinerlei Hemmungen oder Bedenken. Trotz der Dienste, die Talleyrand ihm in Wien erwiesen hat, kann er ihm nicht verzeihen, daß er bei den Beratungen von 1814 und 1815 die entscheidende Rolle gespielt, daß er den gesinnungslosen Fouché wieder ins Amt brachte und dem Hof von Frankreich das beschämende Schauspiel eines verheirateten Bischofs bot. Noch weniger vielleicht verzeiht er ihm, daß er sich für unentbehrlich hält und sich fortwährend, wie ein Hausmeier in den letzten Merowingerzeiten, als der Beschützer des Königtums aufspielt.

Ludwig XVIII. fällt nicht, um diesen störenden, anstoßerregenden Menschen loszuwerden, wie Napoleon mit Zorn und Schmähworten über ihn her. Er verführt ihn dazu, sich wegen Überlastung zu beklagen und eine lebhaftere Unterstützung der Krone gegenüber den Kammermännern und den Verbündeten zu erbitten: „Widrigenfalls könnten die Minister sich vor die peinliche Notwendigkeit gestellt sehen, ihre Ämter zur Verfügung zu stellen.“

Auf diese verschleierte Drohung hin schweigt er. Er heftet seine Blicke starr an die Decke. Endlich senkt er den Kopf und sagt gelassen:

„Also gut, wenn mir das Kabinett seine Demission anbietet, werde ich andere Minister ernennen.“

Erneutes Stillschweigen, das Talleyrand mit den Worten unterbricht:

„Also nimmt Ew. Majestät unsere Demission an?“ Zum drittenmal schweigt der König. Talleyrand ist tief verletzt, begreift das Ganze, steht auf, grüßt und verläßt das Zimmer.

Am nächsten Tage mahnt der Adjutant Alexanders, Pozzo di Borgo, noch einmal. Am 24. September beruft Ludwig XVIII. den Mann an die Spitze des Staatsrates und des Auswärtigen Amtes, der durch seine würdevolle Lebensführung, durch die Vornehmheit seines Charakters und seine vielseitige Intelligenz Talleyrand am besten ersetzen konnte: den Herzog von Richelieu.

Der Erbe dieses berühmten Namens war 21 Jahre lang nicht in Frankreich gewesen. Er hatte sich in Rußland aufgehalten und hatte dort Hervorragendes geleistet. Als „Generalleutnant Sr. Majestät des Kaisers in den drei Provinzen Cherson, Ekaterinoslaw und Tauris“, als Gründer und Gouverneur von Odessa hatte er mit überlegenen kolonisatorischen Maßnahmen in diesen ungeheuren Gebieten Wandel geschaffen, Kultur verbreitet und Reichtum erschlossen. Durch diese Statthalterschaften, aus denen er ohne persönliche Bereicherung schied, hatte er sich gründliche Kenntnisse in den politischen Fragen erworben. Hinzu kam noch, daß Alexander ihm das größte Vertrauen schenkte.

Als Talleyrand die Ernennung seines Nachfolgers er-

fuhr, konnte er diese launige Bemerkung nicht unterdrücken, aus der man jedoch seinen ganzen Groll heraus hört:

„Die Wahl des Herzogs von Richelieu ist ausgezeichnet. Er ist derjenige Mann in Frankreich, der am besten... die Krim kennt.“

Später stellt er, um sein Mißgeschick zu verschleiern, seinen Rücktritt vor der Öffentlichkeit so dar, als ob er freiwillig und aus Patriotismus gegangen sei: „Ich wollte unter die erniedrigenden Bedingungen, die die Alliierten stellten, nicht meinen Namen setzen... Kaiser Alexander brauchte jemanden, den er dúpieren konnte. Ich gab mich nicht dazu her. Ich wollte nur der Minister Frankreichs sein.“

Die diplomatischen Arbeiten waren durch diese Ministerkrise auf einige Tage unterbrochen worden, werden aber sogleich wieder aufgenommen. Mit Hilfe Rassumowskys und Nesselrodes beschleunigt Richelieu die Verhandlungen. Der Zar will so bald wie möglich in seine Staaten zurückkehren. Im übrigen sind alle Schwierigkeiten überwunden, nachdem Alexander seinen maßgeblichen Willen sehr deutlich zu verstehen gab. Ein preußischer General wagt es in seiner Gegenwart zu sagen:

„Wenn wir mit unseren gerechten Forderungen nicht durchkommen, haben wir ja schließlich noch Bajonette.“

Wütend fährt der Autokrat ihn an: „Bajonette habe ich auch!“ Und er geht hinaus und schlägt die Tür zu.

Der Schlußakt ist der Zweite Friede zu Paris, der Vertrag vom 20. November 1815. Frankreich muß empfindliche Opfer bringen. Seine Verteidigungsgrenzen werden im Norden und Osten durch den Verlust von Philippeville,

Marie-Bourg und Saarlouis unterbrochen. Die Festungswerke von Hünningen werden geschleift. Ferner muß Frankreich Savoyen abtreten und außerdem 700 Millionen Franken als Entschädigung bezahlen. Weiter muß es bis zu fünf Jahren eine Besatzungsarmee von 150 000 Mann unterhalten, durch die sich die Verbündeten die Bezahlung der Entschädigungssumme sichern und gegen die Gefahr einer etwaigen neuen Revolution schützen wollen. Trotz alledem gibt es noch ein Frankreich. Das hat die Nation dem Zaren zu verdanken.

Während die Diplomaten die Schlußprotokolle abfassen, legt Alexander die letzte Hand an die Verwirklichung eines politischen und doch über die realen Machtverhältnisse hinausgehenden Planes, der ihn schon seit langer Zeit beschäftigt hat. Es ist die „Heilige Allianz“, eine gemeinsame Verpflichtungsurkunde aller Regierungen mit dem Ziele, den Frieden der Welt und das Glück der Völker auf den Grundsätzen des Christentums zu gewährleisten. Damit wird der Zar abermals, wie in den Jahren 1813 und 1814, zum „Retter Europas“.

Der Gedanke scheint in ihm Form angenommen zu haben, als er, vor neun und zehn Monaten, auf dem Wiener Kongreß, die ersten Widerwärtigkeiten erlebte. Im Laufe des Dezember hatte er seine Pläne bereits so reiflich durchdacht, daß er seine Verbündeten einlud, sich mit ihm über einen allgemeinen Vertrag zu verständigen, durch den von jetzt ab alle Maßnahmen der Staaten den Forderungen des Evangeliums unterworfen und die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit internationaler Abmachungen durch gemeinsame Verpflichtungen gesichert werden sollten.

Diese Vorschläge, die mitten in die Zeit der Polemik, der Intrigen und der Feste in Wien fielen, hatten damals keinerlei Beachtung gefunden. Dann erfolgte bald der Donnerschlag des 7. März. Der Adler kehrte zurück, und die Aufmerksamkeit der Verbündeten wurde durch sehr viel näher liegende Aufgaben gefesselt.

Doch ehe Alexander nach Heilbronn abreiste, hatte er es sich angelegen sein lassen, das Programm der Heiligen Allianz in großen Umrissen in einer Instruktion an seine Botschafter festzulegen. Die Grundidee war die gleiche, in die ein Jahrhundert später die Utopisten von Genf sich so weltentrückt verbohrten: „Im Schoße der großen europäischen Völkerfamilie ist jeder angreifende Staat so anzusehen, als ob er *ipso facto* auch allen anderen den Krieg erklärt hätte.“

Seit seiner Ankunft in Paris war Alexander entschlossen, diesen Plan wieder aufzunehmen.

Frau von Krüdener weilt auch in Paris in seiner Nähe. Mit Begeisterung und Eifer nährt und bestärkt sie seinen Gedanken.

Sie wohnt ganz in der Nähe des Elyséepalastes, im Hause Montchenu. Ihre engen Beziehungen zu dem Zaren sind bald bekannt. Außerdem besitzt sie das Talent, Reklame für sich zu machen und sich in Szene zu setzen. So sind beständig viele Menschen bei ihr. Unter anderen sieht man in ihrem Hause Frau von Staël, Frau Récamier, Adrien de Montmorency, Benjamin Constant, Chateaubriand, die Herzogin von Duras, den Geschichtschreiber der *Kreuzzüge* Michaud, den humanitären Moralisten Degérando, endlich den berühmten Advokaten Bergasse, „den beredtesten Mann Frankreichs“, der früher einmal

Beaumarchais ziemlich grob hergenommen hatte. Heute interessieren ihn die Geheimnisse des Unsichtbaren.

Einer der eifrigsten Besucher ist Benjamin Constant, der seine Leidenschaft zu der göttlichen Juliette noch immer nicht verwunden hat. Er führt mit Frau von Krüdener lange geheime Gespräche und beichtet der Zauberin, wie sehr sein stürmisches, ausschweifendes Leben ihn anekle, quäle und unsagbar langweile. Frau von Krüdener versucht, ihm den Frieden und die Reinheit der Seele wieder zu verschaffen. Mit vielen hohen Reden ermahnt sie ihn zum Gebet, zur Selbsterniedrigung, zur Reue und zur Bitte um Vergebung. Und der große Spötter bricht in Tränen vor ihr zusammen und stammelt: „Ich möchte ja so gerne glauben!... Ich will versuchen zu beten!...“ Chateaubriand hingegen läßt sich nicht lange von der livländischen Velleda umgarnen. In seinen *Mémoires d'outre-tombe* widmet er ihr dieses liebenswürdige Gedenken: „Die Baronin von Krüdener war von der Romanschriftstellerei in den Mystizismus verfallen. Sie wohnte in einem Hause in der Vorstadt Saint-Honoré. Der Garten reichte bis zu den Champs-Élysées. Kaiser Alexander kam inkognito durch eine Gartentür in das Haus. Es wurden politisch-religiöse Gespräche geführt, die in inbrünstigen Gebeten endeten. Frau von Krüdener hatte mich zu einer dieser frommen Zaubervorführungen eingeladen. Ich kann diese Hirngespinnste nicht vertragen, ich hasse alles Vernunftlose, die Vergötterung des Verschwommenenen und verachte gründlich solche Gaukeleien. Das Ganze langweilte mich. Je mehr ich zu beten versuchte, um so mehr fühlte ich eine Leere in meinem Innern. Ich wußte nicht, was ich Gott sagen sollte, und der Teufel brachte mich zum Lachen.“

Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß die Entstehung der „Heiligen Allianz“ auf Frau von Krüdener zurückzuführen sei. Sie hat ihrerseits alles dazu getan, um dieses Märchen glaubhaft zu machen. Dem entgegen haben wir vorhin schon darauf hingewiesen, daß der Plan bei dem Zaren bereits mehrere Monate feststand, ehe er die Baronin kennenlernte. Wenn er Mitarbeiter bei seiner völkerbeglückenden Utopie hatte, dann waren es höchstens seine Vertrauten aus der ersten Zeit seines Mystizismus, der Fürst Galitzin und Koschelew, keinesfalls aber seine apokalyptische Egeria. Ihre Rolle war einzig die, mit glühendem Wortschwall diese hohle Idee zu begrüßen, den Urheber in den Himmel zu heben und Hosianna zu singen. Mit welchen Worten übrigens sie ihm Beifall spendet und Rat erteilt, lassen ihre folgenden Ergüsse erkennen: „Wären Sie nicht der Auserwählte Gottes, das Werkzeug Seiner Liebe, der Liebling Seines Herzens und Seiner Wahl, dann würde er Sie nicht für die Sendung ausersuchen haben, der Bezwinger des Drachens und der Führer der Völker zu sein... Sie müssen den alten Adam in sich ertöten und sich ganz erfüllen mit dem Leben Christi, auf daß der Körper, der einstmals in den Himmel eingeht, sich in Ihnen forme und der angebetete Christus sich in Ihnen wie eine Sonne offenbare... Es nahen die Zeiten, da die Kirche des Erlösers jung und siegreich ihren Triumphzug antritt, geführt von ihrem göttlichen Gemahl. Alexander der Gesegnete erlebt noch die frohe Ernte der Heiligen Allianz, die, durch ihn vollbracht, das Werk des Ewigen ist...“

In solchem mystischen Kauderwelsch faßt sich der Beitrag zusammen, den Frau von Krüdener zur Entstehung der Heiligen Allianz geleistet hat.

Wichtiger ist es uns, zu hören, was sich Alexander selbst bei diesem Plane gedacht hat. Er hat es klar in den folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: „Ich habe mit dieser brüderlichen und christlichen Allianz die Grundsätze des Friedens, der Eintracht und der Liebe, kurz die Elemente der christlichen Religion auf die bürgerlichen und politischen Verhältnisse der Staaten übertragen wollen. Mein ausschließliches Ziel ist es, die Völker in ihren sittlichen Aufgaben, die die göttliche Vorsehung unter dem Zeichen des Kreuzes offenbart hat, wieder zusammenzuführen.“

Am 26. September wurde „im Namen der Allerheiligsten und Unteilbaren Dreieinigkeit“ der Vertrag der Heiligen Allianz unterzeichnet.

Wie wurde sie nun von denen aufgenommen, die doch auch einen gewissen Anspruch darauf hatten, sich als „die Bezwiner des Drachens“ zu bezeichnen?

Friedrich-Wilhelm, der das mystische Vokabularium nicht recht beherrschte, beschränkte sich auf folgende sehr allgemeine Äußerung: „Wenn Gott unserem Vorhaben seinen Segen verleiht, werden wir in der Zukunft unsern Herrn und Heiland vor der ganzen Welt preisen können.“

Der Prinzregent von England, der spätere Georg IV., erkennt unumwunden an, daß der Pakt von einem höheren Willen durchpulst sei; dennoch muß er es ablehnen, ihm beizutreten, „weil er von den Herrschern unmittelbar geschlossen wurde, während die britische Verfassung ausdrücklich verlangt, daß die Verträge von den verantwortlichen Ministern eingegangen werden“. Und Castlereagh und Wellington gestehen sich unter vier Augen frei heraus, daß die Heilige Allianz nur eine eitle Ideologie ist,

„in der das Erhabene dem Absurden den Rang streitig macht“.

Der ehrwürdige Papst Pius VII. verweigert ebenfalls seine Unterschrift. Die katholische Kirche könne ein überkonfessionelles Christentum nicht anerkennen. Und auf einem solchen beruhe ja der Pakt.

Aber von allen damaligen Staatsmännern hat Metternich das treffendste Urteil über die Heilige Allianz gefällt. Vom ersten Augenblick an hat er am besten den wahren Wert des Vertrages erkannt: „Es bedurfte meinerseits keiner strengen Prüfung, um sofort zu verstehen, daß dieser Vertrag keinen anderen Sinn hatte als den eines in ein religiöses Gewand eingekleideten philanthropischen Bestrebens... Selbst nach der Meinung ihres Urhebers sollte die Heilige Allianz nichts anderes bedeuten als eine moralische Kundgebung, während sie in den Augen der anderen Unterzeichner nicht einmal diesen Wert besaß. Infolgedessen verdient sie keine von den Auslegungen, die sie durch den Parteigeist in der Folgezeit erfahren hat. Der Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung ist der Umstand, daß später zwischen den Kabinetten von der Heiligen Allianz niemals mehr die Rede gewesen ist... Die Heilige Allianz ist weder geschlossen worden, um die Rechte der Völker einzuschränken, noch um den Absolutismus unter irgendeiner Form zu fördern. Sie war einzig und allein der Ausdruck der mystischen Stimmung des Kaisers Alexander und die Übertragung der Lehren des Christentums auf die Politik...“ Später sagt er in einem intimen Kreise kurz und bündig: „Sie fragen mich nach der Heiligen Allianz?... Sie ist ein großes Nichts, ein lauttönendes Nichts.“ Er ahnte nicht, daß er dieses große Nichts bald als Grundlage und als

Werkzeug der gesamten österreichischen Politik benutzen würde, indem er den Mechanismus des Paktes gegen die russische Politik anwandte.

Alexanders Geist war immer voller Gegensätze und Paradoxe. Während er darüber nachsinnt, wie er der Welt auf dem festen, unerschütterlichen Grunde der christlichen Moral den Frieden geben kann, veranstaltet er ein großes militärisches Schauspiel. Es lastet schwer auf ihm und macht ihn unruhig, daß Wellington und Blücher in Waterloo sich unvergänglichen Ruhm erworben haben, es empört ihn, daß man es nicht mehr gelten lassen oder verkleinern will, daß ihm das erste und überwiegende Verdienst am Sturze Napoleons zukommt. Und endlich will er noch einmal aller Welt vor Augen führen, daß die russische Armee noch immer da und immer noch bereit ist, eine Hauptrolle in den gegenwärtigen und künftigen Entscheidungsfragen Europas zu spielen.

Als Schauplatz für diese Kundgebung wählt er die Ebene von Vertus, zwischen Châlons und Montmirail, jene Weite der „Katalaunischen Gefilde“, auf denen der römische Feldherr Aëtius im Jahre 451 den eindringenden Horden Attilas Einhalt gebot.

136 Bataillone und 168 Eskadronen, im ganzen mehr als 180 000 Soldaten, werden dort am 11. September zusammengezogen. Hinzu kommen noch 600 Kanonen. Der Zar nimmt ihre Parade ab. In seiner Begleitung befinden sich der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, der Herzog von Wellington, der Fürst Schwarzenberg und viele Generale, die den vier verbündeten Armeen angehören.

Der folgende Tag ist der Festtag des Heiligen Alexan-

der. Noch einmal werden die Truppen vereint, und zwar zu einem Gottesdienst, der in größtem Pomp vollzogen wird.

Sieben Altäre werden in der weiten Ebene auf kleinen Anhöhen errichtet. Vor dem einen dieser Altäre, der weit über die anderen herausragt, versammeln sich die Herrscher und ihre Stäbe. Dann steigt von der Ebene, auf der einstmals die Horden Attilas besiegt wurden, ein gewaltiges Gebet zu Gott empor, um ihm Dank zu sagen dafür, daß er den Prüfungen Europas ein Ende bereitet hat.

Frau von Krüdener nimmt unter den Ehrengästen einen besonderen Platz ein. Es ist für sie ein Tag voll unaussprechlicher Gemütsbewegungen, ein Tag göttlicher Offenbarung. Später sagt sie darüber in ihrem biblischen Wortschwall: „An der Spitze der Armee sah ich den Mann, auf dem die großen Geschicke der Welt ruhten, den Mann, den das göttliche Walten seit Jahrhunderten und für die kommenden Jahrhunderte vorgesehen hat. Der Ewige hatte Alexander gerufen, und gehorsam hatte Alexander sich der Stimme des Ewigen gefügt...“

Der Zar ist ohne Zweifel sehr viel bewegter noch als die Prophetin. Er bekennt viel schlichter: „Dieser Tag war für mich der schönste meines Lebens. Niemals werde ich ihn vergessen. Mein Herz war von Liebe für meine Feinde erfüllt. Mit voller Hingabe betete ich für sie alle. Weinend habe ich am Fuße des Kreuzes das Heil Frankreichs erfleht.“

Als die beiden Freunde sich in Paris wieder treffen, ist es ihr erstes, in gemeinsamer Hingabe den Psalm zu lesen, den die Popen und Sänger der russischen Armee während der Messe angestimmt hatten.

Am 28. September fährt Alexander nach Brüssel und hat die Absicht, über Dijon, Basel, Konstanz, Zürich, Nürnberg, Weimar, Berlin und Warschau wieder nach Rußland zurückzukehren. Diese lange und launenhafte Reise, die es ihm nicht ermöglicht, vor Mitte Dezember in Sankt Petersburg einzutreffen, bedeutet auch, daß er es nicht eilig hatte, seine Hauptstadt wiederzusehen. Nein. Aber auch in Paris konnte er es nicht länger aushalten.

Sobald er in Brüssel aussteigt, empfindet er eine große Erleichterung und schreibt an seine geliebte Katharina: „Endlich bin ich aus dem verfluchten Paris heraus!...“ Mit größtem Widerwillen denkt er an die siebzig Tage zurück, die er dort soeben verlebt hat.

Tausendfache Qualen hat er erlitten. Keiner der schmeichelhaften Erfolge wurde ihm vergönnt, an denen er sich im Jahre 1814 berauscht hatte. In den Pariser Salons war er nicht mehr der Mann, von dem alle Welt sprach. Das war jetzt der Sieger von Waterloo, der stolze und lässige Wellington, der *Iron Duke*. Gewiß hatte die Achtung, die Ludwig XVIII. ihm erwiesen hatte, ihn nicht gleichgültig gelassen, aber seine Antipathie gegen die Bourbonen war die gleiche geblieben. Wenn er für Frankreich gegen die Verbündeten Partei nahm, so einzig und allein deshalb, weil er später einmal Frankreichs Hilfe für seine orientalischen Pläne gebrauchen konnte. Auch über das französische Volk hat er seine Ansicht nicht geändert. Es hat nach seiner Meinung keine Grundsätze, kein Gefühl für Ehre und für Zuverlässigkeit, es ist unheilbar lasterhaft, wankelmütig und bestechlich, und dies trotz seiner äußerlich so prachtvoll wirkenden Intelligenz und trotz seiner ruhmreichen Vergangenheit. Auch die Verbündeten haben ihn enttäuscht durch ihren kleinlichen Rachegeist,

ihre schamlos begehrlche Art, ihre Gier, ihr Schäfchen auf Kosten des besiegten Landes ins Trockene zu bringen. Wahrhaft glücklich hat er sich nur in den Stunden gefühlt, in denen er sich Gott ganz hingeben konnte: „Erleichterung von meinen Sorgen“, schreibt er an Katharina, „habe ich nur in den erhabenen Zuständen gefunden, die der Höchste uns vermittelt.“

Seine Stimmung war jetzt oft derart, daß sich bei ihm die Neigung entwickelte, alles zu tadeln und allen Vorwürfe zu machen. Seine Ausbrüche von Ärger und Zorn machten seiner Umgebung schwer zu schaffen. Die geringsten Nachlässigkeiten im Dienst verursachten Wutanfälle, wie man sie früher bei ihm nie gekannt hatte. Beständig hatte er eine Beschimpfung oder eine Beleidigung auf der Zunge. Er ging sogar, wie einst Paul I. in seinen schlimmsten Tagen, bis zu tätlichen Drohungen. Als sein erster Generaladjutant, sein Stabschef und Jugendfreund, der Fürst Wolkonsky, ein Schriftstück nicht gleich finden konnte, das Alexander eben noch in der Hand hatte, wurde er von ihm in dieser üblen Weise angefahren: „Ich werde dich an einen Ort befördern, dessen Namen du auf deinen Karten vergebens suchen wirst!“

Häufiger noch, sobald seine Nerven überreizt waren, befahl ihn Traurigkeit, eine bittere, lähmende, stille Traurigkeit. Um sich selbst und den anderen zu entfliehen, machte er lange Spaziergänge, ganz allein, zu Fuß oder zu Pferde. Seitdem er aus Paris zurück war, besuchte er kaum noch Gesellschaften. Die meisten Abende verbrachte er mit Frau von Krüdener. Dennoch gönnte er sich wieder zwei bis drei galante Abenteuer, die jedoch ohne Bedeutung und Dauer waren und ihm wahrscheinlich nicht einmal Vergnügen bereiteten.

Alexander wurde am 23. Dezember 1777 geboren, ist also jetzt erst achtunddreißig Jahre alt. Aber er wirkt viel älter, mindestens wie fünfzig. Seine ganze Erscheinung verrät, daß er frühzeitig verbraucht ist. Die Haare sind aus seiner Stirn weit zurückgegangen; die wenigen, die er noch hat, fangen an grau zu werden. Seine Haut sieht trocken aus und ist weich und schlaff. An den Schläfen zeigen sich Falten und Runzeln. Während er sich früher aufrecht hielt und sich gewandt bewegte, geht er jetzt schon etwas gekrümmt. Das früher verletzte Bein ist steif geworden und verursacht einen hinkenden Schritt. Auch seine Schwerhörigkeit und Kurzsichtigkeit haben zugenommen, wodurch er unsicher und verlegen wirkt. Er befürchtet, daß man sich diese seine Schwächen zunutze mache und daß man sich über ihn belustige.

Das Zusammensein mit Frauen kann er noch immer nicht entbehren. Aber er wünscht jetzt anderes von ihnen. Sein Verlangen, das stets sehr sinnlich betont war, wird mehr und mehr idealistisch und sentimental.

Als er am 15. Dezember nach einer Abwesenheit von fünfzehn Monaten nach St. Petersburg zurückkehrt, ist er nicht mehr derselbe Mensch. Es geht abwärts mit ihm.

XVI

Der mystische Zar

Der Empfang in der Hauptstadt ist nicht dazu ange-
tan, ihn aufzuheitern. Die Verträge von Wien und Paris
hatten Rußland tief enttäuscht. Es fand sich in keiner
Weise für seine gewaltige Anstrengung entschädigt. Nach
einer Erschöpfung bis zum äußersten war das Land in
allen seinen Ständen zerschunden, an Einwohnerzahl stark
vermindert und auf lange Zeit hinaus verwüstet.

Seit zehn Jahren hatten sich die Russen, als Gegner
und als Verbündete Napoleons, beinahe ohne jede Atem-
pause und Rast, mit den Franzosen, den Österreichern,
den Preußen, den Schweden und den Türken geschlagen.
Sie konnten einfach nicht mehr.

Zu den Kriegskosten, den Schäden der französischen
Besetzung, den Einbußen durch die Kontinentalsperre ge-
sellte sich eine Reihe von Epidemien und Hungersnöten.
Alles dies hatte die Staatskassen gänzlich geleert und das
gesamte Wirtschaftsleben vollständig zerrüttet. Überall
herrschte bitteres Elend.

Die innere Verwaltung bot ein nicht minder trostloses
Bild. Vom Oktober 1812 bis zum Dezember 1815, von
ganzen achtunddreißig Monaten also, hatte der Zar sich
fünfunddreißig fern von seinem Lande aufgehalten. Es
läßt sich leicht vorstellen, wie es in einem Reiche von

dieser gewaltigen Ausdehnung, in dem jegliches Regieren in der persönlichen Entscheidung des Herrschers ruhte, wie es in diesem Rußland um die Wahrnehmung der öffentlichen Angelegenheiten bestellt war, wenn der Herrscher nicht da war. Es bedurfte schon des organisatorischen Genies eines Napoleon, seiner außerordentlichen Arbeitskraft und seines unfehlbaren Gedächtnisses, um von Berlin, von Wien, von Madrid und Moskau her das gesamte Räderwerk seines Reiches so gebieterisch in der Gewalt zu halten, als ob er die Tuilerien nicht verlassen hätte.

Im Laufe jener letzten drei Jahre hatten sich Unordnung und Willkür, Ungesetzlichkeit und Fahrlässigkeit, Pflichtvergessenheit und Unterschleife, kurzum, alle jene Mißstände einer Verwaltung, die ohne Aufsicht und Beschränkung ist, in einem gradezu tollen Ausmaß vervielfacht. Aus dem Zwange all dieser Verhältnisse richtete sich die allgemeine Erbitterung gegen den Herrscher. So erklärt sich der frostige Empfang, den das russische Volk Alexander dem Gesegneten bei seiner Heimkehr bereitet.

Eine ungeheure Aufgabe harnte des Zaren. Er hatte nun zu richten, zu strafen und gründlich zu säubern. Er sah das wohl auch ein und gab die dringende Notwendigkeit zu. Aber er ermaß gleichzeitig auch alle die Schwierigkeiten, von denen eine jede so undankbar und ermüdend war wie die andere. Und das verdoppelte seine innere Mutlosigkeit.

Unter all den Beschwerden, die die allgemeine Unzufriedenheit nährten, verzieh man es dem Enkel der Großen Katharina am wenigsten, daß er das Königreich Polen wieder errichtet hatte.

Man vergaß den Gebietszuwachs, den Rußland während des napoleonischen Zeitalters erreicht hatte, vergaß, daß Finnland, das Großherzogtum Warschau, Bessarabien, die Distrikte von Tarnopol und Bialystok, Imeretien und Daghestan, mit zwölf Millionen neuer Untertanen hinzugekommen waren. Man erklärte, daß das Zarenreich für die Gewinne, die Österreich und Preußen auf dem Wiener Kongreß eingeheimst hatten, auf der Gegenseite einzig die Neubelebung seines Erbfeindes Polen zu verbuchen habe.

Aber dafür erhält doch Alexander nun zum mindesten von den Polen freudige Beweise ihrer Dankbarkeit? — Nein, keineswegs.

Auf dem Wege von Paris nach Petersburg hatte er sich lange in Warschau aufgehalten, um die offizielle Begründung des neuen Königreiches, das er soeben geschaffen hatte, vorzubereiten.

Man empfing ihn mit prächtigen Festen, die er mit einer Fülle von Geschenken, Gunstbezeugungen und Liebenswürdigkeiten erwiderte. Aber er konnte sich nicht lange der Beobachtung verschließen, daß man ihn hinter seinem Rücken in allen Kreisen heftig angriff. Weshalb hatte er Polen nicht in jenem alten Bestande wiederhergestellt, in dem es sich vor jener verbrecherischen Dreiteilung befand? Weshalb mußte Galizien unter dem Zepter der Habsburger, Posen unter dem Zepter der Hohenzollern, weshalb mußten Litauen, Podolien und Wolhynien unter dem der Romanow bleiben? ... Und weiter — so oft man sich erlaubte, den Zaren über das Verhältnis zu befragen, das Polen künftighin zu Rußland einnehmen sollte, hatte man von ihm nur ausweichende Antworten zu hören bekommen. Ebenso enthielt er sich jeglicher Auskunft über die Verfassung, die er zugesagt

hatte... Und endlich hatte er die polnische Aristokratie gegen sich aufgebracht, indem er einen unbedeutenden General vom niedersten Adel, den General Zajonczek, zum Vizekönig ernannte. Am meisten beleidigt und erstaunt über diese Wahl war der Fürst Adam Czartoryski.

Wie kam Alexander dazu, den intimen Jugendfreund in solcher Weise zu übergehen, den Mann, dem er von jeher alle seine Gedanken über die polnische Frage anvertraut hatte, den Mann, dessen er sich in dieser Angelegenheit zu vielen geheimen Aufträgen bedient hatte? Man begriff es damals schon nicht und weiß es auch heute noch nicht. Fest steht, daß Alexander jegliche Auseinandersetzung mit dem Fürsten Czartoryski vermeiden wollte. Das erhellt aus der Tatsache, daß er die Ernennung von Zajonczek in demselben Augenblick, in jener Nacht des 27. November, bekanntgab, da er Warschau verließ. Vielleicht hat er befürchtet, in Czartoryski kein hinreichend gefügiges Werkzeug zu finden. Vielleicht erschien er ihm durch seinen Namen, seinen Reichtum und seine Verbindungen als eine gar zu mächtige Persönlichkeit. Vielleicht auch war er verstimmt über den Fürsten, weil er in Wien die wiederangeknüpften Beziehungen zu der Zarin Elisabeth nicht verborgen genug gehalten hatte. In der Absicht, die plötzliche Ungnade, mit der er ihn belastete, zu verschleiern, übertrug er ihm das ehrenvolle Amt des Präsidenten des polnischen Senats. Der Fürst nahm die Erniedrigung, mit der er alle seine Träume von Macht und Größe dahinschwinden sah, mit vollkommenem Stillschweigen auf sich. Von jener „heiligen Freundschaft“ jedoch, die einst die beiden Männer „mit ganzer Seele“ verbunden hatte, blieb nichts anderes übrig als die Saat eines Hasses, die bald schon aufgehen sollte.

Durch einen letzten Fehler noch, der sein schwerwiegendster war, verscherzte der russische Autokrat sich unwiederbringlich die Sympathie seiner neuen Untertanen: er übertrug den Oberbefehl der polnischen Armee seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin.

Dieser zweite Sohn des Zaren Paul verriet das schlimme väterliche Erbe in erschreckender Weise. Sein Kopf war stumpfwinklig und kahl, die Nase plattgedrückt, sein Blick stechend und grausam, die Hautfarbe blutrot. Sein Körper war gedrungen, untersetzt, seine Stimme gellend rau, seine Ausrufe klangen wie Gebell, seine barschen Abweisungen steigerten sich zu schäumenden Wutausbrüchen. Alles dies verlieh ihm das Ansehen „einer wildgewordenen Hyäne“. Aber unversehens konnte er auch wieder freundlich und zärtlich sein und sogar Anwandlungen von Güte haben. Außerdem war er klug und scharfsichtig. Doch schnell genug kehrte er wieder sein wahres Wesen hervor, seine beleidigende Schärfe, seine tückische Bössartigkeit, seine schlüpfrige Verderbtheit. Sein größtes Interesse gehörte dem Waffenhandwerk, beschränkte sich jedoch auf die niedere Ebene der Manöverspielerei und der Paraden, der Kasernenvorschriften und aller Kleinigkeiten der Uniformen und Ausrüstungen. Er weidete sich an der Härte der Disziplin, an der Roheit der Stockschläge und des Spießrutenlaufens, an dem unerbittlichen Recht, zu strafen und zu prügeln, so oft es ihm beliebte. Dies war sein ganzer Militarismus, denn die erste und höchste Tugend des Kriegers mangelte ihm gänzlich: die Tapferkeit. Die junge Roxane von Sturdza, Ehrendame der Kaiserin Elisabeth, die den Großfürsten Konstantin aus nächster Nähe kannte, hat über ihn dieses vernichtende Urteil gefällt: „Bar jeglichen physischen und moralischen Mutes

und keines inneren Aufschwunges fähig, sieht man ihn nur immer vor jeder Gefahr davonlaufen. So verriet er auch im Jahre 1812, da Napoleon immer näher heranrückte, nichts anderes als schauerliche Angst und schrie jedem, der es nur hören wollte, in das Gesicht, daß man, koste es, was es wolle, um Frieden bitten müßte...

Im Mai 1815, da die russischen Truppen umkehrten und wieder zum Rhein marschierten, war er nach Warschau gegangen, um das Kommando über die kaiserliche Garde zu übernehmen. Binnen zwei Monaten hatte er es so weit gebracht, daß alle Polen ihn verabscheuten. Czartoryski schrieb unter dem 29. Juli an den Zaren:

„Der Herr Großfürst scheint dieses Land und alles, was darin geschieht, gründlich zu hassen. Und dieser Haß nimmt in beängstigender Weise zu. Das Volk, das Heer, nichts findet Gnade vor seinen Augen... Der Herr hält sich nicht einmal an die Militärgesetze, die er selbst beschworen hat. Er will durchaus die Stockschläge bei den Truppen einführen und hat sie gestern angeordnet, ohne den einstimmigen Vorhaltungen der provisorischen Regierung die geringste Beachtung zu schenken...“

Einige Tage später ließ er einen Hauptmann, den das Militärgericht freigesprochen hatte, festnehmen und verurteilte ihn aus höchsteigener Machtvollkommenheit zu sechs Monaten Festungshaft in Zamosk. Ein ander Mal ließ er irgendwelchen armen Teufeln unter dem faden-scheinigsten Vorwande in seinem Palais „fünfhundert Stockschläge“ verabreichen und schickte sie „wie Zuchthäusler, mit rasierten Schädeln und Augenbrauen“ nach Hause. Mit vollem Recht konnte Czartoryski folgern: „Der Herr Großfürst scheint sich nicht im geringsten mä-

Bigen und die Dinge auf die Spitze treiben zu wollen. Ein Feind könnte Eurer Majestät nicht schlimmer schaden.“

Für die Wiederherstellung der Ordnung im Zarenreiche meint Alexander, der fortan seinen edlen Eifer und seine liberalen Bestrebungen von ehemdem gründlich verleugnet, eine starke Faust nötig zu haben. Er wählt sie sich in dem General Araktschejew. Von seinem Standpunkt aus konnte er keine bessere Wahl treffen. Der Mann ist grob, ohne Bildung und Kultur. Aber er besitzt den nüchternen Sinn für die Gegebenheiten und Notwendigkeiten, den Mut zum Handeln, eine gewaltige Arbeitskraft, die größte Gewissenhaftigkeit auch für die kleinsten Dinge, ferner eine seltene Zuverlässigkeit, die Mißachtung aller persönlichen Vorteile und endlich die Leidenschaft zum Befehlen, den Machtdurst und den unbeugsamen Willen, der sich in Grausamkeit gefällt.

Dank einer glücklichen Mischung von Freimut und Ergebenheit, von Gefügigkeit und Derbheit, dank seiner gewitzten Antworten und seiner unbedingten Treue hat er sich das volle Vertrauen des Autokraten erworben. Er vielleicht ist der einzige Russe, den Alexander nicht verdächtigt. Und bald schon ist „der Wachthund“, ist „die Bulldogge“ der allmächtige Günstling, der einzige Treuhänder des kaiserlichen Willens und der Exekutivgewalt. Jenseits seiner Person besteht keinerlei Fühlung und Verbindung mehr zwischen dem Herrscher und seinem Lande. Bis zum Ende seiner Regierung — und das sind noch volle zehn Jahre — ist Araktschejew nichts Geringeres als ein Vizekaiser. Er verdient es, daß die Historiker die Periode

des schwülen Despotismus und der polizeilichen Zwangsmaßnahmen, deren Leiter er ist, nach seinem Namen als die Arakschejewschtschina bezeichnen.

Eine seiner Taten, der er die größten Anstrengungen widmete, die Einrichtung der Militärkolonien, zeigt uns, mit welcher Sorgfalt er pünktlich und peinlich den kaiserlichen Willen auch dann durchsetzte, wenn er selbst ihn nicht billigen konnte.

Die Anregung zu dieser Einrichtung kam von dem Monarchen. Sie war so recht sein Eigentum. Sie bildete sich in ihm aus einem höchst christlichen Gedanken. Und dergleichen war der bissigen „Bulldogge“ gründlich fremd.

Auf den ersten Blick erschien es ja bestechend genug, die Lebenshaltung des Soldaten in den Friedenszeiten zu verbessern (die Dienstzeit betrug damals noch fünfundzwanzig Jahre), ihn an den Segnungen eines patriarchalischen Daseins teilnehmen zu lassen, während man ihn unter der Fahne behielt. Er sollte gleichzeitig, im Schoße seiner Familie, innerhalb der Grenzsteine seines Dorfes und seiner Kirche, Ackerbau treiben und Militärdienst tun. Auf diese Weise konnte man die öffentlichen Aufwendungen für den Heeresunterhalt beträchtlich herabsetzen. In der Tat, ein sehr verlockender Plan. In der Durchführung jedoch enthüllte er sich sehr schnell als trügerisch. Die Einsassen der Siedlungsgebiete beklagten sich voller Verzweiflung über diese zwangsweise Ansiedlung von Tausenden inmitten ihres Landes. Arakschejew blieb taub gegen alle ihre Beschwerden und setzte sein Werk „mit Mitteln fort, die erzittern machten“.

Die Zahl der Soldatensiedler stieg schnell auf dreihunderttausend. Unter Stockhieben und Todesstrafen wandelte sich das Leben der Bauern zu einem Kasernen- und

Sträflingsdasein. Die Unruhen auf dem Lande nahmen zu. Eine von ihnen, die in Tschugujew in der Ukraine ausbrach, wurde mit einer solchen Gewaltsamkeit unterdrückt — man zählte über hundert Hinrichtungen, die milderen Leibesstrafen waren nicht zu zählen —, daß die Erinnerung daran bei den Muschiks sprichwörtlich wurde. Alexander hingegen stand mit verbohrtener Treue zu den segensreichen und erzieherischen Kräften seines erhabenen Gedankens, der in ihm aus einer religiösen Eingebung entstanden war. Einem seiner Berater, der ihn eines Tages anflehte, doch dieser jammervollen Sache Einhalt zu gebieten, gab er zur Antwort: „Die Kolonien werden geschaffen werden, koste es, was es wolle. Und müßte deshalb auch die Straße von St. Petersburg bis hin nach Tschudowo mit Leichen besät werden.“

Im August 1816 begibt der Zar sich nach Moskau, zum erstenmal seit dem Befreiungskriege. Unbändige Begeisterung begrüßt ihn vor dem Kreml.

Dann erregt es Verwunderung, daß er, da grade der Jahrestag von Borodino wiederkehrt, das Schlachtfeld nicht besucht und nicht daran denkt, wenigstens in der Üspensky-Kathedrale einen Dankgottesdienst abzuhalten. Es mutet dies um so merkwürdiger an, da er während des Aufenthalts in Wien nicht versäumt hatte, nach Wagram und später, zur Zeit der Brüsseler Tage, sich nach Waterloo zu begeben. Aber man hatte ja auch bei anderen Gelegenheiten schon feststellen müssen, daß er die Erinnerungen an den vaterländischen Krieg nicht gern zurückrief.

Sein ganzes Wesen strebt jetzt anderen Zielen zu. Der Mystizismus nimmt ihn völlig in Besitz.

Ein langer Brief, den der Fürst Galitzin einige Zeit später an ihn richtete, enthüllt uns das Werk der Reinigung und der strahlenden Neuwerdung, von dem Alexander sich durchdrungen fühlte: „Die Kreuze auf den Gräbern von 1812, Majestät, haben Sie so wundersam bereitet, daß der göttliche Geist durch Sie wirken kann. Die demütigende Prüfung, die Sie mit Ergebung und Gottvertrauen ertragen haben, zeitigte die Früchte des ersten Feldzuges in Frankreich. Gott allein, wie Sie es selbst fühlten, hat Sie zu dem Gipfel menschlichen Ruhmes hingeführt. Und je mehr er Sie erhob, um so tiefer erniedrigten Sie sich vor ihm. Wie groß wurde da nicht Ihre Seelenstärke!... Es folgte der Wiener Kongreß, wo der Feind inmitten der Zerstreuungen und Lustbarkeiten mit arger List Unkraut in Ihnen säte. Doch im Grunde Ihrer Seele hingen Sie nicht weniger an Gott... Nun sind die Zeiten gekommen, da unser Herr von neuem über diese Erde herrschen will. Er wünscht, daß die Mächtigen im Staube vor ihm hinknien, daß sie ihm ihre Herzen öffnen, und daß der Heilige Geist in ihnen wirksam werde...“

In einem Brief von zwanzig Seiten, der voll von Zitaten aus den Evangelien ist, antwortet Alexander: „Meine einzige Zuflucht ist der Herr. Ich überlasse mich gänzlich seiner Leitung. Er ist es, der die Dinge lenkt und richtet!... Mischen wir uns nicht mit unserem eigenen Tun hinein, das nur jammerbar menschlich wäre, auf daß, wie es in der Apokalypse heißt, wir nicht den Wein und nicht das Öl verderben. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis. Ich trage es tief in meinem Herzen, und ich könnte nicht um einen Fußbreit von ihm abweichen, ohne treulos

zu werden gegen IHN, dem ich mich ganz und gar ergeben habe....“

Und welchen Platz vergönnt er bei dieser Gottversenkung, in die er sich immer mehr vertieft und verliert, seiner apokalyptischen Kunderin von Heilbronn und Paris, der livländischen Deborah Frau von Krüdener? — Gar keinen!

Er hält sie streng von sich fern, und dies aus mehreren Gründen. Zunächst einmal ermüdet sie ihn mit ihrer verschnörkelten Sprache und mit ihren öden Predigten, die nach Calvinismus schmecken. Sie bemerkt es bald: „Ich weiß es, Majestät, daß ich Ihnen lästig falle, ja, Sie gar ärgere. Aber soll ich meinerseits Gott kränken? Muß ich ihm nicht gehorchen, muß ich ihm nicht all das mitteilen, was Sie wissen wollen? Nein, ich habe ein gutes Gewissen...“ Dieser Brief bleibt wie alle anderen ohne Antwort.

Ferner ist Alexander der Ansicht, daß sie ein wenig gar zu häufig die Börse dessen in Anspruch nimmt, den sie als „ihren himmlischen Bankier“ zu bezeichnen liebt. Und dann erfährt er eines Tages, daß die Schweizer Behörden die teutonische Sibylle ausgewiesen haben, weil sie in Basel bei der Verbreitung sozialistischer Ideen erwischt wurde. Ein noch schlimmerer Schlag kommt hinzu. Der Heilige Synod erklärt, daß die Glaubenssätze und die Verkündigungen dieser Erleuchteten nichts taugen und daß es einzig der orthodoxen Kirche zukomme, die wahrhaftige Meinung des Gotteswortes darzulegen. Der ungestüme Erzabt Photius, ein Mönch der asketischen und visionären Art, der sich mit Teufelsaustreibungen abgab und beständig ein härenes Büsserhemd trug, beschuldigt sie bald darauf, daß sie ein falsches Christentum verbreite,

eine Abart westeuropäischer Ketzerei, daß sie sich mißbräuchlich als eine von oben Erleuchtete ausbeuge und teuflischen Einflüssen erlegen sei, da sie sich peinlich davor hüte, die Fleischeslust und die Taten des Bösen zu bekämpfen... Nach alledem bestand Alexanders einzige Beziehung zu ihr nur noch darin, seine Briefe von ihr zurückzufordern.

An ihrer Stelle bemächtigt sich des Zaren nun eine andere Begnadete, diesmal eine echte Russin mit Namen Katharina Tatarinow.

Sie ist die Witwe eines jungen Offiziers, der bei Borodino fiel. Der Dienst ihrer Mutter bei Hofe gestattet es ihr, im Palais Michael zu wohnen, in dem Paul I. ermordet wurde. In der Betrübniß ihrer Witwenschaft hat sie sich dem Heiland zugewandt. Sie versammelt bei sich einen Kreis frommer Menschen, die gemeinsam über das Evangelium nachdenken und die schwierigsten Probleme der Theologie miteinander besprechen. Zu diesem Zirkel gehören die beiden intimen Freunde des Zaren, der Fürst Galitzin und Koschelew, ferner Bischöfe und Äbte. Die Versammlungen steigern sich zu Gebeten, Verzückungen und hypnotischen Verklärungen. Sodann überschüttet Katharina die ekstatischen Zuhörer mit der schier unversieghichen Flut ihrer Offenbarungen. Außerhalb des Hauses widmet die junge Frau sich hauptsächlich der Pflege der Armen, der Bettler, der entlassenen Sträflinge, der Besessenen und besonders der Skopten, jener armen Sektierer, jener Jünger des Seliwanow, die sich selbst entmannen, um sich von den Fleischessünden zu erretten und sich einen Vorzugsplatz im himmlischen Königreich zu sichern.

Alexander läßt die Prophetin häufig zu sich führen,

denn alles, was er von Galitzin und Koschelew über sie vernommen hat, schürte auf das wundersamste die Flamme seiner Liebe zu Gott.

Trotz dieser innigen religiösen Erschütterungen langweilt sich der Zar. Sein Amt als Selbstherrscher interessiert ihn nicht mehr. Jenseits der göttlichen Fragen erscheint ihm alles eintönig, abgeschmackt und ermüdend.

Also reist er unaufhörlich. Er durchjagt sein Reich nach allen Richtungen hin mit einer derartigen Geschwindigkeit, daß ihm nicht die Zeit bleibt, irgend etwas zu sehen. Man hat den Eindruck, daß er es nirgends mehr an einer Stelle aushält. Monate hindurch bleibt er seiner Hauptstadt fern, was, genau wie in den Zeiten des Krieges, den Lauf sämtlicher öffentlicher Maßnahmen hemmt. Kaum kann man ihm während dieser Jahre 1816 und 1817 folgen; es geht von Petersburg nach Moskau, nach Rjasan, nach Tula, Orel und Kursk, nach Tschernigow, Kiew und Bobrusk, nach Warschau, Mohilew, Smolensk, Witebsk, nach Nowgorod und so fort. Es ist so, wie der Fürst Wiazemsky sagte: „Heutzutage wird Rußland von der Postkutsche aus regiert.“

Die Langeweile, von der er befallen ist, verfolgt ihn überall hin, weil er sie in sich selbst trägt. Übrigens teilt er sie mit einer großen Anzahl seiner Zeitgenossen.

Seitdem das Gestirn Napoleon im Atlantik untergegangen ist, seitdem Europa nicht mehr vom Schlachtenlärm widerhallt, seitdem das außerordentliche Schreck- und Wahngelbte entschwand, seitdem erscheint die Welt wie erloschen und farblos. Selbst der kalte Metternich kann

nicht umhin, sich nach der beständigen Unruhe zu sehnen, nach den Ängsten, den Fiebern, den Bangnissen, nach dem beglückenden Nervenkitzel, den dieser „infernalische Mensch“ ihm fortgesetzt zu bestehen auferlegte. Er erlebt eine Krise romantischer Melancholie. Und das, was Alexander unaufhörlich umtreibt, ihn umtreibt trotz Kälte und Sturm und Regen und Schnee, trotz der schlechten Wege und der elenden Herbergen, ist das Heimweh nach jenen unvergleichlichen Aufregungen, die ihn dereinst durchbluteten und von denen er jetzt so gänzlich entwöhnt ist.

In einem wundersamen Gegensatze hierzu bezeugte jener Mann, der am allerehesten Grund dazu gehabt hätte, sich über Heimweh nach dem, was einst war, zu beklagen, bezeugte der Gefangene von St. Helena, die unverändert gleiche leidenschaftliche Freude am Leben. „Unsere Lage“, so sagte er, „ist nicht ohne Reiz. Die Welt bedauert uns. Wir bleiben die Märtyrer einer unsterblichen Sache! Millionen von Menschen beweinen uns. Das Vaterland stöhnt, das Vaterland ist in tiefster Trauer. Wir kämpfen hier gegen die Mißgunst der Götter, und der Wille und Wunsch der Völker ist dabei auf unserer Seite. Alles Mißgeschick hat mich nicht aus meiner Bahn geworfen...“

Im Herbst 1818 bietet sich dem Zaren eine wertvolle Abwechslung: Die verbündeten Herrscher haben beschlossen, in Aachen einen Kongreß abzuhalten, um über den Zustand im Inneren Frankreichs zu beraten und um sich über Beibehaltung oder Abberufung der Besatzungstruppen zu verständigen.

Alexander verläßt St. Petersburg gegen Ende des August, hält sich einige Tage in Berlin auf und erreicht die ehrwürdige Stadt, in der Karl der Große ruht, am 28. September. Am nächsten Tage wird die Konferenz eröffnet. Im Namen Seiner Allerchristlichsten Majestät beantragt der Herzog von Richelieu, daß die Monarchie der Bourbonen unverzüglich von der europäischen Schutzherrschaft befreit werde und daß das Königreich seine volle Unabhängigkeit zurückerhalte. Er beantragt ferner, daß der Vierbund durch den Hinzutritt Frankreichs in einen Fünfbund umgewandelt werde. Und zwar müßte Frankreich in voller Gleichberechtigung in den Rat Europas aufgenommen werden.

Was den ersten Punkt betrifft, so äußern Metternich, Hardenberg und Castlereagh sich dahin, daß die Abberufung der Besatzungstruppen verfrüht wäre, „weil Frankreich noch immer ein Herd des Jakobinismus sei“.

Alexander hingegen unterstützt Richelieu auf das nachdrücklichste. Er hat guten Grund dazu, da er soeben eine geheime Botschaft des Grafen von Artois, des vorgesehenen Thronerben, erhalten hat, in der die Lage des Königreichs dahin zusammengefaßt wird, daß es unter den revolutionären Umtrieben zusammenzubrechen droht. Es gelingt dem Zaren, durchzusetzen, daß sämtliche fremden Truppen vor dem 1. Dezember das französische Gebiet geräumt haben müssen.

Die Frage des Wiedereintrittes Frankreichs in alle Beratungen Europas wirft die ernstesten Schwierigkeiten auf. Man erhitzt sich darüber volle zwei Wochen hindurch. Österreich, Preußen und England wollen auf keinen Fall zulassen, daß „die Besiegten von Waterloo“ unter voller Gleichberechtigung in „das Direktorium der Großmächte“ eintreten.

Alexander hat noch einmal Erfolg, indem er einen Gedanken zur Geltung bringt, der einen findigen Mittelweg darstellt: Frankreich soll fortan an denjenigen Beratungen der Großmächte teilnehmen, die der Erhaltung des Friedens und der Wahrnehmung der Verträge dienen. Außerhalb dieser Art von Fünfbund aber sollen die Höfe von Rußland, Österreich, Preußen und England durch ihre früheren Verträge für den Fall in gesonderter Verbindung bleiben, daß Frankreich von neuem die Ordnung Europas bedrohen sollte.

Im Verlaufe dieser Beratungen hat der russische Autokrat mehrfach, sobald die Blicke aller sich auf ihn richteten und man seinen geringsten Gesten den größten Beifall spendete, wieder jene wonnevollen Augenblicke des Hochgefühls genossen, wie dereinst in Wien.

Der Sekretär Metternichs, der Ritter von Gentz, der ein kluger Beobachter war, hat mit seiner meisterhaften Feder die sehr hohe Meinung festgehalten, die man sich hinter den Kulissen des Kongresses von dem Zaren gebildet hatte.

„Der Kaiser von Rußland ist der einzige Monarch, der imstande wäre, die umfassendsten Unternehmungen durchzuführen. Er steht an der Spitze der einzigen Armee, auf die Europa zählen kann. Nichts kann der Gewalt dieses Heeres widerstehen. Keiner der Widerstände, die die anderen Herrscher hemmen, besteht für diesen Souverän, Widerstände zum Beispiel verfassungsmäßiger Natur oder durch die öffentliche Meinung. Was er heute beschlossen hat, kann er morgen durchsetzen. Man behauptet, daß er undurchdringlich sei, was jedoch nicht hindert, daß alle Welt an seinen Plänen herumdeutet. Er legt den allergrößten Wert darauf, daß man eine sehr gute Meinung

von ihm hat, ja, ihm ist daran vielleicht sogar noch mehr gelegen als am Ruhm. Er zieht die Ehrentitel eines Friedensbringers, eines Beschützers der Schwachen und eines Erneuerers seines Reiches dem Rufe eines Eroberers bei weitem vor. Ein religiöses Empfinden, das nicht geheuchelt ist, beherrscht in hohem Maße sein Herz und bestimmt alle seine anderen Gefühle. Dieser Herrscher, in dem Gutes und Böses so seltsam miteinander vermischt sind, muß sich notwendigerweise allerlei schwere Verdächtigungen gefallen lassen. Und es wäre gar zu kühn, im voraus bestimmen zu wollen, wie er sich in diesem oder in jenem Falle verhalten wird. Er betrachtet sich als den Begründer des europäischen Bundes, und er wünschte sehr, daß man ihn als das Oberhaupt anerkennen würde. Er erblickt in diesem System den Ruhm des Jahrhunderts und das Heil der Welt.“

Die schönen Zeiten von Wien werden dem Zaren in Aachen auch deshalb noch besonders erinnerlich, weil auch hier wieder einmal die galanten Zwischenspiele einen beträchtlichen Raum einnehmen. Zahlreiche schöne Frauen sind aus Rußland, aus Österreich und England gekommen, um sich in der alten Stadt der Karolinger zu vergnügen. Besonders bemerkt wurde der auffallende Flirt, den Metternich mit der Frau des russischen Gesandten in London, der Gräfin und späteren Fürstin von Lieven, führte.

Frau von Lieven ist zu dieser Zeit zweiunddreißig Jahre alt, sehr schlank und hat ein spitzes Gesicht. Aber die Blicke ihrer goldbraunen Augen, der warme Ton ihrer Stimme, der vornehme Stolz ihrer Bewegungen, die hoheitsvolle Lässigkeit ihres Benehmens und die starke Lebhaftigkeit ihres Geistes lassen sie höchst be-

gehenswert erscheinen. Trotzdem ist sie nicht glücklich, da die Langeweile sie sogar in der Gesellschaft ihrer besten Freunde, ja auch in den Armen ihrer Liebhaber noch verzehrt.

Im Verlaufe eines Ausfluges nach dem Bade Spa gelingt es Metternich, sie nicht nur zu erobern, sondern, mehr noch, sie von ihrer Langeweile zu erlösen. In den Pausen zwischen ihren Begegnungen bemüht sich der Fürst-Kanzler mit äußerst lobenswertem Eifer darum, „in Europa die Grundsätze der Religion und des Familienlebens zu bestärken, das moralische Gut zu verteidigen, das die göttliche Vorsehung den Herrschern anvertraut hat, und die Völker von ihren Verirrungen zu befreien“.

Nach Abschluß des Kongresses reist Alexander nach Frankreich, um die Parade der russischen Truppen abzunehmen, die in Sedan, Maubeuge und Valenciennes stehen. Alsdann beschließt er plötzlich, bis nach Paris zu fahren, um sich mit Ludwig XVIII. zu besprechen.

Er trifft am 28. Oktober um drei Uhr des Nachmittags ein, wird sofort vom König empfangen, bleibt zum Diner und reist noch am selben Abend nach Aachen zurück. Nach dieser kurzen Begegnung sind beide Herrscher voneinander begeistert.

Wie gewöhnlich bezeigt Alexander keine große Sehnsucht, seine Länder wiederzusehen. Diesmal nimmt er den folgenden Reiseweg: Brüssel, Karlsruhe, Stuttgart, Weimar, Wien, Olmütz, Teschen, Landshut, Zamosk, Brest-Litowsk, Witebsk und Nowgorod. Am 3. Januar 1819 kommt er endlich in Zarskoe Selo an.

Dort erfährt er einige Tage später den Tod seiner geliebten Schwester Katharina, die Königin von Württemberg geworden war. Sie ist einer Grippe zum Opfer gefallen. Sein Schmerz ist furchtbar und wühlt ihn im tiefsten Innern auf.

Und weiter, — nach den glanzvollen Tagen, in denen die volle Befriedigung seines Stolzes sein ganzes Wesen abermals erblühen ließ, macht diese Trauer, die so plötzlich über ihn hereinbricht, es ihm doppelt schwer und peinvoll, in ein geregeltes Leben zurückzufinden und sich wieder den Pflichten seines Herrscheramtes und ihren immer gleichen, nach stets derselben Uhr ablaufenden Formalitäten, anzupassen. Die laufenden Geschäfte, die innere Verwaltung seines Reiches, dies alles ist ihm höchst lästig.

So verfällt er in eine neue Krise des Pessimismus, der Melancholie, der Beklemmungen, der Trauer und des dumpfen Nichtstuns. Der Unglückliche hat nicht einmal mehr eine Frau um sich, die ihn trösten könnte; denn er ist so sehr beherrscht von einer späten Reue, daß er die Naryschkin meidet und keine Neigung verspürt, zu einer anderen Frau in Beziehung zu treten. Ebensowenig denkt er daran, wieder mit seiner Gattin, der edlen und träumerischen Elisabeth, zusammen zu leben.

Der Bruch mit Maria Antonowna hatte sich vor einigen Monaten bereits angekündigt. Alexander hatte alle notwendigen Maßnahmen getroffen, um die Zukunft der beiden Kinder zu sichern, die sie ihm geschenkt hatte, oder vielmehr, von denen er glaubte, daß sie die seinen

wären. Über diese ehebrecherische Liebe, die trotz der beiderseitigen Treulosigkeiten immerhin siebzehn Jahre gedauert hatte und die nun zu Ende ging, machte er seiner jungen Freundin, Roxane von Sturdza, das folgende lange Geständnis: „Ich bin schuldig, aber nicht in einem solchen Maße, wie man annehmen könnte. Es ist wahr, daß ich, da unglückliche Umstände mein häusliches Glück trübten, es bei einer anderen Frau suchte. Aber ich bildete mir ein — und zweifellos war dies ein Irrtum, den ich gerade heute besonders stark empfinde —, daß nur Standesrücksichten, keine innere Neigung, meine Frau und mich zusammengeführt hatten und daß wir daher vor Gott frei wären, wenn wir auch vor den Augen der Menschen aneinander gebunden waren. Meine Stellung machte es mir zur Pflicht, jene Standesrücksichten zu beobachten. Aber ich glaubte, über mein Herz ganz allein verfügen zu dürfen. Und viele Jahre blieb es Frau Naryschkin treu. Sie befand sich in der gleichen Lage wie ich und verfiel demselben Irrtum. Wir waren allen Ernstes davon überzeugt, daß wir uns nichts vorzuwerfen hätten. Und obgleich neue Einsichten mich seitdem besser über meine Pflichten aufklärten, würde ich doch niemals den Mut besessen haben, ein so liebgewordenes Band zu zerreißen, wenn sie selbst es nicht verlangt hätte. Mein Schmerz war unaussprechlich. Die Gründe jedoch, die sie anführte, waren so edel, erhöhten sie so sehr in den Augen der Welt wie in den meinen, daß ich mich ihnen nicht länger widersetzen konnte. So nahm ich ein Opfer auf mich, das mir nahezu das Herz brach. Täglich fühle ich noch den Schmerz.“ Diese schwere innere Prüfung, die seinen Willen beugt, unterwirft ihn mehr und mehr den Einflüssen des Mystizismus.

Unaufhörlich wird er von Gedanken an Gott beherrscht — sei es das Bild des Gekreuzigten, sei es die Erinnerung an eine Stelle aus den Evangelien oder aus der Apokalypse. Er stellt willkürliche und seltsame Vergleiche mit Hiob, Nebukadnezar, Judith, Holofernes und David an. Er glaubt einen Hauch aus der höheren Welt zu verspüren. Und alles dies beschäftigt ihn so sehr, daß er die Leitung Rußlands gänzlich dem furchtbaren Araktschejew überläßt. Eine Eisenfaust, ein grausamer Despotismus, der bis in den allerletzten Winkel reicht, würgt das große Land, in dem hier und dort die Zuckungen einer Empörung aufflackern. Metternich urteilte sehr richtig, wenn er meinte, daß Alexander sich von dem humanitären Liberalismus seiner Jugend endgültig losgesagt hätte: „Die Bibel nimmt heute bei ihm die Stelle der Menschenrechte ein.“

Und die endlosen Reisen beginnen abermals. Am 5. August unternimmt er eine Fahrt in eine der unbekanntesten und verlassensten Gegenden seines Reiches, in die Provinz Archangelsk, dann zum Weißen Meer bis zur Nordspitze Finnlands und bis zum Bottnischen Meeresbusen.

Im Anblick dieser rauhen und öden Landschaft entspannt sein Herz sich und wird ruhiger. Hin und wieder kommt er zu einem einsamen Kloster in der Tiefe der Wälder oder am Ufer eines Sees. Lange spricht er mit den Mönchen und beneidet sie um ihre Ruhe, ihren Frieden, ihre Sanftmut und ihr beständiges Verweilen in Gott.

Kaum ist er nach St. Petersburg zurückgekehrt, so verläßt er es am 12. September auch schon wieder, um die Soldatensiedlungen bei Nowgorod zu besichtigen. Von dort

reist er nach Warschau. Hier muß er die Empörung beruhigen, die das launenhafte Treiben des Großfürsten Konstantin in ganz Polen hervorruft.

Indessen, zu Beginn des Jahres 1820, bringt der Fortschritt der liberalen Ideen und das Erstarken des Nationalbewußtseins die gesamte europäische Ordnung von neuem in Gefahr.

Besonders innerhalb des deutschen Bürgertums, vor allem aber auf den Universitäten, greift das „jakobinische Fieber“ immer schneller und breiter um sich. Die Könige von Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg, sowie die Großherzöge von Hessen-Darmstadt, Mecklenburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg und von Baden haben die größte Mühe, der Gärung Herr zu bleiben unter ihren Untertanen, die nichts Geringeres als die Einführung einer demokratischen Verfassung in einem geeinten Deutschland anstreben.

Sodann wird Madrid von einem Pronunciamiento überrascht, das den grausamen Ferdinand VII. dazu zwingt, vor den „Patrioten“ auf die Vorrechte seiner absoluten Gewalt zu verzichten und zu Kreuze zu kriechen. Zur gleichen Zeit erheben sich die spanischen Kolonien, was die allgemeine Wut nur noch verdoppelt. Und eben zur selben Stunde bricht die Revolution in Portugal aus.

Weiter. Am 13. Februar ermordet ein fanatischer Sektierer namens Louvel den Herzog von Berry in dem Wahne, mit einem einzigen Schlag das gesamte Geschlecht der Bourbonen beseitigen zu können. Und schließlich springt die spanische Seuche auch auf Italien über,

wo die Könige von Piemont und Neapel von der Verwegenheit der Karbonari fortgespült werden. Eine gewaltige Aufstandsbewegung von den Alpen bis hinunter nach Palermo tritt in Erscheinung.

Angesichts dieser Ereignisse konnten die Unterzeichner der Heiligen Allianz nicht untätig bleiben. Am 25. Oktober findet ein neuer Kongreß in Troppau, das im österreichischen Schlesien gelegen ist, mit den üblichen Teilnehmern dieser diplomatischen Zusammenkünfte statt.

Metternich, dessen Aufgabe es ist, die Herrschaft des Hauses Habsburg in dem lombardo-venetianischen Königreich zu wahren, schlägt unverzüglich vor, die italienische Frage in ihrer ganzen Ausdehnung der Prüfung durch den Fünfbund zu unterwerfen und fordert im Interesse Österreichs das ausschließliche Recht, die Ordnung auf der Halbinsel durch Waffengewalt wiederherzustellen.

Alexander gesteht ohne Einwand zu, daß die Leitung der verbündeten Mächte mit Gewalt in Neapel und Turin vorgeht, um die „Hydra der Revolution“ niederzukämpfen. Er wünscht darüber hinaus, daß der Kongreß durch eine feierliche und öffentliche Erklärung sich das unbedingte Recht zuspreche, das beständige und erhabene Recht, gemeinsam mit Waffengewalt vorzugehen, um in sämtlichen Ländern die souveräne Gewalt der Monarchen zu behaupten, beziehungsweise sie zurückzugewinnen. Im wunderlichen Widerspruch hierzu, in dem man eine letzte Spur seines alten Liberalismus erkennt, weigert er sich jedoch, als „der Gendarm der Völker“ aufzutreten, nachdem er vorher als ihr Befreier erschienen war. Er beantragt daher, daß die Heilige Allianz den Monarchen, sobald sie ihre Souveränität zurückgewonnen haben, das Recht zuerkennt, ihren Untertanen freiwillig „vernunft-

gemäße Zugeständnisse freiheitlicher Einrichtungen“ zu machen.

Metternich, der kein anderes politisches System neben dem der schroffsten Reaktion gelten läßt, entrüstet sich über den Gedanken, daß die Heilige Allianz dem Anschein nach liberalen Einrichtungen ihren Segen geben soll, und seien sie auch nur von dem allergnädigsten Willen eines Regenten gewährt.

Die Debatte wird verwickelt und wird hinausgezogen durch die Tatsache, daß der britische Bevollmächtigte, der Wiener Gesandte Lord Stuart, der im Namen von Castle-reagh spricht, mit erhobener Stimme erklärt: „Die verbündeten Mächte haben nicht das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumischen. Eine solche Einmischung steht im krassen Widerspruch zu den fundamentalsten Gesetzen des Vereinigten Königreiches. Nie und nimmer würde es England zulassen, daß man von ihm Rechenschaft über die Art und Weise fordert, in der es zu regieren beliebt.“

Die französischen Bevollmächtigten wiederum, der Marquis Caraman und der Graf La Ferronnays, sind äußerst gehemmt. Sie vertreten ein Ministerium, dessen ein und alles von dem österreichischen Programm abhängt und dürfen dabei doch nicht vergessen, daß ihr Herrscher, Ludwig XVIII., es war, durch den Frankreich eine parlamentarische Verfassung erhielt, und daß dieser Schritt Frankreich zum Ruhme gereichte. Im Notfall hätten ihre Instruktionen ihnen dies in das Gedächtnis zurückgerufen. Sie entziehen sich daher, soweit wie nur möglich, jeder Festlegung, was ihnen die folgende Drohung des Autokraten einträgt: „Das Glück Frankreichs fordert gebieterisch, daß es den Grundsätzen einer Allianz

treubleibt, die ihm zweimal seine politische Existenz und seine Freiheit zurückgegeben hat.“

Da Alexander jedoch darauf verzichtet, seine These nachdrücklich zur Geltung zu bringen, so scheint der Kongreß in einer Sackgasse festgefahren zu sein.

Am 9. November jedoch verändert eine unerwartete Nachricht plötzlich die Situation. Durch einen Offizier, der in größter Eile aus St. Petersburg kommt, erfährt der Zar voller Bestürzung, daß in der Nacht des 28. Oktober ein Garderegiment, und zwar das Ssemenowsche, gemeutert hat. Er ist darüber um so fassungsloser, als gerade dieses Regiment bei ihm stets in besonderer Gunst stand. Er sagte gern: „Die Preobraschenski sind das Regiment des Zaren, aber die Ssemenow sind mein Regiment.“

Die Erhebung, die sofort unterdrückt wurde, hatte die unsinnige und grausame Strenge des Obersten, eines geborenen Kurländers, der ein begeisterter Verehrer der preußischen Methoden war, zur unmittelbaren Ursache und wahrscheinlich auch zur einzigen Voraussetzung. Jedenfalls erklärte der Höchstkommmandierende der Garde, der Fürst Wassiltschikow, daß dies seine Überzeugung sei.

Bei Alexander jedoch nimmt diese harmlose Meuterei, diese unbedeutende Auflehnung einiger Soldaten, sehr bald schon, verwirrt wie er ist, die übertriebensten Ausmaße an. Er wittert dahinter politische Absichten und die Wühlarbeit geheimer Gesellschaften. Und da er seit einigen Wochen täglich nichts anderes zu tun hat, als in ganz Europa den unbezähmbaren Fortschritt der „jakobinischen Pest“ festzustellen, so sagt er sich: „Jetzt beginnt die Revolution auch bei mir!“

Der Fall Ssemenow bewirkt in der Mentalität des Zaren eine jähe und entscheidende Wandlung. Es handelt sich

hier um den innerhalb der latenten Psychosen wohl bekannten Effekt, den sehr plötzlich eintretenden Effekt des „inneren Schocks“.

Seine Verwirrung verrät sich zunächst durch die erschreckende Härte der Strafen, die er über die Meuterer verhängt. Ihre Anführer werden, trotz ihrer hervorragenden Verdienste und ihrer Teilnahme an zahllosen Schlachten, bis zu sechstausend Rutenschlägen verurteilt, das heißt zu einem Tode unter den fürchterlichsten Qualen. Wenn ein Alexander, der einen Zug von Menschlichkeit besaß und der sich häufig barmherzig gezeigt hatte, sich so weit hinreißen ließ, so beweist das, daß seine Erregung, sein Zorn und seine Angst sich bis zum Paroxysmus gesteigert hatten.

In den folgenden Tagen nehmen alle seine politischen Ideen einen völlig neuen Charakter an. Am 29. November schreibt Metternich ganz beglückt diese Zeilen nieder: „Heute abend habe ich drei Stunden hindurch mit dem Kaiser Alexander geplaudert. Da wir nichts Besonderes zu verhandeln hatten, so erging sich unsere Unterhaltung in den weitesten Perspektiven. Man könnte meinen, daß der Kaiser eben heute erst in die Welt getreten sei und seine Augen geöffnet hätte. Er steht zur Zeit auf dem Standpunkt, auf dem ich mich vor dreißig Jahren befand...“

Seit dieser Zeit befindet sich der Zar in Metternichs Hand und kommt nicht mehr von ihm los. Er wähnt, in seiner Person von der Vorsehung ausdrücklich dazu berufen zu sein, „die Feinde der Religion und der Throne... die satanischen Unternehmungen..., die Pestilenz und den Krebschaden des Unglaubens..., die verbrecherischen Lehren eines Voltaire und Rousseau, eines Marat und Robespierre!...“ zu bekämpfen. Bald genug sind sein reak-

tionärer Eifer und sein Mystizismus, die sich beide decken und sich gegenseitig steigern, nichts anderes mehr als die verwirrten Reden eines Menschen, der völlig aus dem Lot geraten ist.

So bereitet es Metternich keine Mühe, ihn zur Unterschrift des Schlußprotokolls des Kongresses zu bewegen, das die verbündeten Mächte dazu berechtigt, die rebellierenden Staaten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen ihre angestammten Herrscher zurückzuführen. Der Kaiser Franz und sein getreuer Parteigänger, Friedrich Wilhelm, nehmen selbstverständlich dieses Manifest an, das die öffentliche Meinung in allen Ländern als eine Kriegserklärung gegen den modernen Geist bezeichnet. Ludwig XVIII. hingegen und das britische Kabinett verweigern die Unterschrift.

Am 27. Dezember wird der Kongreß in der Absicht, der italienischen Grenze näher zu sein, in den Süden des Kaiserreiches, nach Laibach in Kärnten verlegt. Dorthin ladet man Ferdinand IV., den König von Neapel, ein, um sich mit ihm über die Möglichkeiten einer Wiederherstellung der Ordnung in seinen Staaten zu verständigen.

Die Strafsanktionen werden von Österreich allein übernommen. 80 000 Mann sollen den Po überschreiten und durch Italien marschieren. Im Notfalle sollen 90 000 Russen ihnen zu Hilfe kommen.

Am 28. Februar geht der Kongreß auseinander. Metternich schreibt lächelnd in sein Tagebuch: „Der Kaiser Alexander hat sich vortrefflich benommen.“

Aber noch in Laibach zollt der Fürst-Kanzler dem Autokraten eine neue und noch lobendere Anerkennung.

Es kam die Nachricht — und man glaubte seinen Ohren nicht zu trauen —, daß ein junger Adjutant des Kaisers, der Fürst Ypsilanti, in Kischinew eine Truppe aus Ungarn, Bulgaren und Griechen gebildet hatte, über den Pruth gegangen war und gegen Bukarest marschierte. Er sollte öffentlich den Entschluß verkündet haben, den Balkan zur Erhebung aufzurufen, die Türken zu vertreiben und Griechenland zu befreien. Das Ganze schien das Einverständnis des Zaren und seine Zusage zur Beihilfe zu besitzen.

Die Mitwirkung der russischen Regierung an diesem tollen Abenteuer war nicht zu leugnen. Seit langer Zeit arbeitete der Capo d'Istria aus Korfu, der Staatssekretär des Auswärtigen geworden war, in aller Stille an der Verwirklichung der griechischen Hoffnungen. Und eben deswegen durfte er sich der ausdrücklichen Gunst Alexanders erfreuen. Ferner befand sich das Hauptquartier der Zweiten Armee in Kischinew. Dem Generalstab konnte daher diese Vorbereitung einer Expedition durch einen Generalmajor und „Adjutanten Seiner Kaiserlichen Hoheit“ keineswegs unbekannt bleiben. Man durfte also dem Heißsporn Ypsilanti nichts anderes als die unbesonnene Schnelligkeit seines Handelns zum Vorwurf machen.

Metternich, mochte er auch noch so sehr damit beschäftigt sein, den revolutionären Geist in ganz Europa zu unterdrücken, konnte es keinen einzigen Augenblick dulden, daß Rußland sich in dem Glauben wiegte, die Stunde, sich des Ostens zu bemächtigen, sei gekommen. Mit einer Taktik, in der er Schmeicheleien und Rügen fabelhaft durcheinander spielte, brachte er Alexander dahin, Ypsilanti öffentlich durch Ausschluß aus der Armee fallen zu lassen. So schreibt er am 9. Mai in sein Tagebuch: „Heute

hatte ich eine neue lange Beratung mit Kaiser Alexander. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein menschliches Wesen gibt, das klug genug wäre, um die Unterhaltung, die wir miteinander führten, auch nur im entferntesten für möglich zu halten. Wenn jemals einer weiß geworden ist, der vorher schwarz war, dann ist es Alexander! Mein größtes Verdienst in der Sache besteht darin, daß ich meinen Einfluß, den ich augenblicklich auf ihn besitze und der sich dahin richtet, ihn von einer Überschreitung der Grenzen der Gerechtigkeit und des Allgemeinwohls zurückzuhalten, voll ausnutzen konnte...“

Und in einem Privatbriefe schreibt er noch: „Rußland hat nicht mehr die Führung. Wir sind es, die den Kaiser Alexander führen, und zwar aus einigen höchst simplen Gründen. Er hat das Bedürfnis, beraten zu werden; und seine eigenen Ratgeber hat er sämtlich verloren. Capo d'Istria ist jetzt in seinen Augen so etwas wie ein Karbonari. Ferner mißtraut er seinem Heer, seinen Ministern, seinem Adel und seinem Volk. Nein, in einer solchen Lage kann man keine Führung übernehmen!“

Das jähe Abrücken von Ypsilanti versetzt den gesamten christlichen Orient in tiefste Bestürzung und wird als ein Verrat, als eine Freveltat sondergleichen angesehen. Europa ist nicht weniger überrascht und fassungslos. Zum erstenmal in der Geschichte hat das orthodoxe Heilige Rußland die Sache des Hellenismus öffentlich verleugnet.

XVII

Rußland und der Freiheitskampf der Griechen

Am 13. Mai verläßt Alexander Laibach und reist auf großen Umwegen zurück in seine Länder. Am 5. Juni trifft er in Zarskoe Selo ein.

Kaum daß er seinem Wagen entstiegen ist, wird ihm von dem Kommandanten der Garde, dem Fürsten Wassiltschikow, eine Verschwörung gemeldet, die die Beseitigung des autokratischen Systems zum Ziele hatte. Der Fürst beendet seine Enthüllung, indem er eine Liste der Rädelsführer überreicht.

Nach einem langen Schweigen sagt der Zar die folgenden Worte: „Mein lieber Wassiltschikow, Sie stehen seit dem Beginn meiner Regierung in meinen Diensten. Sie wissen es daher gut genug, daß ich selbst jene Wahnvorstellungen und Irrtümer nicht nur geteilt, sondern sogar begünstigt habe... Es steht mir nicht an, hier streng vorzugehen.“

Diese Folgerung könnte einigermaßen überraschen, nachdem der Zar schon mehrfach bei ähnlichen Gelegenheiten keineswegs gezaudert hatte, streng vorzugehen, — wenn auch nicht gleich mit jener Grausamkeit, die er im Falle des Ssemenowschen Regimentes gezeigt hatte. Aber er kehrte aus Laibach in einer so bedrückenden Niedergeschlagenheit zurück, daß er sehr viel empfindlicher war gegen die Stimme seines Gewissens.

Durch einen seiner Adjutanten, den General von Benckendorff, dessen Ruf als Polizeigewaltiger, Blutrichter und Scherge bald schlimm genug werden sollte, wird Alexander laufend über die rege Wühlarbeit der geheimen Gesellschaften innerhalb der Armee unterrichtet. Der Gesandte von Frankreich La Ferronnays, der ein scharfer Beobachter war, hatte über diese Wühlereien, so geheim sie auch betrieben wurden, vor Monaten bereits an seine Regierung das folgende berichten können: „Die gesamte Jugend, besonders aber die Offiziere, sind ganz erfüllt von liberalen Ideen. Je kühner die Lehren sind, um so besser gefallen sie ihnen... Die Verhandlungen unseres Parlamentes beschäftigen sie in einem solchen Maße, als ob ihre eigensten Angelegenheiten dort zur Sprache stünden. Die schärfsten Reden finden unter dieser Jugend die meisten Bewunderer. Sie versteht und billigt die Ausschreitungen und sogar die Verbrechen, die aus Freiheitsliebe begangen werden. Und der schurkische Louvel hat Parteigänger bis weit in die Kreise der Gardeoffiziere hinein gefunden, die mit der Leibwache des Kaisers betraut sind.“

Auch hier wieder erscheint Joseph de Maistre als Prophet. Seit langem schon hatte er die bedrohliche Gewalt der Anarchie erkannt und gefühlt, die in der russischen Seele schlummert. In einem seiner dienstlichen Berichte, den der Zar vielleicht durch das Geheimkabinett kennenlernte, sieht er ein ganzes kommendes Jahrhundert voraus: „Alles drängt mich zu der Einsicht, daß der Russe für eine Regierungsform unserer Art nicht geeignet und empfänglich ist. Sollte dieses Volk unsere abscheulichen Neuerungen erst einmal begreifen und dafür Verständnis aufbringen, sollte irgendein Pugatschew der Universität

sich an die Spitze einer Partei stellen, und sollten die Massen wirklich aufgewühlt werden und eine Revolution nach europäischem Vorbild entfesseln, so hätte man Unbeschreibliches zu befürchten:

Kriege, schaurige Kriege

Schau' ich, und tief gerötet mit Blut aufschäumen
die Newa.“

Nach alledem ist es nicht verwunderlich, daß Alexander fortan die Regierung Rußlands wie den Schutz seiner eigenen Person mehr und mehr der starken Faust Araktschejews überläßt. Sein machiavellistischer Gegenspieler von Troppau und Laibach hatte richtig gerechnet: seine moralischen Beklemmungen, seine Unrast, sein Mißtrauen gegen alle, seine Anwandlungen, lange Zeit zu schweigen, seine lähmende Traurigkeit, seine jähren Launen, das Flatterhafte und Widerspruchsvolle seines Willens, die nebulösen und frommen Träumereien, die seinen Verstand unaufhörlich verwirren, alles dies ließ den Zaren nicht mehr dazu kommen, noch irgend etwas anzupacken und durchzuführen. In der Außenpolitik lenkt ihn Metternich, in der Innenpolitik Araktschejew.

Alle Tatkraft, die ihm noch geblieben ist, richtet er auf die religiösen Fragen. Sie sind jetzt seine Leidenschaft. Hier allein ist er noch fähig, zu wollen und zu befehlen.

In den folgenden Monaten und auf lange Zeit hinaus bildet es seine wesentlichste Beschäftigung, sich dem strengsten Gehorsam eines starren Orthodoxismus zuzuwenden, nachdem er nur gar zu inbrünstig den verführerischen Vorstellungen eines persönlichen Mystizismus gehuldigt hatte. Er wird dabei angespornt von einem jungen

Mönch, namens Photius, der vorher Feldprediger bei der Garde war. Er ist Fanatiker, Asket und Prophet, sein Leib ist abgezehrt, seine Augen stechen und funkeln wie die Augen eines Raubvogels, seine Beredsamkeit ist derb, hinreißend, eifernd und schlägt alle Zuhörer in Bann. Er stammt aus dem Kloster Derewianitzky und hat sich einen Ruf als Teufelaustreiber und Wundertäter erworben.

In der Nähe des Klosters lebte eine Gräfin Anna Alexejewna Orlow. Sie war früher einmal Ehrendame gewesen, war fünfunddreißig Jahre alt und war ebenso reich wie verstiegen. Photius hatte auf sie bald Einfluß gewonnen. Sie hörte einzig auf ihn und demütigte sich um seinetwillen auf das grausamste. Dem Befehl einer himmlischen Erscheinung folgend, vermochte sie sich ihrem Seelenführer nicht länger zu versagen. Das hinderte ihn nicht, sie als „die vollendet reine Jungfrau“ zu bezeichnen. Zwischen ihren Gebetsübungen pflegte sie ihn an seiner widrigen Krankheit, die der Satan ihm zur Strafe dafür auferlegt hatte, daß er den Geist des Bösen mit einer solchen Hartnäckigkeit bekämpfte.

Mit ebensoviel Geschick wie Ungestüm hatte Photius sich in die Hofpartei der „Bulldogge“ Araktschejew hineingedrängt; dieser hatte wiederum den Zaren auf ihn aufmerksam gemacht. So brachte am 17. Juni 1822 ein Wagen der Gräfin Orlow den Mönch zum Winterpalais, wo man ihn aus der Vorhalle laut Befehl sogleich zum Zaren führte. Auf dem Wege durch die zahllose Folge der Prunkgemächer macht er gegen sämtliche Wände und Türen das Zeichen des Kreuzes, um die teuflischen Mächte zu bannen, deren ekelhafte Ausdünstungen er überall wittert.

Beim Betreten des kaiserlichen Arbeitszimmers tut er zunächst so, als sehe er den Herrscher nicht, und wirft

sich der Länge nach vor einem Heiligenbild hin, das im Hintergrunde des Gemaches aufschimmert. Nachdem er auf diese Weise vor dem Herrn der Himmel sich erniedrigt hat, verneigt er sich mit kühlem Hochmut vor dem Monarchen, dessen irdische Allgewalt ihn gleichgültig läßt. Sogleich senkt Alexander vor dem Gottesdiener das Haupt und erbittet seinen Segen. Und ihre Unterhaltung dauert drei Stunden. Hinfort betritt er noch oft das Winterpalais, dieser zynische und schmutzige Mönch, in dem der Teufel Rasputin sich bereits anzukündigen scheint. Und ein jedes Mal benimmt er sich unduldsamer, prahlerischer und herausfordernder.

Der Inhalt seiner Gespräche mit dem Kaiser ist uns durch seine Briefe bekannt. Hier ein Beispiel: „In unserem Zeitalter verkünden eine große Zahl von Schriften, Menschen und Gesellschaften eine neue Religion, die den letzten Tagen der Welt vorbehalten sein soll. Diese neue Religion wird in den verschiedensten Formen gepredigt; bald ist es eine unbekannte Erleuchtung, bald eine vergessene Lehre, bald der Anbruch des Tausendjährigen Reiches Christi. Diese neue Religion, sie ist nichts anderes als Ketzerei und Verrat am göttlichen, am apostolischen, am überlieferten orthodoxen Glauben! Es ist die Religion des Antichrist! Sie schließt in sich die Revolution, sie ist gierig nach Blut und eingegeben vom satanischen Geiste! Ihre falschen Propheten und Apostel hüllen sich in die Schleier des Mystizismus ... Möge der einzig wahrhaftige Gott nicht zögern, sich zu erheben! Möge die Stärke Deines Armes und die Kraft des Geistes, der über Dir schwebt, die Feinde unserer uralten Religion zerstreuen samt all ihren Schamlosigkeiten! Sie müssen vom Erdboden verschwinden! ...“

Alexander überschüttet den Mönch mit seinen Gunstbezeugungen. Er läßt ihn zum Kloostervorsteher des Konvents St. Georg ernennen, der eine der heiligsten Stätten des Kaiserreiches ist. Bei einer feierlichen Messe in der Kathedrale der Peter und Pauls-Festung läßt er ihm durch den Metropolit von St. Petersburg ein kostbares, mit Diamanten verziertes Brustkreuz überreichen.

Photius gewinnt einen solchen Einfluß, daß Araktschejew sich seiner bedient, um den einzigen Mann, der sich gegen ihn noch zu behaupten wagt, in kaiserliche Ungnade zu bringen. Es ist dies der Generalprokurator des Heiligen Synod, der gleichzeitig das Unterrichtsministerium verwaltet. Zudem ist er der engste Freund des Zaren, der Vertraute und Gefährte seiner gesamten religiösen Entwicklung und jener geheimen Verständigung, die dem Zaren seit manchen Jahren so häufig den göttlichen Beistand und die seltensten Entzückungen vermittelt hat, es ist der Fürst Galitzin.

Seine öffentlichen Ämter und seine nahen Beziehungen zum Herrscher hatten ihm einen bedeutenden Einfluß im Staate und besonders auf die moralische Führung der Gesinnungen und Überzeugungen verschafft. Im Jahre 1812, zur Zeit der Besetzung Moskaus, hatte er nach englischem Vorbild die Bibelgesellschaft begründet, die sich die Verbreitung der heiligen Schriften in den niederen Volksschichten angelegen sein ließ. Im Anfang war Alexander von dieser Unternehmung hell begeistert. Die Kirche jedoch verwarf sie entschieden als eine Ausgeburt des humanitären Mystizismus, behaftet mit einem dumpfen Geruch von Demokratie. Die Kirche täuschte sich darin nicht, denn der Fürst Galitzin träumte in seiner großherzigen Einfalt von nichts Geringerem als davon, alle Untertanen

des Zaren, und nicht nur die Russen, sondern auch die Tscherkessen, die Kalmücken, die Mongolen und Kirgisen, ja sogar die Heiden und auch die Juden in brüderlicher Liebe zu einer einzigen gemeinsamen Gläubigkeit unter dem Banner des Erlösers zu vereinigen. La Ferronays, der sich niemals mit schönen Redensarten begnügte, schrieb am 1. April 1820: „Diese Bibelgesellschaft, die in Wahrheit zu nichts anderem dient, als den Protestantismus zu verallgemeinern, muß unweigerlich und sehr rasch freihetliche Gedanken erzeugen, erzeugen bei Menschen, die bis heute gewohnt waren, in ihrem Kaiser den obersten Schutzherren einer Religion zu erblicken, die sie nichts anderes als Ergebung und Ehrfurcht lehrte. Zuletzt also ist es dieses Machtmittel, dieser heilsame Zauber, den zu zerstören man sich anschickt... Glaubt der Kaiser, noch auf den gleichen Gehorsam hoffen zu dürfen, wenn diese noch halbwilden Völker in ihm nicht mehr den von Gott eingesetzten Gebieter sehen und wenn er selbst die geheimnisvolle und geheiligte Gloriole vernichtet, mit der die Religion ihn umhüllt? Und kann man sich wohl ohne Schaudern die Folgen der Ausschreitungen — für Rußland wie für Europa — vorstellen, zu denen dieses Volk von vierzig Millionen sich hinreißen lassen wird, um seine Ketten zu sprengen?“

Um nun Galitzin zur Strecke zu bringen, schleudert der Archimandrit Photius in Gegenwart Alexanders genau dieselbe höchst einfache und furchtbare Verwünschung gegen ihn, deren sich ein Jahrhundert später ebenso unfehlbar ein Rasputin bedient, um die Minister von Nikolaus II. zu stürzen. Er ruft aus: „Aus diesem Menschen spricht der Teufel!“

Damit ist Galitzin gerichtet. Sehr bald schon muß er es sich gefallen lassen, daß man ihm das Unterrichtsministe-

rium und die Generalprokuratur des Heiligen Synod nimmt. Und dann wird ihm wie zum Hohn die Leitung der Post übertragen.

Die Machtbefugnis der „Bulldogge“ ist jetzt unbeschränkt. Er allein bestimmt über die Wahl oder Absetzung der höchsten Beamten. Alle öffentlichen Behörden bevölkern sich mit seinen Kreaturen.

Alexander ist völlig in religiösen Betrachtungen eingesponnen und wird gegen sein Reich noch gleichgültiger, als es Karl V. in seinem Kloster von St. Juste war.

Als die Umstände ihn dazu zwingen, gegen seinen Willen in die Politik aktiv einzugreifen, fällt sofort eine geistige Verwirrung bei ihm auf, eine Unklarheit und Zusammenhanglosigkeit seiner Gedanken, eine nur matte Aufmerksamkeit, eine Trägheit des Willens. Mit einer jähen Willkür kehrt er sich ab und geht davon. In seinem Inneren herrscht ein völliges Durcheinander, die Mysterien der übernatürlichen Welten und des jenseitigen Lebens gebieten über ihn mit allen ihren Täuschungen. „Keiner von uns, die wir mit ihm zu tun haben, kann sicher sein, ihn am Morgen in der Verfassung wieder anzutreffen, in der wir ihn am Abend verlassen haben.“ Diese Äußerung von Nesselrode reicht schon beinahe zur Erklärung der schmählichen Haltung aus, die Alexander auf dem Kongreß zu Verona einnimmt.

Zum vierten Male seit dem Wiener Kongreß haben die fünf Mächte, die die Führung Europas an sich rissen, das

Bedürfnis empfunden, sich miteinander zu verständigen. Zwei Fragen sind mit größter Dringlichkeit zu entscheiden: die kritische Lage Ferdinands VII., den die Cortes von Cadix als Geisel festhalten, und das Schicksal der unglücklichen Griechen, die voller Verzweiflung darum kämpfen, sich von der türkischen Oberhoheit zu befreien.

Nach langen Beratungen setzen Österreich, Preußen und Rußland bei Frankreich durch, daß es sich dafür verwenden wird, Ferdinand VII. nach Madrid zu führen und ihn dort wieder in alle seine Rechte einzusetzen. England jedoch, das auf sein Parlament Rücksicht nehmen muß, hält sich von dieser Intervention fern.

Sobald die Bevollmächtigten sich daraufhin dem Ostproblem zuwenden, sind alle höchst verwundert über die Sorglosigkeit, die die russische Delegation, bestehend aus Nesselrode, Lieven und Stackelberg — abermals drei Deutsche! — über jene Frage bezeugt, die doch Rußland an allererster Stelle angeht. Gewiß, es protestiert gegen die empörende Strenge, mit der die Pforte gegen die griechischen Aufständischen vorgeht, — aber es verurteilt den Aufstand! Es verweigert den Insurgenten jeglichen Beistand, ja sogar jede Kundgebung der Sympathie. Und schließlich zieht es sich auf eine freundschaftliche Vermittlung Englands und Österreichs zurück, um ein gutes Einvernehmen zwischen St. Petersburg und Konstantinopel wiederherzustellen. Metternich ist der einzige, der über diese Kapitulation der Russen nicht befremdet ist. Er selbst hat sie ihnen ja seit vier Monaten vorgeschrieben.

Nach seiner Rückkehr von Laibach war der Zar von dem Entsetzen und von der Empörung seines gesamten Volkes über das Martyrium der Griechen doch so er-

schüttert worden, daß ihn die Versuchung beschlich, zu den Waffen zu greifen. Er sprach davon, daß er seine volle Unabhängigkeit von Österreich zurückgewinnen und sich jenes einzigen Mittels bedienen werde, das die Herren des Serail von jeher angewandt hatten: die Gewalt. Ja, er war sogar so weit gegangen, im geheimen die militärische Beihilfe Frankreichs gegen die Türkei nachzusuchen. Der Gesandte von Ludwig XVIII. bekam von dem Zaren die folgenden überraschenden Aussprüche zu hören: „Rußland mit seiner Million Soldaten kann nicht der ruhige Zuschauer der Unmenschlichkeiten bleiben, die eine christliche Nation zu erdulden hat. Die Türkei darf nicht weiter in der Gemeinschaft der anderen europäischen Staaten bleiben. Die Sekte Mohammeds muß nach Asien zurückgejagt werden!...“ Und er schlug dem Gesandten die Aufteilung des ottomanischen Reiches vor: „Frankreich und Rußland sollten sich zusammentun. Sehen Sie bitte auf die Karte... Während meine Flotte auf Konstantinopel hält, müßte eine ansehnliche französische Flotte sich die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen. In der Hagia Sophia reichen wir uns die Hände... Frankreich könnte dann Anatolien und das nördliche Vorderasien behalten...“ Indem er dies sagte, glaubte er, „der Stimme Gottes zu gehorchen“. Sehr schnell aber erschrickt er über seine eigene Kühnheit. Und in dieser Verzagtheit erbittet er sich Rat... Bei wem?... Bei Metternich! Der Eindruck dieser unerwarteten Bitte auf den Österreicher war der, daß dieser sie für sich höhnisch mit den folgenden Worten übersetzte: „Ich bin im Begriff, Unglück anzurichten und eine große Dummheit zu begehen! Halten Sie mich davon zurück!“ Metternich hielt ihn so ausgezeichnet zurück, daß er am 31. Mai 1822 an

Kaiser Franz berichten konnte: „Durch einen Kurier, der soeben aus St. Petersburg kommt, erfahre ich die Einzelheiten des vollständigsten Sieges, den jemals ein Kabinett über ein anderes davongetragen haben dürfte. Kaiser Alexander nimmt alle unsere Vorschläge an. Capo d'Istria hat restlos ausgespielt!...“ Und einige Tage später noch dies: „Das russische Kabinett hat mit einem einzigen Federstrich das gewaltige Werk Peters des Großen und seiner sämtlichen Nachfolger zunichte gemacht!...“

Seitdem hatte Alexander mit dem eifernden Gehorsam eines Neubekehrten von den Griechen nur noch im Tone der Verurteilung gesprochen. Er vergaß vollständig, daß er selbst soeben noch eine militärische Beihilfe Frankreichs gegen die Türkei angeregt hatte und sagte zu La Ferronnays in aller Harmlosigkeit: „Von allen Machenschaften, die der revolutionäre Geist jemals angezettelt hat, ist keine mit mehr Geschick vorbereitet und mit besserer List ausgeführt worden als die griechische Erhebung... Die Menschheit erschauert über die entsetzlichen Taten, die in Griechenland von beiden Parteien begangen werden. Das Blut, das in diesem unglücklichen Lande fließt, wird jedoch über die kommen, die die Torheit und die Tollkühnheit besaßen, diese unheilvolle Revolution heraufzubeschwören. Sie allein sind die Verantwortlichen. Was mich betrifft, so werde ich mein möglichstes daran setzen, durch Verhandlungen eine Verständigung mit den Türken zu erreichen...“ Und um seine brüske Schwenkung noch stärker zu betonen, hatte er Capo d'Istria aus allen Ämtern entlassen. Der Gestürzte verließ Rußland in tiefer Verzweiflung und sollte es niemals wiedersehen. Der Ritter von Gentz, dessen sich Metternich bei allen unsauberen Ge-

schäften bediente und dessen Gewissen in diesen Diensten ziemlich stumpf geworden war, konnte dennoch dieses bittere Urteil nicht unterdrücken: „Man kann das elende Verhalten des russischen Kabinetts nicht ohne ein Gemisch von Scham und Abscheu mitansehen; wahrhaftig, man findet keine Bezeichnung für soviel Dummheit.“

Vor dem Kongreß von Verona nun beschränkte Alexander sich darauf, seinen Umfall zu beteuern.

Unter den französischen Diplomaten, die „am Grabe Romeos und Julias beglaubigt waren“, befand sich auch Chateaubriand, der zu jener Zeit Botschafter in London war. Um mit dieser Mission betraut zu werden, hatte er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt. Dennoch langweilte er sich sehr, weil sich niemand um ihn kümmerte. Keiner der anwesenden Monarchen, die da waren: der Zar von Rußland, der Kaiser von Österreich, die Könige von Preußen und von Sardinien, der Großherzog von Toskana, der Herzog von Modena, der König von Neapel, niemand von ihnen allen schien seine Anwesenheit zu bemerken. Sie beachteten nur immer Metternich und Wellington. Dann aber verschaffte ihm eine Russin, die er in Paris kennengelernt hatte und die er aus Freude am Intrigenspiel an die Ufer der Etsch gelockt hatte, nämlich die Gräfin Tolstoi, ihm eine Audienz bei dem Zaren, der eine rätselhafte Anziehungskraft auf ihn ausübte. Zunächst bewegte sich das Gespräch auf den Gebieten der Moral und der Religion. Später aber hielt Alexander nicht damit zurück, sein Verhalten gegen Griechenland zu rechtfertigen, wobei er sich, als Urheber der Heiligen Allianz, mehr denn jeder andere dazu verpflichtet fühlte, auf ihren Wortlaut und Sinn zurückzukommen: „Ich an erster Stelle habe zu beweisen, daß ich von den Grundsätzen durchdrungen bin,

auf denen ich die Allianz aufbaute. Hier bietet sich eine Gelegenheit: der Aufstand in Griechenland. Ohne Zweifel dürfte nichts mehr in meinen Interessen wie in denen meines Volkes, ja, meines ganzen Reiches liegen, als ein Krieg gegen die Türkei. Aber ich glaubte, in den Unruhen des Peloponnes einen revolutionären Charakter zu erkennen. Seit dieser Zeit habe ich mir Zurückhaltung auferlegt ... Die Vorsehung hat mir nicht 800 000 Soldaten anvertraut, um meinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern um die Religion, die Moral und die Gerechtigkeit zu schützen, um jene Axiome der Ordnung zur Geltung zu bringen, auf denen die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft beruht...“ Während er diese hochsinigen Worte aussprach, bemerkte Chateaubriand, daß sein Gesicht von Gram verdüstert wurde. Die Unterhaltung fand übrigens in der Burg Canossa statt, deren Name peinlich an eine andere Demütigung eines großen Herrschers erinnerte, an jenen Bußgang Kaiser Heinrichs IV., der sich im Jahre 1077 vor dem zürnenden Gregor VII. barfuß, den Büßerstrick um die Lenden, in den Staub warf.

Seit den „verhängnisvollen Tagen von Verona“ verfällt Alexander, der nun fünfundvierzig Jahre alt ist, gänzlich quälenden düsteren Vorstellungen. Heute würde man wissenschaftlich von Angstvorstellungen und manischer Depression sprechen, verbunden mit mystischer Besessenheit.

Zunächst bemerkte man, daß sich die schon bekannten Symptome seiner Schwermut und Neurasthenie steigern. Es fällt auf, daß er den Kopf immer gebeugter trägt, daß sein Gang immer schleppender wird und daß seine Augen

immer mißtrauischer oder düsterer dreinblicken. Im gleichen Maße nimmt sein Verdruß an den Regierungsgeschäften zu, der plötzliche Wechsel von Stumpfheit und Erregung, die unermüdliche Ausdauer seiner Andachtsübungen. Immer länger flüchtet er sich in lässiges Dahinleben, immer inbrünstiger wirft er sich vor den Heiligenbildern zu Boden. Einer seiner Ärzte, der Doktor Tarassow, berichtet, „daß er bei seinen Morgen- und Abendgebeten so lange auf den Knien verharrte, daß sich dicke Schwielen auf seinen Schienbeinen bildeten“. Gleichzeitig nehmen seine Reisen überhaupt kein Ende mehr. Mit ihrem jähen Beginn, ihrer Schnelligkeit, ihren Zickzackkurven zeigen sie alle die klassischen Symptome des Verfolgungswahns auf. Die Kranken dieser Art haben das unbezähmbare Verlangen, sich zu bewegen und davonzu- laufen, gleichgültig wohin, auf das Geratewohl. Nur fort von den inneren Qualen!

Über diese Angst, die Alexander erfüllt, besitzen wir ein wertvolles Zeugnis von Metternich. In Verona gestand der Zar in einer stillen Stunde dem Kaiser Franz, „daß er sein Ende nahe fühle“ und daß er im übrigen „des Lebens überdrüssig sei“. Man sollte nun meinen, daß er, da er doch so ungeduldig nur noch die Last des Lebens trug, so etwas wie Trost in dem Gedanken gefunden hätte, bald von alle dem befreit zu sein. Aber dem ist nicht so. Sobald er an sein Ende dachte, überfiel ihn eine entsetzliche Vorstellung, die ihn seit mehr als zweiundzwanzig Jahren bereits plagte, die Jahr für Jahr am 23. März finster in ihm aufstieg und die ihn heute, wo immer er auch weilte, beständig peinigte, ihn peinigte mit dem bohrenden Druck einer fixen Idee: wie sollte er sich, wenn er vor den obersten Richter hintreten mußte, für die furcht-

bare Rolle entschuldigen, die er bei der Ermordung seines Vaters gespielt hatte? ... Unter der Last dieser Frage mag ihm auch in Verona, im Gespräch mit Chateaubriand, jenes geheimnisvolle Wort auf die Lippen gekommen sein, das einzig aus den Mystikern bekannt ist: die Synderesis, — was in diesem Falle soviel wie Angstgespräche eines von Reue zernagten Gewissens mit sich selbst bedeuten mag.

Diese dunklen Vorstellungen hatten ihn schon mehrfach dazu geführt, sich mit der Frage seiner Nachfolge zu beschäftigen. Er besaß keine Söhne, und seine beiden Töchter waren im Kindesalter gestorben.

Nach dem dynastischen Hausgesetz der Romanow, das Paul I. im Jahre 1797 bekanntgegeben hatte, mußte die kaiserliche Krone durch das Recht des nächstältesten an den Großfürsten Konstantin kommen. In seiner Kundgebung bei der Thronbesteigung jedoch vergaß Alexander seinen ganzen Liberalismus und wünschte eines der willkürlichsten Prinzipien Peters des Großen wieder in Kraft zu setzen, indem er sich allein die außerordentliche Vollmacht vorbehielt, seinen Nachfolger aus eigenstem Ermessen zu bestimmen. Im Jahre 1819 hatte Konstantin sich bis über beide Ohren in ein entzückendes junges Mädchen, in die Gräfin Grudzinska, verliebt. Sie war eine seltene Schönheit und von Geburt Polin. Stolz und empfindsam, schwermütig und schwärmerisch, wie sie war, und überdies von einem glühenden Patriotismus erfüllt, aus dem heraus sie alle Russen vom Erdboden verwünschte, hatte sie für Konstantins Bewerbung um den kaiserlichen

Thron nichts anderes als Verachtung und Schmähungen übrig. Mit der Zeit jedoch gab sie den Vorstellungen ihrer berechnenden und ehrgeizigen Familie so weit nach, daß sie den Großfürsten zu dem Versprechen verleitete, sie vor Gott zur Frau zu nehmen, sobald er seine gesetzliche Ehe mit der Prinzessin von Sachsen-Koburg, Anna Feodorowna, von der er seit langem getrennt lebte, gelöst hätte. Vom kirchlichen Standpunkt aus war die Angelegenheit heikel. Es handelte sich nicht nur darum, eine Ehe für nichtig zu erklären, sondern mehr noch darum, die Genehmigung für eine zweite zu erlangen. Der Heilige Synod bestand in diesem Punkte auf einem alten kanonischen Gesetz, nach dem ein geschiedener Gatte eine zweite Ehe erst dann eingehen durfte, wenn der ausgeschiedene Ehepartner die Weihen genommen und also „für die Welt gestorben“ war. Eine kaiserliche Entscheidung bereitete dem Streit der Geistlichen ein jähes Ende. Der Heilige Synod gab sofort nach, und am 14. April 1820 sprach ein Ukas die Scheidung aus. Wenige Tage später ging Konstantin mit Johanna Grudzinska, die den Titel einer Fürstin von Lowicz erhielt, eine morganatische Ehe ein.

Nach dem Gesetz von 1797 waren etwaige Kinder aus dieser Mesalliance nicht thronberechtigt. Der Großfürst selbst blieb weiterhin erbfolgefähig. Die Erinnerung jedoch an das tragische Ende seines Vaters erzeugte in ihm ein Gemisch aus Aberglaube und Feigheit. Das Sprunghafte schließlich und das Widerspruchsvolle seines ganzen Wesens trugen dazu bei, daß sich seiner ein geheimer Widerwille gegen die Thronfolge bemächtigte. Er unterhielt sich darüber mehrfach mit seinem Bruder. Im Januar 1822 schließlich erreichte Alexander

von dem Bruder nach langen Auseinandersetzungen, die von stärkstem gegenseitigen Mißtrauen getragen waren, den schriftlichen Verzicht auf den Thron. So endgültig und feierlich jedoch das Dokument abgefaßt war, so enthielt es doch eine unbestimmte Wendung, einen doppeldeutigen Vorbehalt, der drei Jahre später eine der gefährlichsten Krisen auslösen sollte, die der Zarismus je erlebte.

Im folgenden Jahre setzt Alexander in aller Heimlichkeit eine Urkunde auf, die seinen zweiten Bruder, Nikolaus, zum Nachfolger bestimmte. Nikolaus war damals siebenundzwanzig Jahre alt und stand im Begriff, die Tochter des Königs von Preußen zu heiraten. Die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna, der Metropolit von Moskau Hochachtungswürden Philaret, der Fürst Alexander Galitzin und der allmächtige Araktschejew sind die einzigen Personen, die in dieses bedeutsame Staatsgeheimnis eingeweiht werden. Die Nächstbeteiligten, Konstantin und Nikolaus, sollen erst im allerletzten Augenblick, nach dem Ableben des Zaren, davon verständigt werden.

Am 10. September 1824 händigt der Kaiser bei einem Besuch in Moskau das Dokument in einem versiegelten Umschlag an den Metropolit aus. Der Umschlag trägt den folgenden handschriftlichen Vermerk des Zaren: „Dieses Dokument ist in der Üspensky Kathedrale bei den anderen Staatspapieren bis auf weitere Ordre meinerseits aufzubewahren. Sollte ich sterben, ohne eine andere Anweisung erteilt zu haben, so soll dieser Umschlag unverzüglich von dem Metropolit und von dem Generalgouverneur von Moskau geöffnet werden.“

In Gegenwart des Erzpriesters und des Synodalprokura-

tors, die nach altem Brauch der Zeremonie beiwohnen, die jedoch nicht dazu berechtigt sind, die Aufschrift des Umschlages zu lesen, legt der Metropolit das Manifest im Tabernakel der Üspensky Kathedrale, der Hauptkathedrale des Kreml, nieder, in der die kostbarsten Reliquien des orthodoxen Heiligen Rußland und die geweihten Gräber der Patriarchen sich befinden.

Der Ablauf dieses ganzen Verfahrens gibt ein neues Rätsel auf. Man könnte glauben, daß Alexander die unverzügliche Übergabe seiner Krone voll bewußter Arglist mit Unsicherheit, Verwicklungen, Hemmungen und Heimlichkeiten belasten wollte. Vielleicht aber verfolgte er wirklich nur das eine Ziel, seine beiden Brüder in völliger Unwissenheit darüber zu belassen, was nach seinem Tode sein würde, damit weder der eine noch der andere sich vor dem allerletzten Augenblick als der ausersehene Nachfolger betrachteten und sich mit dieser Bevorzugung aufspielen konnte.

Im Januar 1824 erkrankt der Zar gefährlich. Er war vor kurzem auf einem Manöverfeld von einem Hufschlag am Bein getroffen worden und hatte eine tiefe Wunde davongetragen, die, im Anfang nachlässig behandelt, sich immer wieder öffnete und ein Geschwür bildete.

Am 6. Januar nun, am Epiphaniastage, hatte wie alljährlich die Prozession zur Segnung der Newa unter Vorantritt des Metropoliten von St. Petersburg stattgefunden. Der Zar hatte mit entblößtem Haupte unter Hagelböen an den endlosen und feierlichen Liturgien teilgenommen, die vor dem Winterpalais abgehalten wurden. Von jeher hatte

ihn die Erzählung von der Taufe Christi in den Wassern des Jordan, diese erste Weihe seiner messianischen Sendung an die Menschheit, auf das tiefste ergriffen: „Und da Jesus getauft war, stieg er alsbald herauf aus dem Wasser; und siehe, da tat sich der Himmel auf über ihm. Und er sah den Geist Gottes, gleich als eine Taube, herabfahren, und über ihn kommen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: *Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.*“

Durchkältet und fröstelnd kehrte der Zar von der Feier heim. Am nächsten Tage liegt er mit Gliederstarre, heftigem Fieber, mit eiterndem Geschwür, in völliger Erschöpfung. Lungenentzündung. Sehr schnell bildet sich an dem Bein eine Wundrose. Die Hautentzündung verbreitet sich dermaßen schnell, daß die Ärzte sehr unruhig werden. Sie erwägen die Notwendigkeit einer Amputation. Was sie am meisten ängstigt, ist die Schwäche alles körperlichen Widerstandes, das Nachlassen der Lebenskräfte.

Eine Besserung tritt erst nach ungefähr zehn Tagen ein, die Heilung zieht sich bis Mitte März hin. Diese lange Leidenszeit wirkte sehr merkwürdig auf das Innere des Zaren ein. Inmitten seines beständigen Trübsinns trieb ihn ein Gefühl des Herzens plötzlich zu der Zarin Elisabeth zurück. Sie war auf das freudigste überrascht durch seine aufrichtige Zärtlichkeit, die sie solange an ihm vermißt hatte, und schrieb unter dem 31. Januar an ihre Mutter: „Der Kaiser hat mir vorgestern Worte gesagt, die meinem Herzen so wohl taten, daß Sie, liebe Mutter, Sie einzig und allein, sich mit mir an ihnen erfreuen sollen. Er sagte: wenn ich geneset, so werde ich das Dir zu verdanken haben. Er glaubt

nämlich, die erste erträgliche Nacht einem Kissen zuschreiben zu müssen, das ich ihm zur besseren Stütze seines furchtbar schmerzenden Kopfes unterschob... Sie werden verstehen, wie glücklich ich darüber bin. Aber Sie werden gleichfalls verstehen, weshalb ich dieses Glück ganz für mich bewahre.“

Während seiner Genesung wünschte er beständig, sie an seinem Bette zu sehen. Sobald er wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, bat er Elisabeth, ihm etwas vorzulesen. Oder sie lasen auch, ein jeder für sich, Seite an Seite Stunden hindurch und teilten sich von Zeit zu Zeit ihre Gedanken mit. Am 1. März schreibt die Zarin an ihre Mutter: „Noch niemals während einer Krankheit habe ich ihn so geduldig und gütig gesehen. Er sagte zu mir: ich weiß nicht, ob es nun eine Folge meiner Krankheit ist oder einfach nur eine Wirkung meines Alters, jedenfalls fühle ich viel stärker als früher die Kraft in mir, gegen das Leiden anzukämpfen... An einem der Tage war er so schwach, so erschöpft, daß sein Anblick mich sehr rührte. Einzig zu Ihnen vermag ich davon zu sprechen. Alle anderen könnten glauben, daß ich mir etwas einbildete. Aber worauf denn nur? Auf das, was die göttlichen und menschlichen Gesetze vorschreiben? Auf das, was in jeder Ehe die selbstverständlichste Sache von der Welt ist? Allerdings, in Gegenwart des Kaisers fühle ich mich mitunter dazu verführt, mich für seine Freundin zu halten; oder es ist mir so, als wären wir nur in aller Heimlichkeit miteinander verheiratet.“

Seit dieser Zeit beginnt zwischen den beiden Gatten, die sich schon so lange fremd geworden waren, ein Wiedererwachen ihrer Freundschaft, ihres Vertrauens und ihrer

Liebe. Das Wort der Zarin trifft im schönsten Sinne zu, sie wird in aller Heimlichkeit die „Freundin“ ihres Mannes.

Man könnte fragen, ob Alexander nicht ein geheimes Ziel damit verfolgte, wenn er sich seiner Gattin auf diese Weise wieder näherte, alle ihre schönen und echten Tugenden wiederentdeckte und sich ein wenig spät darauf besann, daß sie ihm noch immer eine treue Kameradin sein konnte.

Als er den gewohnten Lauf seiner Beschäftigungen und Pflichten wiederaufnahm, sagte er zu einem seiner Generaladjutanten, dem greisen Höchstkommmandierenden der Garde, Hilarion Wassiltschikow: „Ich würde nicht böse sein, wenn ich die Last dieser Krone ablegen könnte, die mich gräßlich drückt...“ Und sein naher Freund, der Fürst Peter Wolkonsky, mußte mehr als einmal Äußerungen von ihm hören, die auf die Absicht, abzudanken, schließen ließen. Es war dies übrigens nicht das erstemal, daß er solche beunruhigenden Reden führte. Seit der Zeit, da die mystischen Vorstellungen in ihm die Vorherrschaft gewannen, hatte der Gedanke, dem Thron zu entsagen und seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen, hatte die süße Verlockung, „der Welt abzusterben“, ihn fortgesetzt bewegt.

In den nächsten Monaten meldet seine Geheimpolizei ihm Vorgänge, die nicht gerade dazu angetan sind, ihn wieder mit Freude am Regieren zu erfüllen.

Seit einiger Zeit nahmen die geheimen Gesellschaften im ganzen Reiche trotz der Schreckensherrschaft von

Araktschejew beträchtlich zu. Die führenden Köpfe dieser Bewegung gehörten der ersten russischen Gesellschaft an, der adligen Jugend und hauptsächlich dem Offizierskorps, besonders jenem der Garde.

Die Geheimbündelei besaß auf den russischen Menschen von jeher eine starke Anziehungskraft, wie die zahllosen Verschwörungen beweisen, die unter jedem Regime den Thron bedrohten, wenn nicht gar ihn stürzten. In der Folge der napoleonischen Kriege hatte sich diese Neigung bedeutend verstärkt. Während ihrer Züge durch Deutschland, besonders aber während des Aufenthalts in Frankreich, hatten die Offiziere die westliche Zivilisation kennengelernt. Der Eindruck war um so tiefer, je mehr sie Vergleiche mit der Knechtschaft in ihrem eigenen Lande anstellten, in dem kein freier Gedanke, kein großherziges Streben Raum fand. Mit einem neuen Geiste kehrten diese Offiziere in ihr Vaterland zurück. Und ... was fanden sie vor? Eine nur noch dumpfere Knechtung, den inquisitorischen Despotismus und die Zwangsmaßnahmen eines Araktschejew. So entwickelten sich in ihnen die revolutionären Ziele mit fieberhaftem Ungestüm. Im Jahre 1824 setzte sich eine besonders kühne Gruppe, die sich als der „Bund der allgemeinen Wohlfahrt“ bezeichnete, an die Spitze der Verschwörer. Die Teilnehmer empörten sich in ihren geheimen Zusammenkünften ganze Stunden hindurch über die geistige und soziale Bedrückung Rußlands, über die Korruptheit und Verderbtheit des zaristischen Systems, über die unmenschliche Tyrannei des „Vizekaisers“, über den Mißbrauch, die Ungerechtigkeit, die Unterschleife und die Verderbnis der gesamten Verwaltung. Aber man ging noch weiter. Die einen forderten die unverzügliche Einführung einer parlamentarischen Monarchie, die

anderen sprachen sich bedingungslos für die Republik aus. Alle aber waren sich darin einig, daß der Regierung Alexanders ein Ende bereitet werden mußte. Mehr als einer bot sich dazu an, ihn zu ermorden. Andere hingegen, hitzige Vorläufer des Bolschewismus, schlugen vor, daß man mit einem einzigen Schlag „die gesamte kaiserliche Familie“ vernichten sollte.

Der Kaiser vernimmt zu seinem größten Schrecken, wie bedrohlich die Geheimbünde angewachsen sind. Doch was ihn zutiefst erfüllt, ist nicht Zorn und auch nicht Furcht. Es ist Reue. Vor drei Jahren schon hatte er ja bei der Aufdeckung einer militärischen Verschwörung zu dem Kommandanten der Garde gesagt: „Mein lieber Wassiltschikow, Sie wissen, daß ich selbst jene Wahnvorstellungen und Irrtümer nicht nur geteilt, sondern sogar begünstigt habe... Es steht mir nicht zu, hier streng vorzugehen.“

Auch jetzt wird er durch sein schlechtes Gewissen gehemmt. Er weigert sich, den Richter zu spielen. Er erkennt sich selbst das Recht ab, zuzuschlagen. Vergeblich versuchen seine beiden großen Polizeigewaltigen Araktschejew und Benckendorff ihn zu jenen exemplarischen Strafen zu bestimmen, die die Lage fordert und deren alle seine Vorgänger sich auf das ausgiebigste bedient haben, — als da sind: Massenverhaftungen, die Verließe von Schlüsselburg, die sibirischen Lager, die Bergwerke von Nertschinsk und vor allen Dingen die öffentlichen Strangulierungen... Nichts von alledem. Die schweren Irrtümer von ehemals verurteilen ihn heute zur Milde.

Dieser innere Konflikt läßt ihn abermals seine Müdigkeit und seinen Widerwillen gegen das Leben noch tiefer empfinden. Metternich, der ein guter Psychologe war und

der seine Worte genau abwog, schreibt in seinen Memoiren: „Kaiser Alexander wurde in allen seinen Plänen und Hoffnungen enttäuscht; er sah sich vor die unerbittliche Notwendigkeit gestellt, mit Gewaltmaßnahmen gegen eine ganze Klasse seiner eigenen Untertanen vorzugehen, die durch eben jene Grundsätze irregeleitet waren, denen er selbst lange Zeit gehuldigt hatte. Dies entkräftete den Zaren und führte zu seinem inneren Zusammenbruch...“

Gegen Ende des Jahres treten einige Umstände ein, die diesen Zusammenbruch beschleunigen.

Die Zarin erkrankt schwer, mit Fieber und chronischem Husten, mit Störungen in der Blutzirkulation und in der Herztätigkeit. Schwere Anämie und Ohnmachten gestalten das Krankheitsbild so verwickelt, daß die Ärzte keinen Rat wissen. Heute würde man auf Tuberkulose und Herzneurose die Diagnose stellen. Die Kranke leidet stumm, sie scheint den Tod nicht zu fürchten und wiederholt häufig das Wort aus dem Korintherbrief: „Wir wissen aber, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. So sind wir denn getrost allezeit!...“

Alexander ist nur noch für sie da. „Er wünscht sogar, daß wir zusammen die Messe hören, wir beide ganz allein!“ schreibt sie an ihre Mutter. Noch nie waren beide einander so nahe! ... Aber wie düster erschien ihnen die Zukunft, die sie noch vor sich hatten.

Am 5. Juli will der Zar grade sein Pferd besteigen, um

an den Manövern von Krasnoe Selo teilzunehmen. Da kommt ein Bote. Als der Bote wieder geht, sieht man Alexander erbleichen und in Tränen ausbrechen. Man vermutet anfangs, daß er die Übungen absagen wird; sehr schnell jedoch rafft er sich auf und begibt sich mit einem Gesicht, das nichts verrät, vor die Front der Truppen. Glänzend gelingt es ihm, sich zusammen zu reißen und die kaiserliche Haltung zu wahren.

Man hatte ihm den Tod seines einzigen Kindes gemeldet, das ihm aus seiner Verbindung mit Frau Naryschkin noch geblieben war, der Sophia Dimitriewna. Sie war ein gebrechliches und zartes Geschöpf gewesen. Die galoppierende Schwindsucht hatte sie dahingerafft.

Nach Abschluß der Übungen begibt er sich zu dem Hause seiner ehemaligen Freundin. Er kann es nicht erwarten, dorthin zu kommen. Er läßt seine Equipage dermaßen rasen, daß während der knappen zehn Meilen zwei Pferde zuschanden geschlagen werden.

Am nächsten Tage empfindet er den Wunsch, sich einsam seinem Schmerze hinzugeben. Er flieht nach Grusino zu seinem getreuen Wachthund, dem „Vizekaiser“ Araktschew. Dort braucht er sich keinen Zwang aufzuerlegen, er kann wieder schlafen, er atmet ruhiger und vergißt ein wenig seine trostlosen Grübeleien... allerdings nur solange, als er die Kapelle meidet; denn von der Schwelle aus sieht er über dem Altar ein Bildnis seines Vaters, des Kaisers Paul, hängen, das sein furchtloser „Wachthund“ mit jener vielsagenden Unterschrift versehen hat: „In Deinem Angesicht ist mein Herz rein und meine Seele ohne Vorwurf.“ Was für eine furchtbare Anklage für den Sohn des Opfers, für den Mitschuldigen an der Tat!

Drei Tage später muß er von Grusino heimkehren, kann aber nicht lange der Begierde widerstehen, irgendwohin zu flüchten. Zwei Monate lang durchjagt er rastlos seine sämtlichen östlichen Provinzen: Tambow, Samara, Simbirsk, Orenburg, Ufa, Perm, Ekaterinenburg, Wjatka und Wologda, — im ganzen elfhundert Meilen!

Am 6. November ist er wieder in Petersburg und wird am nächsten Tage Zeuge einer verheerenden Überschwemmung. Die Newa tritt über ihre Ufer und überflutet in wenigen Stunden die Hälfte der Stadt. Noch niemals zuvor war der große Fluß, den die Semiramis des Nordens auf immer in die von ihr veranlaßten granitenen Kais gebannt zu haben glaubte, in einer solchen Ausdehnung über die Ufer gestiegen.

Während Alexander mit aller Kraft den Rettungsdienst regelt, hört er, wie jemand aus der Menge schreit: — Gott straft uns für unsere Sünden! —

Der Zar erwidert: „Nein, nur für die meinen!“

Einige Tage später vermehrt ein neuer Trauerfall seine Mutlosigkeit. Er verliert seinen liebsten Adjutanten und unzertrennlichen Begleiter, den einzigen seiner Vertrauten, der ihm noch von Zeit zu Zeit ein heiteres Lächeln abzwang, den General Uwarow, der in der Nacht des 23. März 1801 einer der leidenschaftlichsten unter den Mördern des Kaisers Paul gewesen war.

Alexander folgt hinter dem Leichnam, der nach allen Regeln des Zeremoniells bestattet wird, zu Fuß und mit entblößtem Haupte. Als Araktschejew ihn so sieht, kann er nicht den unheimlichen Witz zurückhalten: „Seht mal an! Unser guter Feodor Petrowitsch wird in Gegenwart des Kaisers begraben! Welche Ehre! Fragt sich nur, wie er von jenem anderen im Jenseits empfangen wird!“

Der Beginn des Jahres 1825 läßt sich nicht freundlicher an. Im Osten enden die Treulosigkeiten und Widersprüche der russischen Politik mit Unheil. Die Türkei nimmt jetzt in ihren Mitteilungen an St. Petersburg eine hochmütige und aufreizende Haltung ein. Die griechische Freiheitsbewegung, die nicht mehr auf die geringste Unterstützung des griechisch-katholischen Kaisers rechnen darf, stellt sich von nun an unter britischen Schutz.

Im Inneren des Reiches sieht es nicht besser aus. Die Zwangsherrschaft von Araktschejew streut überall den Samen der Empörung. Mit einem Wort von Puschkin: „Das Heilige Rußland wird unbewohnbar!...“ Im Ende des Mai deckt die Polizei des Generals von Benckendorff eine umfangreiche Verschwörung innerhalb der ukrainischen Armee auf, die die Beseitigung aller Romanow zum Ziele hatte. Abermals kann Alexander „die satanischen Verwüstungen“ ermessen, die die revolutionäre Propaganda unter seinen Offizieren angerichtet hat. Und abermals quält ihn sein Gewissen: „Habe ich das Recht, scharf vorzugehen? ... Bin ich nicht der einzig und wahrhaft Schuldige?...“

Und schlimmere Sorge und schlimmere Pein um seine geliebte Elisabeth gesellt sich hinzu. Ihre Kräfte nehmen sichtlich ab. Die Ärzte gewinnen mehr Klarheit über ihre Krankheit und raten dringend, für den kommenden Herbst und Winter in einem milderen Klima Aufenthalt zu nehmen.

XVIII

Der Tod des Zaren

Im August wird am Hofe bekannt, daß der Zar sich entschlossen hat, die Zarin auf ihrer langen Erholungsreise zu begleiten, und daß sie nach Taganrog am Asowschen Meer gehen wollen. Die neuen zärtlichen Beziehungen der Ehegatten, die so seltsam beide wieder eng zusammen geführt haben, sind allzu oft von der Außenwelt wahrgenommen worden, daß heute sich niemand mehr über diese Rücksicht wundert, die der Zar für die Kranke bezeigt.

Hingegen weiß man es sich nicht zu erklären und hielt es im Anfang sogar für unwahrscheinlich, daß die Wahl gerade auf Taganrog fiel. Es ist dies eine kleine Festung, die von Peter dem Großen an der Nordspitze des Asowschen Meers, „des fauligen Meeres“, erbaut wurde. Sie liegt 450 Meilen von Petersburg entfernt in einem unkultivierten und morastigen Gebiet, das den furchtbaren Stürmen vom Ural her und aus Sibirien ausgesetzt ist. Die Stadt zählte nur 7800 Einwohner, die fast sämtlich Griechen, Tscherkessen und Tartaren waren. Gut unterrichtete Personen wußten von Taganrog als einziges zu erzählen, daß die russische Flotte zur Zeit Katharinas II. sich vom Schwarzen Meer dorthin mehrfach vor den türkischen Streitkräften geflüchtet hatte. Ferner erzählte man von

einem Gefängnis, das sich innerhalb der Zitadelle befand. Darüber hinaus wußte man nichts.

Wenn Elisabeth den harten russischen Winter nicht ertragen konnte, weshalb fuhr sie dann nicht, so wie alle Russen, nach Italien? Aber vielleicht wollte sie sich nicht zu weit von ihrem Gatten entfernen, der ihrem Herzen wieder so teuer geworden war. Warum ging sie dann nicht den Winter über an die Riviera der Krim, an die Sonnenküste von Alupka, Jalta, Sudak oder von Ai-Todor, wo sich damals schon zwischen herrlichen Gärten reiche Landhäuser befanden? ... Und einige Meilen von dieser bevorzugten Küste entfernt befand sich Sebastopol, der große Kriegs- und Handelshafen, der einer Kranken alle nur erdenklichen Heilmittel bot. Tatsächlich blieb die Wahl von Taganrog vollkommen unerklärlich und ist es auch heute noch.

Sobald der Entschluß gefaßt ist, entsendet die Hofkammervverwaltung einen Architekten und einige Dekorateure in den trostlosen Ort, um das höchst bescheidene Haus des Gouverneurs für die kaiserlichen Gäste auf das notwendigste herzurichten.

Alexander hatte als Abreisetag den 13. September bestimmt. Seiner Gewohnheit gemäß fuhr er mit größter Geschwindigkeit, indem er die Pferdewechsel verdoppelte. So erreichte er den Bestimmungsort am 25. September.

Elisabeth war zu schwach, um derartige Eilfahrten auszuhalten. Sie mußte sich auf der langen Strecke mehrere Ruhetage gönnen. Sie verließ Petersburg am 15. September und kam erst am 5. Oktober in Taganrog an. Die Herrscher hatten nur die allernotwendigste Begleitung mitgenommen, nämlich zwei Adjutanten, zwei Ehrendamen, drei Ärzte, drei Offiziere niederen Ranges und die Dienerschaft.

Bevor die Troika des Kaisers aus den Toren der Hauptstadt fuhr, leitete eine sonderbare Begebenheit diese Reise ein. Um vier Uhr morgens verläßt Alexander sein Palais Kamenny-Ostrow. Petersburg ist eingehüllt in Finsternis, Stille und Nebel. Vor dem berühmten Kloster von Alexander-Newsky, dessen zwölf Kirchen und zahllose Kapellen das Bild der Nawa beherrschen, läßt der Zar seinen Wagen halten. Der Metropolit Seraphim, die Klostervorsteher und die Schar der Mönche waren von seinem Besuch verständigt worden und erwarteten ihn am Tore im vollen Ornat. Hastig steigt der Zar aus seinem Wagen. Er empfängt den Segen des Metropoliten, küßt das Kreuz und begibt sich in die Dreieinigkeitskathedrale, in der die Überreste des Großfürsten Alexander aufbewahrt werden, der im 13. Jahrhundert einen glänzenden Sieg über die deutschen Ordensritter davontrug.

Alexander kniet vor dem berühmten Schrein hin und befiehlt, die sämtlichen Türen des Klosters zu schließen und ein *Te Deum* zu zelebrieren.

Bestimmt war die Feier eines solchen Gottesdienstes durchaus nichts Ungewöhnliches. Fast immer ließ der Zar vor Antritt einer längeren Reise eine Messe lesen. Dann aber war sie stets am hellichten Tage in Anwesenheit einer zahlreichen Menge und bei offenen Pforten zelebriert worden. Daher darf man sich mit Recht fragen, gemäß dem Gerücht, das sofort umlief und das von mehreren Historikern bestätigt wird, ob es tatsächlich ein *Te Deum* war, was die Geistlichkeit des Klosters in jener Nacht in der Kathedrale anstimmte, oder ob es nicht vielmehr eine Totenmesse, eine *Pannychida* gewesen ist. Diese geheimnisvolle Deutung wird durch die Vorgänge, die alsbald folgen sollten, sehr wahrscheinlich.

Von der Kirche aus läßt sich Alexander in die Zelle eines greisen Mönches führen, dem die Klosterbrüderschaft mit Verehrung begegnete, in die Zelle des Paters Alexis. Er lebte eingeschlossen in dem engen Geviert, war von ungewöhnlichen Bußübungen und Kasteiungen völlig abgezehrt, und seine Gedanken waren nur noch auf die Ewigkeit gerichtet.

Als der Kaiser in die Zelle eintritt, bietet sich ihm ein schauerliches Bild dar. Die Mauern sind schwarz verkleidet. Eine einzige Flamme, die vor den Heiligenbildern brennt, erleuchtet die Stelle, auf der man allein das Bild der Jungfrau und ein großes Kruzifix erkennen kann. Auf dem Boden steht ein offener Sarg, in dem Kreuz, Totenkerze und Leichentuch bereit liegen.

„Was du da siehst, ist mein Bett“, sagt der Asket zu dem Monarchen. „Und es ist nicht nur meines, es ist unser aller Bett; in ihm werden wir alle in der Erwartung auf das Jüngste Gericht ruhen. Du wirst darin ruhen, wie alle anderen.“

Daraufhin knien beide nieder und vereinigen ihre Stimmen im Gebet. Sodann beginnen sie miteinander zu reden. Über ihr Gespräch weiß man nichts Genaueres. Man hört nur aus den Redewendungen des Greises sein gewohntes Vokabular erbauender Worte und dunkler Offenbarungen heraus. Als Alexander die Zelle verläßt, ist er tief bewegt.

Dem Metropoliten erklärt er: „Ich habe wahrhaftig in meinem langen Leben viele eindrucksvolle Reden gehört, aber keine hat mich so sehr erschüttert wie jene dieses greisen Mönches... Wie bedauere ich es lebhaft, ihn nicht schon früher gekannt zu haben!“

Bis zum Tore des Klosters geht er barhäuptig, mit Trä-

nen in den Augen, kehrt sich immer wieder zu der Kathedrale hin, bekreuzigt sich ungezählte Male und seufzt.

An den Toren von St. Petersburg läßt er noch einmal seine Troika halten, um ein letztes Mal für einige Minuten die hochheiligen Kuppeln von Alexander-Newsky zu betrachten.

Am 25. September trifft er in Taganrog ein; zehn Tage später ist auch die Zarin bei ihm.

Während seiner ganzen Fahrt hat er sich auf jeder Station bis in die letzten Einzelheiten persönlich genau davon überzeugt, daß man für seine Gattin alle nur denkbaren Vorkehrungen getroffen hat. Und er läßt keinen Tag vorübergehen, ohne ihr einen zärtlichen Gruß zu schicken.

In Taganrog ist sie auf das freudigste überrascht von all den Bequemlichkeiten, die er ihr durch die Verteilung der Möbel, der Teppiche und Tapisserien, durch das Anhängen von Bildern, Spiegeln und Leuchtern, alles persönlich anordnend und selbst mit zugreifend, bereitet hat.

Das Haus, das armselig genug aussieht, — man darf schon von einer Kaserne sprechen, — besteht einzig aus einem unterkellerten Erdgeschoß. Nach vorn hinaus grenzt es an die Straße, hinten befindet sich eine Einfriedigung, die von den Festungswällen umgrenzt wird. Im Innern zeigen die Räume keinen besonderen Schmuck, außer dem, den die Dekorateure aus Petersburg mitgebracht haben. Die Räume der Kaiserin Elisabeth bestehen aus einem Schlafgemach, einem Ankleideraum und einem Wohnzimmer. Der Kaiser hat für sich selbst nur zwei Räume genommen, von denen der eine ziemlich groß ist und ihm gleichzeitig als Arbeits- und Schlafzimmer dient, während der andere Garderobezimmer ist. Das geräumige Vestibül muß Salon und Speisezimmer ersetzen. Durch ein ein-

ziges der Fenster, die sonst alle zum Hof hinausgehen, kann man das Asowsche Meer, „das faulige Meer“, sehen.

Einen ganzen Monat hindurch führen die kaiserlichen Ehegatten hier ein Leben von höchster Einfachheit und Stille. Sie sind fast zu jeder Tagesstunde zusammen, sprechen, lesen oder gehen spazieren. Die Briefe von Elisabeth an ihre Mutter könnten glauben lassen, daß sie in diesem Spätherbst ihrer Liebe vollkommen glücklich sind.

In den letzten Oktobertagen jedoch wird Alexander von seiner alten Unruhe, von der verzehrenden Sucht nach Bewegung, nach der Flucht irgendwohin, nach der Flucht vor seinem eigenen Selbst, wieder befallen. Er veranlaßt die Vorbereitungen für eine längere Reise in die Umgebung von Taganrog bis hin zur Krim.

Am Abend vor dem Aufbruch hat er ein Erlebnis, das einen starken Eindruck in ihm hinterläßt. — Es muß vorausgeschickt werden, daß er sehr abergläubisch war. — Während er nachmittags in seinem Zimmer arbeitete, bezog sich der Himmel und verdüsterte sich plötzlich dermaßen, daß der Zar nichts mehr sehen konnte und nach seinem Kammerdiener, Anissimow, läutete. Er sollte ihm die Leuchter bringen. Gleich darauf erhellte sich der Himmel ein wenig. Der Kammerdiener tritt sogleich wieder ein und fragt seinen Herrn mit besorgter Stimme:

„Ew. Majestät befiehlt mir nicht, die Leuchter wegzunehmen?“

„Ich habe dich nicht gerufen... Weshalb störst du mich?“

„Weil es den Tod bedeutet, wenn am hellen Tage in einem Zimmer die Kerzen brennen.“

„Du hast recht. Nimm die Leuchter weg.“

Nach einem kurzen Ausflug in die Umgebung von

Taganrog begibt der Zar sich in die Krim. Die Fahrt wird verlängert bis nach Sebastopol hin, — also auf 180 Meilen — und in eine Gegend hinein, die völlig verödet ist, in der es kaum noch Weg und Steg gibt. Es geht über Mariopol und Berdiansk nach dem alten Tauris, an dem die Erinnerung an die Große Katharina und an Mithridates haftet.

Einige Tage nimmt er an der bezaubernden Küste, die die Berge von Jaila gegen die Nordwinde schützen und wo damals schon einige fürstliche Villen das Landschaftsbild verschönten, Aufenthalt.

Am 8. November mutet er sich einen ermüdenden Ritt in steile Berglandschaft zu, um dem Kloster des Heiligen Georg seine Ehrerbietung zu bezeigen. Am nächsten Tage reibt er sich völlig in Sebastopol auf, wo er die Truppen, die Festungsanlagen, die Arsenale und Magazine, die Hospitale und die Schiffe inspiziert. Als er am 10. November die Rückreise antritt, fällt seine außerordentliche Schläffheit, sein erschreckter Gesichtsausdruck und sein beständiges Zittern auf. Am 16. November wird in Mariopol Station gemacht. Sein Leibarzt, Doktor Wyllie, findet seinen Zustand so bedenklich, daß er ihn flehentlich bittet, sich einige Tage Ruhe zu gönnen, bevor er die Reise fortsetzt. Der Kranke jedoch ist voller Ungeduld, seine Gemahlin wiederzusehen, und bricht sofort wieder auf. Noch am selben Abend kommt er in Taganrog an.

In den folgenden Tagen zeigen sich alle Symptome der Malaria: beständiges Fieber, Kopfschmerzen, Übelkeit, Schwindel, brennender Durst, Schweißausbrüche und tiefe Niedergeschlagenheit.

Seine Ärzte, Wyllie und Tarassow, haben durchaus richtig die Diagnose auf Malaria gestellt. Sie pflegen ihn so

gut, wie dies in einer Zeit, da man die Behandlung mit Chinin noch nicht kannte, nur möglich war.

Am Abend des 22. November tritt eine plötzliche Verschlimmerung ein. In Fieberschauern sinkt der Kranke in lange Ohnmachten.

Die Zarin ist verzweifelt und weicht nicht von seiner Seite. Am 26. November bringt sie es über sich, ihm zu sagen:

„Ich möchte Sie um eine große Gunst bitten. Da Sie alle Mittel, die die Ärzte Ihnen empfehlen, zurückweisen, so hoffe ich, daß Sie ein anderes annehmen, das ich Ihnen vorschlagen möchte.“

„Und welches denn?“

„Das Heilige Sakrament.“

Alexander versteht sie und erwidert:

„Ich danke Ihnen. Geben Sie die Anweisung. Ich bin bereit.“

Vor Anbruch des nächsten Tages empfängt er den Erzpriester von Taganrog, den Pater Fedotow, der ihm das Abendmahl spendet.

Seine Kräfte nehmen von Stunde zu Stunde ab. Er erkennt niemanden mehr von seiner Umgebung, ausgenommen Elisabeth, deren eine Hand er gegen sein Herz preßt.

Am 1. Dezember um zehn Uhr fünfzig Minuten des Morgens tut er seinen letzten Atemzug. Die Zarin schließt ihm die Augen und sinkt in Ohnmacht.

Einige Stunden später schreibt sie an die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna: „Teure Mama, unser Engel ist im Himmell!...“ In derselben Art schreibt sie an ihre Mutter, die Markgräfin von Baden.

Am 2. Dezember schreiten die Ärzte des kaiserlichen Hofes unter Assistenz der Garnisonärzte zur Obduktion des

Leichnams. Sie kommen zu dem Schluß, daß der Kaiser an einer Galleninfektion in Verbindung mit Fieberwahnsinn gestorben ist. Bevor der Leichnam in die Bahre gelegt wird, wird er einbalsamiert.

Erst am 10. Januar 1826 verläßt die sterbliche Hülle des Kaisers Alexander die Festung Taganrog. Man hatte die Anweisungen aus St. Petersburg abwarten müssen, wo der Regierungsantritt von Nikolaus I. revolutionäre Unruhen hervorgerufen hat.

Der Trauerzug bewegt sich langsam gegen Norden, über Charkow, Kursk, Orel, Tula, Moskau und Nowgorod. Am 11. März trifft er in Zarskoe Selo ein. Erst am 25. März wird die Leiche am Ufer der Newa feierlich bestattet und in der finsternen Peter-Pauls-Festung beigesetzt, wo das Staatsgefängnis die letzte Ruhe der Romanow zu behüten scheint.

XIX

Das Geheimnis von Taganrog

Die verschiedenen Umstände, die den Todeskampf und das Sterben von Alexander Pawlowitsch begleiten, scheinen so natürlich, so normal und so einwandfrei von zahlreichen Zeugen bestätigt zu sein, daß man zunächst einmal nicht zu erkennen vermag, wie innerhalb der russischen Geschichte eines der dunkelsten und der verworrensten Rätsel entstehen konnte, das zu lösen jemals den Historikern aufgegeben wurde. Es faßt sich in die wenigen Worte zusammen: Alexander ist am 1. Dezember 1825 in Taganrog in Wahrheit nicht gestorben. Er ist mit Wissen seiner nächsten Umgebung heimlich verschwunden, um in der Ferne, in einem Kloster Palästinas oder in einer Einsiedelei Sibiriens, das furchtbare Verbrechen, an der Ermordung seines Vaters, des Zaren Paul I. teilgenommen zu haben, zu büßen. Es war nicht seine Leiche, es war vielmehr ein anderer Toter, den man am 25. März 1826 in der Peter-Pauls-Festung feierlich bestattete. Man behauptete darüber hinaus, daß das Grab auf Befehl von Nikolaus I. alsbald ausgeräumt wurde, um von der letzten Ruhestätte der Romanow die Verunreinigung durch einen fremden Eindringling fernzuhalten.

Nun haben Fabeln dieser Art oft genug die Annalen des russischen Volkes geschmückt, dieses Volkes, dessen Ein-

bildungskraft schon immer so lebhaft, romantisch, leichtgläubig war und bald zu trügerischen Wahnvorstellungen neigte. Die sämtlichen Chroniken sind voll von solchen frommen Lügen, die einer dem anderen weitersagte. Man braucht sich nur daran zu erinnern, mit welcher Leidenschaft sovieler unglaubliche Legenden im Gemüt der Menge aufgenommen, bewahrt und ausgestaltet wurden, wie etwa jene, die um die falschen Dimitri und Peter III. aufblühten, um Stenka Rasin, um die Fürstin Tarakanow, um Pugatschew, Kondrati Seliwanow und andere...

Doch das Rätsel von Taganrog geht weit über den Kreis dieser volkstümlichen Legenden hinaus. Das Weiterleben von Alexander ist in den höchsten Kreisen der russischen Gesellschaft und sogar innerhalb der kaiserlichen Familie behauptet und geglaubt worden.. Ferner wird es von ernsthaften Historikern, die kritisch urteilten und die sich auf die besten Quellen berufen konnten, als eine unumstößliche Tatsache angesehen.¹ Die Genauigkeit und das Übereinstimmen ihrer Argumente zwingt uns zum mindesten anzuerkennen, daß sich in Taganrog ein Drama außergewöhnlicher Art abgespielt haben muß.

In kurzen Worten lassen die Tatsachen sich folgendermaßen zusammenfassen: Um das tägliche Leben, das das kaiserliche Paar in Taganrog geführt hat, in seinen Einzelheiten festzustellen, dienen vier Unterlagen, die so ohne Zweifel und gültig sind, als man sich nur wünschen kann. Erstens, das Tagebuch der Zarin Elisabeth. — Zweitens, das Tagebuch des Fürsten Peter Wolkonsky, des Adjutanten und nahen Freundes des Kaisers. — Drittens, das

¹ Es sei hier nur die ebenso erschöpfende wie geistreiche Studie des Fürsten Wladimir Bariatinsky genannt: *Le Mystère d'Alexandre I^{er}*. Paris 1929.

Tagebuch des Doktors Wyllie, der Leibarzt am kaiserlichen Hofe und dem Kaiser achtundzwanzig Jahre lang in Freundschaft ergeben war. — Viertens, die Erinnerungen des Chirurgen und Hofarztes Tarassow. Während der Erkrankung Alexanders sind diese vier Personen Tag und Nacht bei ihm gewesen, ohne sich gegenseitig jemals aus den Augen zu verlieren. Dies war schon dadurch bedingt, daß das Drama sich in dem engen Raum von fünf bis sechs Zimmern abspielte.

Trotzalledem widersprechen sich diese vier unmittelbaren Zeugen fast jeden Augenblick. Der eine behauptet, daß der Zustand des Zaren sich beständig verschlimmere, — der andere, daß der Zar heiter und zuversichtlich sei, „weil er sich viel besser fühlt“. Nur in einem einzigen Punkte stimmen die Zarin, der Adjutant und die beiden Ärzte überein, nämlich daß der Kranke hochgradig nervös sei, jede Medizin zurückweise und unaufhörlich rufe: „Laßt mich mit euren Arzneimitteln in Ruhe! Meine Nerven sind schon genug zerrüttet. Ihr wollt sie mir völlig zerstören!...“

Dann kommt der denkwürdige Tag des 23. November. Der Schicksalstag! Und nun verliert das Ganze sich völlig in Widersprüchen, Unwahrscheinlichkeiten und Heimlichkeiten.

Der Zar hat die Nacht gut geschlafen und „befindet sich in einem sehr viel besseren Zustande als am Abend“, was den Doktor Wyllie „sehr froh stimmt“. Alexander läßt seine Gattin rufen, mit der er von 10 Uhr morgens bis zur Stunde des Dinners, also bis vier Uhr nachmittags, Besprechungen führt.

Nach diesem Beisammensein unter vier Augen, über das wir nichts weiter wissen, schreibt Elisabeth an ihre Mut-

ter: „Wo endlich ist Rast und Ruhe in diesem Leben? Man glaubt, alles aufs beste getan zu haben, da kommt plötzlich eine unerwartete Prüfung, die uns die Möglichkeit nimmt, uns des Glückes zu freuen, das uns umgibt...“ Und von dem Augenblicke an, da die Zarin diese *unerwartete Prüfung* mit diesen Worten bekennt, hört sie auf, ihr Tagebuch weiterzuführen. Weshalb dieses jähe Abbrechen?... Muß man nicht annehmen, daß das Tagebuch weitergeführt wurde und daß Nikolaus I. die Fortsetzung verschwinden ließ? Denn es ist bekannt, daß Nikolaus die Mehrzahl der Dokumente, die sich auf die letzten Lebensjahre seines Bruders bezogen, den Flammen übergab.

Aber am 23. November ereignet sich noch ein merkwürdiger, nicht weniger seltsamer Zwischenfall. Nach dem Tagebuch des Fürsten Wolkonsky hatte der Zar am 21. November angeordnet, daß man den Großfürsten Konstantin, der seinen ständigen Wohnsitz in Polen hatte, von seiner Erkrankung in Kenntnis setze. Aber gleich darauf berichtet der Adjutant seine Notiz durch den Zusatz, daß der Befehl einer Benachrichtigung an Konstantin erst am 23. November und nicht am 21. erteilt wurde. Eine etwas verwunderliche Berichtigung. Denn genau an demselben 23. November schrieb Alexander nach seiner sechsstündigen Aussprache mit Elisabeth einen langen Brief an seine Mutter, der verschwunden ist. Und auch hier weiß man wiederum, daß Nikolaus I. sowohl das Tagebuch wie auch eine große Anzahl weiterer Papiere der Kaiserin-Witve vernichtet hat.

Wenn man versucht, den Inhalt der beiden mysteriösen Briefe vom 23. November zu erschließen, erinnert man sich an eine bestimmte Tatsache: Als Alexander zum

erstmals zu Konstantin seine Absicht aussprach, dem Throne zu entsagen, hatte sein Bruder den lebhaftesten Widerstand dagegen gezeigt, die Nachfolge zu übernehmen. Alexander hatte ihm daraufhin geantwortet: „Sobald die Stunde der Abdankung für mich kommt, werde ich Dich benachrichtigen, damit Du unserer Mutter Deinen Entschluß mitteilen kannst.“

Er bestätigte so die Tatsache, daß die Kaiserin Maria in der fraglichen höchst geheimen Angelegenheit der Thronfolge alle Söhne in ihrer Hand hatte. Diese hervorragende Frau, die im höchsten Grade die Fähigkeiten einer Herrscherin besaß, wußte um alles, veranlaßte alles und ordnete auch alles an, als die Abdankung Alexanders, der Verzicht Konstantins oder die Berufung von Nikolaus in Frage stand.

Weiter. In den Tagen des 24. und 25. November widersprechen die ärztlichen Befunde sich vollkommen. Es ist unmöglich festzustellen, ob es Alexander besser geht, oder ob die Stärke seines Fiebers das Schlimmste befürchten läßt.

Am 27. November kommt der Pater Fedotow, der Erzpriester von Taganrog, vor Tagesanbruch, um dem Kranken das Abendmahl zu spenden. Vier Tage später, am 1. Dezember um zehn Uhr fünfzig Minuten vormittags, stirbt Alexander.

Während dieser vier Tage jedoch läßt sich der Pater Fedotow nicht mehr sehen. Wie soll man es verstehen, daß der fromme und mystische Alexander, der nicht mehr darüber im Zweifel sein konnte, daß er in Todesgefahr schwebte, nach Empfang der letzten Sakramente nicht den Wunsch empfunden haben sollte, den Priester noch einmal zu sprechen. Wie war es möglich, daß unter den

Menschen seiner nächsten Umgebung niemand daran gedacht hat, ihm das Eingehen in das Jenseits dadurch zu erleichtern, daß man an seinem Bett die Gebete für die Sterbenden sprach, vornehmlich jene beiden großen Bittlitaneien, die beim Herannahen des letzten Augenblicks gelesen werden mußten, in dem Augenblick, „da die Seele sich vom Leibe trennt“, — Pri razlutschenii douschi ot tela —. Alexander selbst hatte sie in anderen Fällen mit furchtsamer Scheu gesprochen: „O Meister und Herr, der Du allmächtig bist, Vater unseres Herrn Jesus Christus, wir bitten Dich und flehen Dich an! Erlöse die Seele dieses Deines Knechtes hier! Wende von ihm Deinen Fluch! Vergib ihm alle seine Sünden, auch die, die er in seiner frühesten Jugend begangen hat und die er aus Scham verschwieg!...“ Und schließlich: wäre es über all dies hinaus begreiflich, daß der Selbstherrscher aller Reußen, der Gesalbte des Herrn, das Oberhaupt und der Beschützer der Allerheiligsten Griechisch-katholischen Kirche in seinem Todeskampfe nicht den geringsten priesterlichen Beistand empfangen haben sollte?¹

¹ In diesem Unterlassen jeglicher orthodoxer Liturgie erblickten einige Historiker einen glaubhaften Beweis für eine romantische Legende, die fünfzig Jahre später aufkam. Etwa im Monat August 1825 soll Alexander einen seiner Adjutanten, den gebürtigen Piemonteser Graf von Beauretour, mit einer vertraulichen Botschaft an Leo XII. nach Rom geschickt haben. In seinem Eifer für religiöse Fragen hätte der Kaiser den hochherzigen Plan gefaßt, die römisch-katholische und die griechisch-katholische Kirche, die seit dem großen Schisma des 9. Jahrhunderts getrennt geblieben waren, wieder zu vereinigen. Damit wäre ihm der Ruhm zugefallen, die gesamte Christenheit wieder unter einer einzigen geistlichen Macht „in dem gemeinsamen Geiste des Glaubens, der Dankbarkeit und der Liebe“ gemäß dem Worte Christi geeint zu haben: *eine Herde und ein Hirte*. Das Drama von Taganrog hätte diesem frommen Wunsche ein jähes Ende be-

Am 2. Dezember, also zweiunddreißig Stunden nach Eintritt des Todes, wird die Obduktion vorgenommen. Und bei dieser Operation kommt abermals in jeder Beziehung eine Unwahrscheinlichkeit zu der anderen.

Zehn Ärzte, unter ihnen die beiden Garnisonärzte, wohnen der Sezierung und der Untersuchung der Leiche bei. Das Protokoll, das im kaiserlichen Archiv aufbewahrt wurde, trägt die zehn Unterschriften der zehn Ärzte. Doktor Tarassow jedoch behauptet in seinen Memoiren, daß er das Protokoll zwar aufgesetzt, es aber nicht unterzeichnet habe. Dennoch erscheint der Name von Tarassow unter dem Schriftsatz. Demnach ist die Akte mit einer Fälschung belastet. Noch viel schwerer aber wiegt, daß die anatomischen Beschreibungen nicht auf den Körper Alexanders zutreffen.

Der Befund der Eingeweide hat ergeben, daß der Tod des betreffenden Verstorbenen ganz bestimmt nicht durch Malaria erfolgte. Das entscheidende Symptom der Malaria ist die krankhafte Vergrößerung der Milz. Die Ärzte jedoch bezeugen, daß die Milz ganz normal war.

Noch erstaunlicher ist, was die Leichenschau über die Beschaffenheit des Gehirns aussagt: Das Verwachsensein der Gehirnrinde mit der Schädeldecke und einige andere

reitet. Die sehr fragliche Entsendung von Beauretour, die durch phantasiereiche Zeugen mehr oder weniger ausgeschmückt wurde, hat sogar nach und nach den Gedanken aufkommen lassen, daß Alexander, — derselbe Alexander, der sich noch vor kurzem so demütig vor die Füße des Erzbischofs Photius warf, — die Absicht gehabt habe, sich zum römischen Katholizismus zu bekehren. Die genauen Forschungen des Großfürsten Nikolaus Mikhaïlowitsch, der sich mit mir oft genug über diese Dinge aussprach, lassen die Annahme nicht zu, daß Alexander jemals im geringsten daran gedacht hätte, sich von der griechisch-katholischen Kirche zu lösen.

Gehirnverletzungen zeigen deutlich die zerstörenden Wirkungen der Syphilis. Alexander ist von diesem Leiden stets verschont geblieben.

Die kritische Prüfung aller dieser Tatsachen und aller Möglichkeiten führt uns zwangsläufig zu der Frage, ob um diesen Zaren, der auf geheimnisvollem Wege verschwunden sein soll, nicht nach seinem Willen eine dunkle Komödie aufgeführt wurde, deren letzter Akt darin bestand, daß man in den kaiserlichen Sarg eine fremde Leiche legte.

Hier stellen sich sofort die folgenden Bedenken ein: Ist es anzunehmen, daß man sich in aller Heimlichkeit eine Leiche beschaffen konnte, deren Größe und Körperbau einige Ähnlichkeit mit Alexanders Figur zeigte? ... Eben dies ist es, was den ernsthaftesten Anhängern der Behauptung, daß Alexander weitergelebt hat, vollauf glaubhaft erscheint. Vage Hinweise lassen sie sogar glauben, daß ein hoher Militärarzt, der Doktor Alexandrowitsch, zufällig die Leiche eines Soldaten des Ssemenowschen Regiments zur Hand gehabt habe, der am 30. November starb und der dem Zar außerordentlich ähnlich sah. Das vollkommene Geheimnis, in das zu jener Zeit' das Privatleben der Herrscher gehüllt war, und noch mehr die Tatsache, daß jeder kaiserliche Befehl unverzüglich ausgeführt werden mußte, lassen es als durchaus möglich erscheinen, daß der Doktor Alexandrowitsch sich zu dem Betrüge hergab, den man ihm anbefahl. Hehlereien und Heimlichkeiten dieser Art sind ja in der tragischen Geschichte der Romanow an der Tagesordnung. Und gehören die Verleumdungen und Scharlatanerien, mit denen im 20. Jahrhundert das Rasputinabenteuer von sich reden machte, nicht in die gleiche Reihe?

Der zweite Einwand ist so bedeutsam, daß er unwiderleglich zu sein scheint. Um das Verschwinden Alexanders und die Vortäuschung seines Todes möglich zu machen, genügte nicht nur die Herbeischaffung einer mehr oder minder ähnlichen Leiche, sondern über all dies hinaus bedurfte es der unmittelbaren und sehr entscheidenden Mitwirkung der Zarin Elisabeth, des Fürsten Wolkonsky und der Ärzte Wyllie und Tarassow.

Kann man wirklich annehmen, daß die zartfühlende Elisabeth sich dazu bereitgefunden haben sollte, ihren Gemahl verschwinden zu lassen, den sie gerade jetzt wieder von ganzem Herzen liebgewonnen hatte und wie einstmals „mein Angebeteter, mein Engel...“ nannte? Die Beantwortung dieser Frage hängt damit zusammen, daß Elisabeth diese Ausdrücke am 23. November, nach jener sechsstündigen Aussprache gebrauchte. Wir wüßten von diesen Wendungen überhaupt nichts, wenn die Zarin nicht gleich darauf an ihre Mutter jenen Brief mit dem Satz geschrieben hätte: „Man glaubt, alles auf das beste getan zu haben. Und plötzlich kommt eine unerwartete Prüfung...“ Soll es nicht möglich sein, daß Alexander sie an jenem Tage im Namen ihrer wiedererstandenen Liebe tatsächlich angefleht hat, ihm Kraft und Hilfe dazu zu leihen, das Ende seines Lebens der Buße zu weihen und so seine Seele zu retten. Man kann wohl nicht von der Hand weisen, daß Alexander, dessen innere Qualen wir ja zur Genüge kennen, eine solche Bitte an Elisabeth gerichtet hat. Ist dies der Fall gewesen, dann hat sie ihm sicherlich sofort nachgegeben. Die Inbrunst seiner Frömmigkeit, seine romantischen Vorstellungen, die Verliebtheit, an der sie sich seit ihrer Ankunft in Taganrog so sehr freute, von der sie sich ganz gefangennehmen ließ,

und endlich seine körperlichen Leiden dürften sie mit blindem Gehorsam gegen jegliche Bitte ihres Gatten erfüllt haben.

Einige andere Tatsachen hüllen das Geheimnis ihrer Teilnahme an dem Drama von Taganrog noch in tieferes Dunkel. Während der Trauerzug nach den Bestattungsfeierlichkeiten sich langsam nach dem Norden hin bewegt, bleibt sie ganz allein noch vier Monate lang in dem trostlosen Hause, in dem sie die letzten schönen Tage ihrer Ehe erlebt hatte, — als wollte sie sich allen lästigen und peinlichen Fragen entziehen. Endlich, am 10. Mai, entschließt sie sich, ihre Einsamkeit zu verlassen, hütet sich aber, nach Petersburg zurückzukehren. Sie will auf dem Lande, in einem alten Schloß Katharinas II. bei Moskau leben. Doch auf dem Wege nach Kaluga stirbt sie plötzlich in Bielew am Herzschlag.

Von den anderen drei eingeweihten Mitwissern muß der Fürst Wolkonsky derjenige gewesen sein, der alle Vorgänge überwacht hat. Er war der älteste und nächste Freund des Kaisers. Beide waren durch eine gemeinsame Erinnerung unlöslich miteinander verbunden. Im Jahre 1801 hatte er sich in der Nacht des 23. März unter den Verschwörern befunden, die Paul I. erdrosselten, während Alexander im unteren Geschoß trotz der Schreie des Opfers zu schlafen vorgab. Seine wirksame Beteiligung an der unwürdigen Tragödie war reichlich belohnt worden. Der Zar hatte ihn mit Ehren und Geschenken überschüttet. Wolkonsky war Generaladjutant, Mitglied des kaiserlichen Rates und noch vieles andere geworden. Nach so vielen Gunstbeweisen konnte Wolkonsky seinem Herrn wahrhaftig nichts abschlagen.

Der Doktor Wyllie, „Berater und Leibarzt bei Hofe“,

verdankte gleichfalls dem Attentat den Beginn seines Aufstiegs. Die Verschwörer, die fast sämtlich betrunken waren, hatten Paul mit Fäusten, Füßen und Säbeln dermaßen zugerichtet, daß man die Leiche in diesem Zustande nicht öffentlich zu zeigen wagte. Wyllie war damit beauftragt worden, das Gesicht und die Wunden zu flicken und die Beulen und blutunterlaufenen Flecken mit Schminke zu vertuschen. Er hatte seine Aufgabe meisterhaft durchgeführt. Seitdem befand er sich ständig in Alexanders Umgebung und genoß das volle Vertrauen des Kaisers. Ebenso wie bei Wolkonsky war die Erinnerung an den 23. März ein geheimes Einverständnis in den Beziehungen zwischen dem Autokraten und seinem Leibarzt.

Der Chirurg Tarassow schließlich hat in dem Betrüge bei der Obduktion eine so eindeutige Rolle gespielt, daß seine Mitwisserschaft ohne weiteres erwiesen ist. Er erscheint als der Oberregisseur dieses düsteren Schauspiels mit all den Täuschungen und Ränken, deren man sich notwendig bedienen mußte, um die fremde Leiche in den kaiserlichen Sarg zu bringen.

Noch ein letzter Einwand, der nicht wenig beweist. Nach dem orthodoxen Ritus mußte die sterbliche Hülle des Zaren mehrere Tage in der Kirche von Taganrog mit unbedecktem Gesicht zur Schau gestellt und täglich mit einer feierlichen Totenmesse geehrt werden. Wie ist es möglich, daß unter den vielen, die vor dem Sarge das Knie beugten, kein einziger den Betrug entdeckte?

Die Toten sind nicht immer mit Bestimmtheit wiederzuerkennen. Einem jeden Betrachter entfährt unwillkürlich der Ausruf: „Das soll er sein? ... Wie er sich verändert hat! ... Man kann ihn kaum noch wiedererkennen!“

Überdies besitzen wir das ausdrückliche Zeugnis zweier französischer Ärzte, von denen der eine in Taganrog ansässig, der andere aus Teheran gekommen war. Alle beide waren Schüler des berühmten Broussais und hatten während der Krankheit des Zaren ihre Dienste angeboten. Man hatte sie abgewiesen. Vorher aber hatte Alexander sie mehrere Male getroffen und war stehen geblieben, um sich mit ihnen zu unterhalten. Sie kannten ihn also beide gut von Angesicht. Als sie ihn nun auf der Bahre erblicken, können sie sich die völlige Veränderung seines Gesichtes nicht erklären. Außerdem sind sie erstaunt darüber, daß die Auflösung der Leiche bei der niedrigen Temperatur, die herrscht, schon so weit fortgeschritten ist. Daraus könnte man schließen, daß der Tote einige Tage vor Alexanders Verschwinden gestorben war... Je weiter man die Untersuchung vortreibt, um so mehr enthüllt sich die amtliche Lüge.

Und wie es stets in den Ländern zu sein pflegt, in denen die öffentliche Meinung sich nicht frei aussprechen kann, formt und verbreitet sie sich dann durch Gerüchte von Mund zu Mund.

So ist auch in Taganrog von der ersten Stunde an unter dem Volke die seltsame Rede umgegangen: „Unser vielgeliebter Zar ist nicht gestorben!... Man hat statt seiner jemand anderes in seinen Sarg gelegt!“

Dieses Gerücht verbreitet sich von Ort zu Ort in ganz Rußland. Es begleitet den Trauerzug auf seinem ganzen Wege, von Charkow nach Kursk, von Kursk nach Orel, von Orel nach Tula und von dort nach Moskau, das am 15. Februar erreicht wird.

Eine unabsehbare, andachtsvolle Menge wohnt auf dem Kreml der Ankunft des Sarges und seiner Aufbahrung in der Archangelsk-Kathedrale bei, wo die berühmten Zaren von früher ruhen: Simon der Stolze, Dimitry Donskoi, Iwan III. Wassiljewitsch, Iwan IV. der Schreckliche und die ersten Romanow, die Vorgänger Peters des Großen. Die erregte Volksmenge fordert, man solle ihr den Leichnam des Zaren zeigen. Sie sieht in Alexander den Heros des Befreiungskampfes von 1812. Mit eigenen Augen will sie sich davon überzeugen, daß der Leichnam wirklich und wahrhaftig der ihres verehrten Alexander Pawlowitsch ist... Auf die unbegreifliche Abweisung dieses Wunsches durch die Behörden werden die Massen so aufgebracht, daß der Generalgouverneur Fürst Galitzin Truppen und sogar Artillerie einsetzen muß, um den Platz vor dem Kreml zu räumen.

Zwei Tage später setzt der Trauerzug seinen Weg nach St. Petersburg fort. Am 10. März erreicht er die Ortschaft Babino, die zwanzig Meilen von Zarskoe Selo entfernt ist. Hier ist der vorletzte Aufenthalt.

Ganz unerwartet kommt die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna nach Babino. Sie kommt ganz allein. Weder der neue Zar, noch irgendein anderes Mitglied der kaiserlichen Familie begleitet sie.

Sie befiehlt, den Sarg zu öffnen. Dank der Kälte und der Einbalsamierung „ist der Leichnam noch sehr gut erhalten“. Nachdem sie ihn lange betrachtet hat, reist Maria Feodorowna sogleich zurück. Aus welchem Grunde hat sie trotz ihres hohen Alters und der bitteren Kälte die Anstrengung dieser immerhin beträchtlichen Fahrt auf sich genommen? Man weiß es nicht. Nur soviel ist gewiß, daß sie einige Tage zuvor von der Fürstin Wolkonsky, die

sogleich nach dem Drama von Taganrog aufgebrochen war, eine vertrauliche Botschaft im Auftrage des Fürsten erhalten hatte. Da die Fürstin nicht recht wußte, wie sie sich dafür entschuldigen sollte, daß sie sich in einer solchen Angelegenheit an die Kaiserin-Witwe wandte, schloß sie ihren Bericht mit folgenden Wendungen: „Ich ersuche Ew. Majestät, in diesen Zeilen nichts anderes als meine Bewunderung für Ihre Seelenstärke und mein Vertrauen auf Ihre innere Größe erblicken zu wollen. Und ebenso bin ich gewiß, daß Sie niemals und zu keinem Menschen etwas von dem Inhalt dieses Briefes andeuten werden.“¹

Am 13. März wird zur Mitternacht in der Kapelle des Schlosses Zarskoe Selo ein Trauergottesdienst abgehalten, ohne daß man es sich, zum mindesten in der Öffentlichkeit, erklären kann, weshalb Nikolaus I. diese Feier in die Schatten der Nacht getaucht hat. Die gesamte kaiserliche Familie schreitet an dem geöffneten Sarge vorüber. Maria Feodorowna küßt die eiskalte Stirn des Toten. Und dann verkündet sie, so als wollte sie die Zweifel zerstreuen, von denen sie die Mehrzahl der Anwesenden befallen sieht, mit ihrer klaren und harten Stimme:

„Ja, das ist mein Sohn, mein geliebter Sohn! Mein teurer Alexander!“

Am 25. März wird der Sarg durch ein schweres Schneegestöber feierlich zur Peter und Pauls Festung überführt,

¹ Man muß wohl einen Zusammenhang zwischen diesem mysteriösen Schreiben und der besonderen Gunst vermuten, deren sich der Fürst Wolkonsky, — übrigens durchaus ein Ehrenmann, — unverbrüchlich bei Nikolaus I. erfreuen durfte, der ihn sehr bald zum Feldmarschall, zum Minister der Krone und der kaiserlichen Güter sowie zum Kanzler aller kaiserlichen Orden ernannte.

wo er in einem Sarkophag unter dem Namen Alexander Pawlowitsch beigesetzt wird.

Unter der Regierung von Nikolaus I. wird das Drama von Taganrog in Schweigen und Vergessen gehüllt. Niemand wagt davon zu sprechen, niemand wagt auch nur die geringste Andeutung zu machen. Sogleich nach seiner Thronbesteigung mußte der neue Zar einen gefährlichen Aufstand unter den Truppen in Blut ersticken, — jene Revolte, die Alexander seit drei, vier Jahren sich vorbereiten sah und die ihm seine Regierung so sehr verbittert hatte.

Nach diesem tragischen Vorspiel, das die Monarchie der Romanow beinahe für immer hinweggefegt hätte, ist Nikolaus mehr denn je davon durchdrungen, daß nur das strengste autokratische Regiment dazu fähig ist, Rußland im Zaume zu halten. Dank seiner klaren und lebhaften Intelligenz, seiner unermüdlichen und gut eingeteilten Arbeitskraft, dank seines mutigen Vorwärtstrebens, seiner Rechtschaffenheit und sittlichen Sauberkeit, schließlich auch durch eine glückliche Vereinigung persönlicher Anspruchslosigkeit mit kaiserlicher Würde hat er es bald dahin gebracht, daß er in den Augen seines Volkes wie in denen ganz Europas hohes Ansehen genießt.

In Wahrheit aber regierte ein fürchterlicher Polizeiapparat; er unterdrückte und rottete mit Stumpf und Stiel jede freie Bekundung des russischen Lebenswillens aus. Niemand durfte die geringste Kritik, auch keine mittelbare, an den Maßnahmen der Regierung üben. Ja, man durfte sie nicht einmal loben. Laut Zensurgesetz waren „weder Tadel noch Lob mit der Würde der Regierung und mit der öffentlichen Ruhe und Ordnung vereinbar. Man solle gehorchen, seine Gedanken für sich

behalten..." Spionage und Angeberei standen in höchster Blüte. Im ganzen Staate bis in die fernsten Grenzgebiete hin war eine peitschende, peinliche und starre Gewalt zu spüren. Der asiatische Despotismus verband sich mit einem westlichen Militarismus. Vermöge seiner außerordentlichen Befähigung zum Untersuchungsrichter übertraf der General von Benckendorff den traurigen Ruhm der „Bulldogge“ Araktschejew. Noch niemals hatten die Lager Sibiriens sich so reich aus den Salons von Petersburg und Moskau ergänzt. Das Lager von Tschita, das noch weit jenseits von Irkutsk in dem bitterkalten Transbaikalien gelegen war, wo das Quecksilber ganze Wochen hindurch eingefroren blieb, konnte sich rühmen, unter seinen Insassen die Mitglieder einiger der ältesten Familien Rußlands zu beherbergen.

Durfte man sich unter einer solchen Herrschaft wundern, wenn man es für höchst gefährlich hielt, den Namen Taganrog auszusprechen? Hütete man sich doch schon davor, das Wort Sibirien zu gebrauchen. Die Gerichte bezeichneten die Verbannungen nach Sibirien beschönigend als Versendung in „sehr entfernt liegende Gegenden“.

Neununddreißig Jahre nach dem Verschwinden Alexanders jedoch beginnt das Mysterium um seinen Tod die Geister von neuem zu beschäftigen und zu erregen.

Am 1. Februar 1864 starb in der Gegend von Tomsk ein greiser sibirischer Einsiedler, ein Staretz, der im Geruch der Heiligkeit stand. Er nannte sich Feodor Kusnitsch.

Alles, was man von ihm wußte, war dies, daß er seit

langen Jahren durch den Ural gewandert war und alle die Kirchen, Klöster und Heiligtümer besucht hatte, die die Pilger zu besuchen pflegten. Dann hatte er die Steppen, die Felder und die endlose Taiga durchmessen, die zwischen dem Obs und dem Jenessei liegen. Später, im Jahre 1858, hatte er sich hier und dort in der Nähe von Tomsk niedergelassen, und ein Kaufmann der Stadt, ein Goldsucher, hatte ihn in seiner Isba aufgenommen.

Er war groß und breitschultrig, von so schlichter, stattlicher Würde, daß er allen eine abergläubische Verehrung einflößte. Er sprach nicht gern von sich aus, als ob er Schweigen gelobt hätte oder taub wäre. Hin und wieder aber äußerte er seltsame Worte, die darauf schließen ließen, daß er früher einmal am kaiserlichen Hofe gelebt hatte. Mitunter auch rief er Erinnerungen an 1812 wach, an den Krieg in Frankreich und den Einzug in Paris. Dann leuchteten plötzlich seine Augen auf. Die peinliche Sauberkeit, die er an sich wie in seiner ärmlichen Zelle beobachtete, ließ darauf schließen, daß er in seinem früheren Weltleben alle erlesenen Genüsse des Luxus kennengelernt hatte. Man schrieb ihm mehrere Wundertaten zu. Diese rechtfertigten seine tiefe Frömmigkeit und Barmherzigkeit, seine seltsamen Offenbarungen und standen im Einklang mit den süßen Düften, die an gewissen Tagen seiner Isba entströmten. Und endlich erzählte man sich noch, daß einmal ein alter Soldat, der einen Trupp von Verbannten nach dem Lager von Nertschynsk begleitete, aufsprang, als er ihn sah, sodann sich jäh umwandte und militärische Haltung einnahm, indem er ausrief: „Aber, das ist ja unser vielgeliebter Zar! Das ist doch unser Kaiser Alexander Pawlowitsch!“

Und bald hatte sich eine Legende um den sibirischen

Einsiedler gebildet: Alexander I. ist nicht in Taganrog gestorben. Er hat auf alle irdische Macht und Größe verzichtet, um sich gänzlich dem Heil seiner Seele hinzugeben. Seitdem geht er unerkannt als Feodor Kusmitsch umher.

Diese Legende hat in Rußland eine ebenso umfangreiche wie leidenschaftliche Literatur hervorgerufen. Viele Historiker, unter ihnen die gewissenhaftesten, die mit den kritischsten Methoden arbeiten, halten sie für wahr. Derjenige von ihnen, der auf das gründlichste die ganze Frage nachgeprüft hat, der Fürst Wladimir Bariatinsky, schrieb noch kürzlich: „Alexander I. ist 1864 als Feodor Kusmitsch gestorben. Das ist meine unerschütterliche Überzeugung.“

Der bedeutendste Historiker Alexanders I., der Großfürst Nicolas Mikhaïlowitsch, der von seinem kaiserlichen Neffen Nikolaus II. die Ermächtigung erhalten hatte, die Geheimarchive der Romanow zu durchsuchen, schien zuerst der Identität von Feodor Kusmitsch und Alexander zuzustimmen, trat dann jedoch einen plötzlichen Rückzug an. Es lagen aber wohl mehr besondere als wissenschaftlich begründete Motive vor, vielleicht sogar ein Befehl von höchster Stelle.¹ Sollte es doch wahr sein, daß Alexander Taganrog heimlich verlassen hat, um seine Tage in Sibirien als Eremit zu beschließen?

Diejenigen, die diese Meinung teilen, führen zu ihrer Stütze eine ganze Reihe von Tatsachen, Anekdoten, Zu-

¹ Als ich Botschafter in Rußland war, konnte ich auf Grund der herzlichen Beziehungen, die ich zu dem Großfürsten Nicolas Mikhaïlowitsch hatte, mehrfach mit ihm über Feodor Kusmitsch sprechen. Jedesmal hatte ich den Eindruck, daß er in seinen Äußerungen, die sonst so entschieden und bestimmt waren, in diesem Falle nicht frei war.

fällen und Vermutungen an, die sie als einigermaßen wahrscheinlich erscheinen lassen. Aber dennoch bleiben Ungewißheit und Widersprüche zurück.

Im gegenwärtigen Zustande der Forschung möchte man eher zu der Ansicht neigen, daß der Fall des Feodor Kusmitsch nichts mit dem Drama von Taganrog zu tun hat. Die ungewöhnliche Existenz dieses frommen Vagabunden könnte ebensogut von einem jener zahllosen Eremiten jenseits der Grenzen der Gemeinschaft gelebt worden sein, von einem der verzückten Propheten, der messianischen Apostel, der von Reue und Unheil Besessenen, der verjagten Priester, der aufsässigen Mönche, der entflohenen Gefangenen. Für sie alle war die sibirische Steppe von jeher die bevorzugte Zuflucht.

Bei dieser Lage der Dinge, in der wir nur auf Hypothesen angewiesen sind, scheint eine von ihnen, die in ganz andere Richtung geht, sehr viel mehr Wahrscheinlichkeit zu haben.

Alexander soll nicht in Sibirien, sondern in einem Kloster Palästinas oder auf dem Berge Athos das Ende seiner Tage beschlossen haben. Die Jacht eines englischen Lords soll ihn in Taganrog an Bord genommen haben. Das würde endlich das Rätsel lösen, weshalb für den Winteraufenthalt der leidenden Zarin gerade dieser von widrigen Winden heimgesuchte Hafen gewählt wurde, der sich im primitivsten Zustande befand und von Schiffen nur sehr selten aufgesucht wurde. Jener Lord, Titelinhaber einer Grafschaft, ist nicht unbekannt, und seine Nachkommen haben sich in der hohen Politik oft genug ausgezeichnet.

BILDERVERZEICHNIS

Alexander I., nach einem Gemälde von Franz Krüger	nach Seite 32
Maria Feodorowna, Kupferstich von J. S. Klauber*	vor Seite 33
Zarin Elisabeth, Kupferstich von J. S. Klauber*	nach Seite 48
Königin Luise, nach einem Gemälde von W. Ternite	vor Seite 49
Napoleon und Alexander I. auf dem Nje- men bei Tilsit, Kupferstich von J. J. Freidhof*	nach Seite 96
Caulaincourt, nach einem Gemälde von F. P. Gérard	vor Seite 97
Alexander I., nach einem Kupferstich von F. W. Bollinger*	nach Seite 112
Napoleon und Alexander I. auf dem Er- furter Kongreß, Kupferst. v. Monin*	vor Seite 113
Rostoptschin, Kupferstich von F. Meyer*	nach Seite 208
Talleyrand, nach einem Gemälde v. J. B. Greuze*	vor Seite 209
General Kutusow, Kupferstich von F. W. Bollinger*	nach Seite 224
Großfürstin Katharina Pawlowna, nach einer Miniatur von Dubois	vor Seite 225
Der Wiener Kongreß, Kupferstich von J. Godefroy*	nach Seite 288
Metternich, Lithographie von Kriehuber*	vor Seite 289
Großfürst Konstantin, n. einem Kupfer- stich von J. Lex*	nach Seite 304
Araktschejew, Lithogr. von G. Hippus*	vor Seite 305

* Aus dem Kupferstichkabinett, Berlin.

INHALT

I. Die Gestalt	7
II. Die Nacht des 23. März 1801	11
III. Politik und Liebe	22
Reformpläne 23, Die Naryschkin 25, Die Zarin 26	
IV. Napoleons Kronen und die dritte Koalition	33
Der Autokrat und der „Tyrann“ 34, Alexanders Traum und William Pitt 42	
V. Pulawy—Potsdam—Austerlitz	47
Pulawy 48, Potsdam 50, Austerlitz 54	
VI. Jena — Friedland — Tilsit	60
Jena 61, Friedland 66, Tilsit 71	
VII. Das Spiel der Diplomaten	85
Die Kaiserin-Mutter 86, Savary 88, Caulaincourt 91, Metternichs Rat 93, Napoleons Indienprojekt 96, Der spanisch-französische Krieg 100, Die Kaiserin-Witwe warnt 102, „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“ 104	
VIII. Die Zusammenkunft in Erfurt	106
Talleyrand 110, Alexander wird schwierig 113, Talleyrands Intrigenspiel 116	
IX. Königin Luise in Petersburg — Der Seminarist und „die Bulldogge — Caulaincourt merkt nichts	118
Die Hohenzollern in Petersburg 119, Spersanskij 125, Araktschejew 127, Napoleon und	

sein Gesandter Caulaincourt 131, Aspern 135, Napoleon 1809 138, Das alte heilige Rußland 142, Der Zar und seine Schwester Katharina 144, Der Handel um Polen und die Großfürstin 147

X. Alexander rüstet sich 154

Der prophetische de Maistre 155, Und abermals Freund Czartoryski 159, Caulaincourt wittert Unheil 163, Rußland rüstet 165, Der Plan Phull 173, Meister der Geheimdiplomatie 177, Nesselrode und Talleyrand 181, Caulaincourt wieder in Paris 183, Fürst Kurakin wird abgekanzelt 184, Die letzten Vorbereitungen 186, Speranskijs Sturz 192

XI. 1812 195

Wilna 196, Smolensk 199, Der russische Oberbefehl 202, Madame de Staël in Petersburg 207, Borodino 209, Napoleon in Moskau 210, Alexander bleibt unbeugsam 213, Ein geheimer Anschlag. Und Katharina Pawlowna 214, „Napoleon und ich!“ 218, „Der Knüttel des Muschik“ 220

XII. Der Befreier Europas 223

Die Rolle des Freiherrn vom Stein 224, Die mystischen Freunde des Zaren 225, Vertrag von Kalisch 228, Einzug in Dresden 230, Lützen und Bautzen 231, Caulaincourt und der Waffenstillstand 232, Metternich wird bestochen 238, Die Völkerschlacht bei Leipzig 240, Der Romanow in der deutschen Kaiserstadt 242

XIII. Alexander in Paris 245

Der Kongreß in Châtillon 246, „Noch ist der Löwe nicht tot“ 250, Der verwegene Plan 254, „Noch ist der Löwe nicht tot“ 257, Der Einzug in Paris 260, Alexander rächt Moskau

267, Der Bourbone und der Romanow 271, Katharina verscherzt dem Bruder England 278	
XIV. Der Wiener Kongreß	282
Die Bevollmächtigten 283, Alexanders Ehrgeiz 284, Die polnische Frage 286, Die Gegen- spieler des Zaren 288, Der Vertrag vom 3. Januar 1815 290, Hinter den Kulissen des Kongresses 292, Napoleons Rückkehr 296, Die neue Verfassung für Polen 300, Keinen Frieden mit Napoleon! 302, Frau von Krüde- ner 304	
XV. Die Heilige Allianz	307
Politische Komödie 308, Alexander rächt sich an Talleyrand 310, Die Heilige Allianz 315, Die Parade des Zaren 321, Enttäuschung und Heimkehr 323	
XVI. Der mystische Zar	326
Bitteres Elend in Rußland 327, Das neue Kö- nigreich Polen 328, Großfürst Konstantin 330, Araktschejew und die Militärkolonien 332, Der Mystizismus des Zaren 335, „Ruß- land wird von der Postkutsche aus regiert“ 338, Der Kongreß zu Aachen 340, Die galan- ten Zwischenspiele in Aachen 342, Der Tod Katharinas 344, Der Bruch mit Maria Anto- nowna 345, Die innere Unruhe des Zaren 346, Die „Hydra der Revolution“ 347, Der Kongreß zu Troppau 349, Ssemenowsche- Meuterei 350, Der Kongreß zu Laibach 352, Der griechische Aufstand 353	
XVII. Rußland und der Freiheitskampf der Griechen	355
Die Apathie des Zaren 356, Araktschejew wü- tet 357, Photius, der Vorläufer Rasputins 358, Die Bibelgesellschaft 361, Galitzin fällt!	

362, Der Kongreß zu Verona 363, Der Einfluß Metternichs 364, Der Zar und Chateaubriand 366, Synderesis 368, Dunkles Spiel um die Nachfolge 369, Alexander findet zu der Zarin zurück 372, „Der Bund der allgemeinen Wohlfahrt“ 375, Herbe Verluste 378, „Das Heilige Rußland wird unbewohnbar 380

XVIII. Der Tod des Zaren 382

Warum Taganrog? 383, Die Totenmesse im Alexander-Newsky-Kloster 384, Gespräch Alexanders mit dem greisen Mönch 385, Der letzte Herbst in Taganrog 386, Der Zar erkrankt 388, Die letzten Stunden 389

XIX. Das Geheimnis von Taganrog 391

Die sich widersprechenden Zeugen 393, Der 23. November 394, Warum keine Gebete für den Sterbenden? 395, Die Ergebnisse der Obduktion 397, Eine fremde Leiche? 398, Wie verhält sich die engste Umgebung? 400, Das Zeugnis zweier fremder Ärzte 402, Erregung in Moskau 403, Der geheimnisvolle Brief 404, Der neue Zar 405, Gewalt hütet das Geheimnis 406, Die Kusmitsch-Legende 407, Immer neue Vermutungen 409, Legendares Fortleben 410, „Ein unlösbares Rätsel bis über das Grab hinaus“ 411



34059/
2.